

KELLEY
22
MÄNNER
UM
HITLER

Dr. Douglas M. Kelley

Biblioteka
UMK
Toruń

378886

22 MÄNNER UM HITLER

*Erinnerungen des
amerikanischen Armeearztes
und Psychiaters
am Nürnberger Gefängnis*

➔ DR. KELLEY SCHILDERT AUF GRUND VOLLKOMMEN NEUEN
UND AUTHENTISCHEN MATERIALS DIE ERGEBNISSE DER PSYCH-
IATRISCHEN UNTERSUCHUNG DER KRIEGSVREBRECHER. ZUM
ERSTENMAL ERHALTEN WIR AUFKLÄRUNG ÜBER DIE GEHEIMEN
URSACHEN DER GRÖSSTEN KATASTROPHE DER MENSCHHEIT

DELPHI
VERLAG

DELPHI-VERLAG

Dr. Douglas M. Kelley

22 MÄNNER UM HITLER

*Die aufsehererregenden Erinnerungen
des amerikanischen Armeearztes und
Psychiaters am Nürnberger Gefängnis*

Dr. Kelley, von der amerikanischen Ar-
mee als Psychiater zum Nürnberger Pro-
zeß entsandt, erstattet in diesem Werk
Bericht über die Ergebnisse der psychia-
trischen Untersuchung der 22 Angeklag-
ten, die vor dem Internationalen Gerichts-
hof den Schlußakt der Tragödie erlebten.
In stundenlangen Interviews, die sich auf
Wochen und Monate erstreckten, hat sich
der Verfasser bemüht, die Psyche der An-
geklagten zu erforschen, die Motive ihrer
Handlungen festzustellen und alle Un-
terlagen zu sammeln, die Licht auf die
geheimen Ursachen der größten Kata-
strophe, die je von Menschen herbeige-
führt wurde, werfen konnten. Keinem

Fortsetzung auf der rechten Innenklappe

DELPHI-VERLAG · OLTEN · BERN

378886
Biblioteka Główna UMK



300052979373

als vierter Band der Delphi-Bücherei:

Lee van Dovski

ADMIRAL BYRD

68 Seiten, 4 Tafeln, eine Karte. Pappband Fr. 3.70

Eine auf den neuesten Quellen beruhende Darstellung der Polarexpeditionen des berühmten Forschers, einschließlich der letzten Reise 1947, deren Ergebnisse von größter Bedeutung für die zukünftige Weltwirtschaftspolitik der Großmächte sein wird. (Auch für die reifere Jugend geeignet.)

Lee van Dovski

GENIE UND EROS

*Goethe, Beethoven, Byron, Shelley, Poe, Hölderlin, Liszt, Wagner,
Nietzsche, Flaubert, Baudelaire, Gauguin, Strindberg, Wells*

375 Seiten Text. Ganzleinen (Ballonleinen) Fr. 15.80

Genie und Eros! Es kann wohl schwerlich ein fesselnderes Thema geben in unserer von der Technik beherrschten Zeit, in der die Liebe viel von der Bedeutung verloren hat, die sie früher besaß.

Seit Lombrosos sensationellem Werk «Genie und Irrsinn» ist kein so aufsehenerregendes Buch über das Genieproblem geschrieben worden wie dieses, das die Probleme der Ehe, der Beziehungen zwischen Mann und Weib im Zusammenhang mit der genialen Leistung so eindrucksvoll behandelt. (Erscheint demnächst in spanischer Sprache.)

Louis Bertrand

DER HOF VON VERSAILLES

Neuaufgabe, 11.—13. Tausend

330 Seiten Text, 8 Tafeln. Ganzleinen (Ballonleinen) Fr. 15.80

Zwei Jahrhunderte lang war der Hof von Versailles Vorbild für alle fürstlichen Hofhaltungen Europas, Versailles ein Begriff, der alle Komponenten einer hohen Kultur in sich schloß. Louis Bertrand, einer der bedeutendsten französischen Historiker, räumt an Hand unwiderlegbarer Quellen mit dem Vorurteil auf, das bisher eine gerechte Würdigung des Sonnenkönigs unmöglich machte. Glänzende Schilderungen des Lebens am Versailler Hofe sichern diesem Werke, das durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte eine besondere Aktualität gewonnen hat, eine außergewöhnliche Stellung in der neuesten Geschichtsliteratur.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

DELPHI-VERLAG · OLTEN · BERN

KELLEY
22
MÄNNER
UM
HITLER

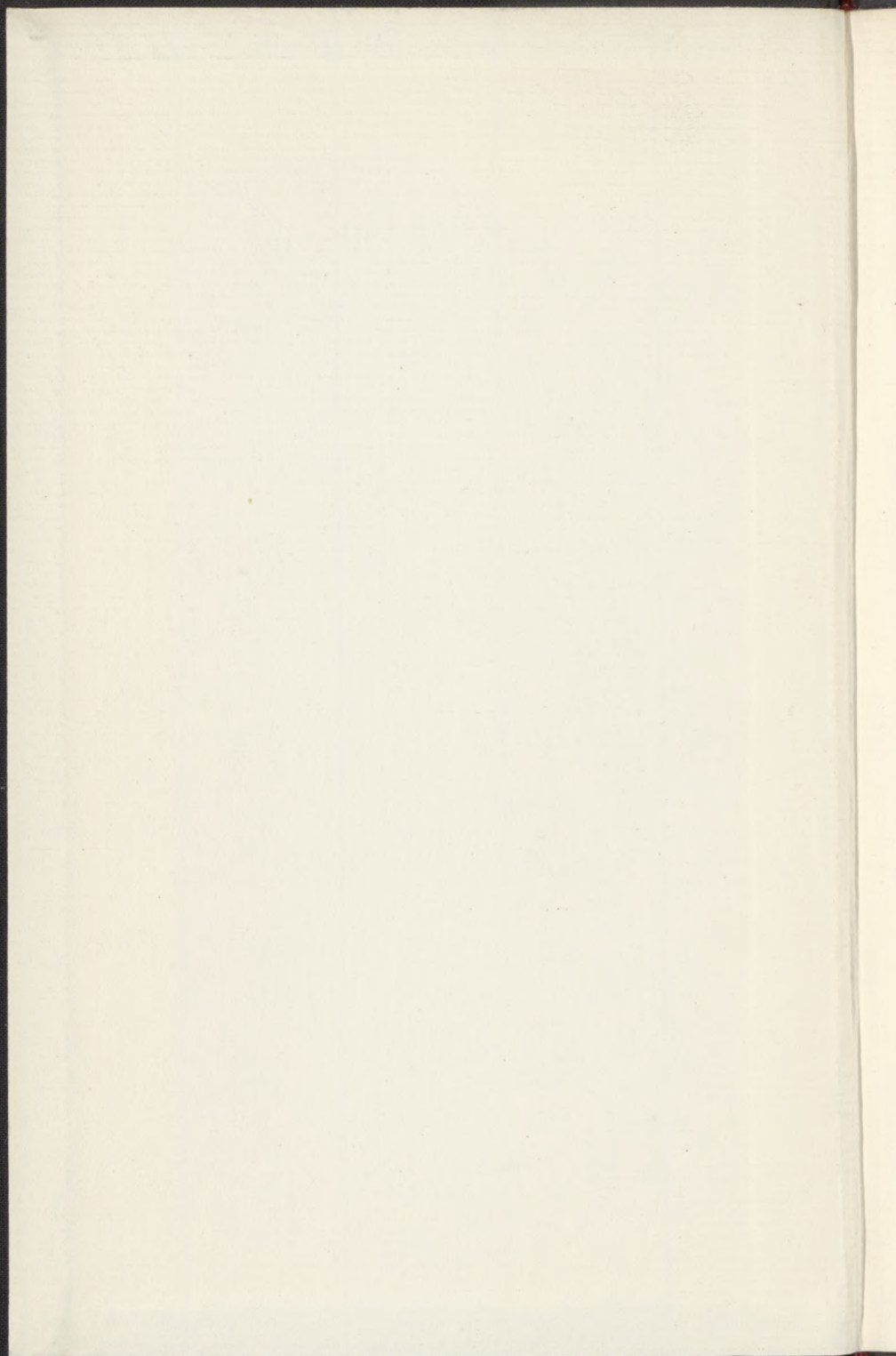
DELPHI
VERLAG

Biblioteka
UMK
Toruń

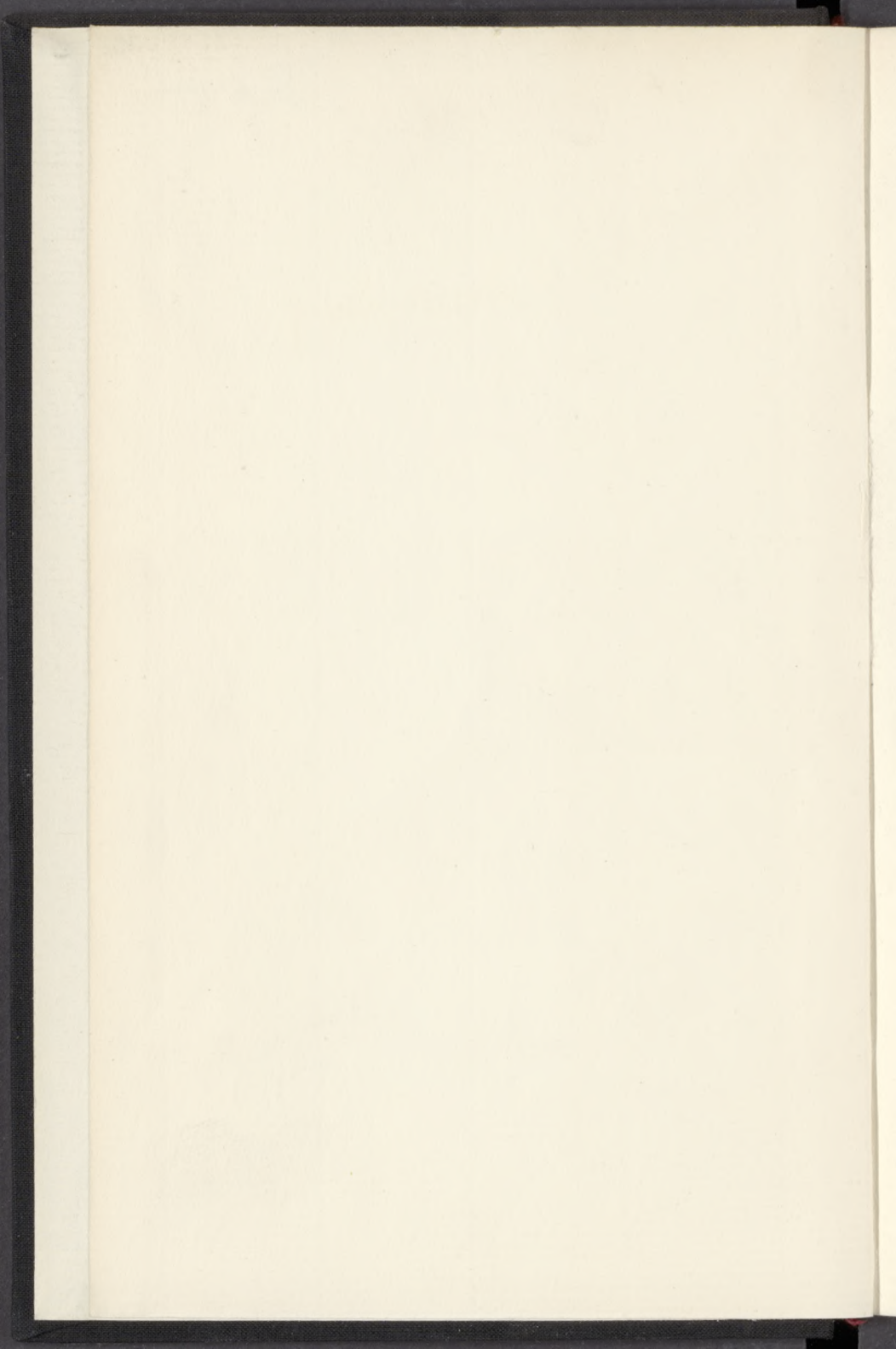
378886

KELLEY

22 MÄNNER UM HITLER



burp



DOKUMENTE ZUR ZEITGESCHICHTE

Z. Wojciechowski

Thyssen

DR. DOUGLAS M. KELLEY

22 MÄNNER UM HITLER

Erinnerungen

*des amerikanischen Armeearztes und Psychiaters
am Nürnberger Gefängnis*

DELPHI-VERLAG · OLTEN-BERN

1.
88

Titel der Originalausgabe:
« 22 Cells in Nuremberg », by Douglas M. Kelley, M.D.,
Psychiatrist to the Nuremberg Jail

Original English edition published by Greenberg, Publisher, A Corporation
201 East 57th Street, New York, N. Y.
Copyright 1947 in the United States of America



378886

Copyright by Delphi-Verlag, G. m. b. H., Olten-Bern
Druck: Uto-Buchdruckerei AG. Zürich
Einbände: W. Bäschlin & Co., Zürich
Einband- und Umschlagentwurf von Paul Sollberger, Bern
Printed in Switzerland

K-2287/66

EINLEITUNG

Dieses Buch ist weder für den Psychiater oder Geschichtsforscher geschrieben, noch für den uninformierten Leser. Psychiater und Psychologen werden in Fachblättern die Berichte finden, die ich in diesem Buch teils auszugsweise, teils in erweiterter Form wiedergegeben habe. Den Geschichtsforschern werden wohl in einem späteren Zeitpunkt die Einvernahmeprotokolle und anderen Dokumente zugänglich gemacht werden, denen ich viel, wenn auch bei weitem nicht alle Daten entnommen habe. Was die dritte Gruppe von Lesern anbelangt, werden sie in diesem Bericht nicht mehr Einzelheiten finden, als der durchschnittliche Zeitungsleser benötigt, um sich die Personen vorzustellen, die den Gegenstand meiner Untersuchungen gebildet haben.

Wer Zeitungen, Zeitschriften und die zeitgenössische geschichtliche Literatur verfolgt hat, braucht die Geschichte der nationalsozialistischen Partei nicht neu aufgetischt zu bekommen. Er wird hier keinen aufgewärmten Bericht von Hitlers Machtergreifung finden, noch vom Münchner Putsch, noch der «Reinigung» von 1934, noch vom Attentat von 1944. Was er hier finden wird, ist, so hoffe ich, eine leicht verständliche Analyse der Persönlichkeiten, die imstande waren, die Handlungen von 80 Millionen Deutschen zu lenken und zu kontrollieren.

Einer der wichtigsten Kulturwerte ist, um Korzybskis Aus-

druck zu benützen, das «time binding», das heißt die Fähigkeit, aus den Erfahrungen der Vergangenheit anderer Lehren zu ziehen, ohne sie selbst wiederholen zu müssen. Wir müssen lernen, die Schrecken des Dritten Reiches richtig zu beurteilen, ohne sie erst selbst zu erfahren. Die Zerstörung Europas, der Tod von Millionen, die fast völlige Vernichtung der modernen Kultur wird ein vergebliches Opfer gewesen sein, wenn wir nicht zu einer richtigen Beurteilung der Kräfte gelangen, welche dieses Chaos gezeitigt haben. Wir müssen lernen, warum die Nazis Erfolg hatten, dann erst können wir Schritte unternehmen, um die Wiederkunft solchen Übels zu verhindern.

Die Methode, die ich in diesem Buch anwenden will, soll darin bestehen, meine Erkenntnisse über den Nationalsozialismus mit dem zu verbinden, was ich von den prominenten Nazis selbst und über sie erfahren habe. Während der fünf Monate, die ich als Psychiater im Nürnberger Gefängnis Dienst machte, hatte ich täglich Interviews mit einigen der 22 Männer, die dort als Kriegsverbrecher gefangen saßen. Bis auf den geistesgestörten Heß war bis dahin keiner von ihnen einer systematischen psychologischen Prüfung unterzogen worden.

Nach einer gründlichen medizinischen und psychiatrischen Untersuchung unterwarf ich die Männer noch einer Serie psychologischer Tests. Solche Tests bilden eine wertvolle Ergänzung der medizinischen Beobachtungen und liefern objektive Daten für die Geschichte des betreffenden Falles. Die wichtigste der angewandten Methoden bildete der Rorschach-Test, eine erprobte und höchst brauchbare Methode der Charakter-Erforschung. An einigen der Verbrecher wurden thematische Apperzeptions-Tests vorgenommen, das sind Reaktionsprüfungen, welche mit Standardbildern arbeiten, zu denen der Getestete eine Geschichte zu erfinden hat. Die Intelligenzbewertungen wurden nach einer deutschen Adaptierung des Wechsler-Bellevue-Tests vorgenommen, die mein Assistent, Dr. Gustave Gil-

bert, der Gefängnispsychologe und außerdem ein A. U. S.-Hauptmann, ausgearbeitet hatten. Dr. Gilbert war meinem Bureau auch als Dolmetscher zugeteilt und setzte unter meiner Leitung Protokolle vieler Gespräche auf, die ich mit den Häftlingen führte und über welche in diesem Buch berichtet wird.

Das Sprachproblem hat in mancher Hinsicht eine große Rolle gespielt; in den meisten Fällen aber sprachen die Angeklagten ein recht gutes Englisch. Zu wichtigen Unterredungen zog ich allerdings immer Dolmetscher zu, um Mißverständnisse auszuschließen. Oft verwendete ich tagweise verschiedene Dolmetscher und ließ mir am nächsten Tag über den gleichen Gegenstand neuerlich Auskunft geben, wobei ich die Fragestellung variierte. Auf diese Weise konnte ich die Übersetzungen kontrollieren und die Genauigkeit meiner Resultate sehr gut prüfen.

Als Psychiater interviewte ich vor allem die Leute selbst. Aber wohl wissend, daß ihr Charakter im Gefängnis durch den Wunsch, einen guten Eindruck zu machen, gefärbt sein konnte, und auch weil jede ehrliche Zeugenaussage für die psychiatrische Beurteilung wertvoll ist, verschaffte ich mir daneben Aussagen und schriftliche Berichte einer Reihe von Personen, welche die Nürnberger Nazis auf der Höhe ihrer Macht gekannt hatten.

Es bestätigte sich, daß alle Gefangenen von Gemütsdepressionen verschiedenen Grades befallen waren. Der folgende Auszug eines Briefes, den einer von ihnen an seine Frau richtete, gibt ein allgemeines Bild von der Hoffnungslosigkeit und Entmutigung, welche alle 22 in höherem oder geringerem Maße empfanden.

«Ich zweifle, ob irgend jemand sich unseren Gemütszustand vorstellen kann, ohne all dies erlebt zu haben. Die Sorge um die nächsten Familienmitglieder, die an der Front vermißten Söhne, der zerstörte Besitz und der Kummer jedes einzelnen um das ganze Land, um Verwandte und Freunde, die schmerzlichen

Gedanken an die Zukunft, abgesehen vom eigenen Schicksal – das alles ist so einzig dastehend, daß es höchstens mit den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges verglichen werden kann. Der große Unterschied besteht nur darin, daß die Katastrophe innerhalb von zwei Jahren hereingebrochen ist und in ihrem Ausmaß alles Dagewesene übertrifft. Wir wollten ein schöneres Deutschland aufbauen; statt dessen stehen wir vor einem unvorstellbaren Trümmerhaufen, der auch in Jahrzehnten nicht abgetragen werden kann.»

Ich verfügte über eine solche Fülle von Unterlagen – durch Helfer, Filme, Reden, Aufzeichnungen und andere Informationsquellen – daß ich praktisch jede Facette des Charakters eines jeden von mir Untersuchten richtig bewerten konnte. Für die Archive ist jedes historisch belangreiche Material dieses Berichtes durch zwei, gewöhnlich aber drei Beweise belegt. In vielen Fällen, besonders wenn Personen im Spiel sind, die noch vor Gericht erscheinen müssen, habe ich meine Informationsquelle nicht angegeben. Aber jede ist authentisch, und die Auskunft darüber steht entsprechend ausgewiesenen Interessenten zur Verfügung.

Die vollständigen Untersuchungsergebnisse über die in diesem Buch geschilderten Personen befinden sich in Ausarbeitung und werden zu gegebener Zeit in den Fachschriften veröffentlicht werden.

Ich möchte hier meinen wärmsten Dank an Lt. Col. Renee Juchli ausdrücken, der als Chefarzt des Nürnberger Gefängnisses meine Studien rückhaltlos unterstützt hat. Ich danke auch den anderen Ärzten und Pflegerinnen, besonders Lt. Dorothy Mears, die mir durch die Beschaffung von Informationen über weibliche Häftlinge unter den weniger prominenten Nazis im Gefängnis große Dienste geleistet hat. Ich schulde auch dem Chef des internen Sicherheitsdienstes, Col. B.C. Andrus, Dank, der mir in jeder Hinsicht behilflich war.

Ohne die Hilfe der Doktoren Richard M. Brickner, D. Ewen Cameron, Nolan D. C. Lewis, John A. P. Millet und Margaret Mead hätte ich nie den Versuch unternehmen können, ein Buch für den Nichtfachmann zu schreiben. Und ohne die großzügige Hilfe von Mr. Nathan Schulman hätte ich es sicherlich nicht vollenden können.

Dank schulde ich auch den vielen Übersetzern, die mir bei der Beschaffung verschiedener Manuskripte und deren Übertragung für meine Zwecke behilflich waren. Sehr nützlich erwies sich die State Department Publication Nr. 1864 und andere Übersetzungen, sowie die Arbeit von Mr. T. H. Tetens, Chef der Germanic Library in New York City.

Mr. Charles Burns half mir bei der Arbeit, das Manuskript druckreif zu gestalten. Ich bin tief in seiner Schuld für die Zeit und Energie, die er dieser äußerst schwierigen Aufgabe gewidmet hat.

DIE UMGEBUNG

Es steht durchaus nicht fest, daß das, was bei einem heidnischen Barbaren als normal zu betrachten ist, auch bei einem Menschen, welcher der christlich-industriellen Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts entstammt, normal sein muß. Seit meiner Rückkehr aus Europa, wo ich als Psychiater am Nürnberger Gefängnis tätig war, habe ich festgestellt, daß viele Amerikaner, selbst gut unterrichtete, diese Auffassung nicht verstehen, denn der überwiegende Teil von ihnen fragte mich:

«Was für Leute waren diese Nazis eigentlich? Natürlich waren die führenden Männer nicht normal. Offensichtlich litten sie an einer Geisteskrankheit; aber von welcher Art von Wahnsinn waren sie befallen?»

Das Wesen der Nazis läßt sich jedoch nicht mit dem Begriff «Geisteskrankheit» erklären. Diese Menschen waren Produkte ihrer Umgebung, wie alle Menschen es sind; sie waren aber auch – und dies in einem größeren Umfang, als es bei anderen Menschen der Fall ist – die Schöpfer ihrer Umgebung. Obwohl hier nicht der Ort ist, das Entstehen ihrer Ideologien oder ihrer Partei erneut zu beschreiben, glaube ich trotzdem, daß die psychische Veranlagung der 22 Nürnberger Nazis verständlicher wird, wenn wir uns den kulturellen Nährboden, aus dem sie hervorgingen, erneut vergegenwärtigen.

ALLDEUTSCHTUM UND NAZI-IDEOLOGIE

Die Nazis und das Deutschland, das sie schufen, bilden einen ausgezeichneten Beweis für die Hypothese, daß ein kultureller Rückgang viel leichter bewerkstelligt werden kann als ein kultureller Fortschritt. Die Keime zum Fortschritt sind in jeder Kultur vorhanden, aber sie brauchen sorgfältige Pflege und treue Wartung, befruchtenden Sonnenschein und Regen. Ebenso finden sich in jeder Kultur die Wurzeln primitiver Treue- und Haßgefühle, die nur eines Anreizes bedürfen, um sich üppig zu entfalten. Die Nazis führten Deutschland zu Neuheidentum und Barbarentum, indem sie einfach eine riesige Haßpropaganda ins Werk setzten und dann die bereits latent im Volke schlummernden Kräfte ihren Zielen dienstbar machten. Ich möchte dies an Hand von drei Zitaten beweisen:

Erstens: «Es ist notwendig, daß unsere Kultur ihren Tempel auf Bergen von Leichen, einem Ozean von Tränen und den Todesschreien zahlloser Menschen aufbaue.»

Zweitens: «Offen gestanden, wir sind Barbaren und müssen es sein. . . . Jede Handlung, ganz gleich welcher Art, die von unseren Truppen begangen wird, um unsere Gegner zu entmutigen, zu schlagen und zu vernichten, ist eine gute Tat und vollkommen gerechtfertigt. . . . Wir sollten uns über die Meinungen und Rückwirkungen in neutralen Ländern keine Gedanken machen. . . . Sie nennen uns Barbaren. Was macht

uns das aus? Wir verachten sie und ihre Schmähreden. . . . Unsere Truppen müssen siegen. Nur auf das kommt es an.»

Drittens: «Das neue Europa wird ein Kontinent sein, der in die Barbarei zurückfällt . . . Und diesmal wird die Grundlage für das neue Europa nicht von Priestern und Diplomaten, sondern von den Freibeutern des Schicksals gelegt werden . . . Nun können wir endlich offen erklären, daß das Evangelium für uns jede Bedeutung verloren hat.»

Als Urheber dieser drei politischen Darlegungen – die man wohlverstanden als Ausdruck einer kontinuierlichen deutschen Politik zu betrachten hat – sind folgende Männer zu nennen:

Erstens: General Graf Haeseler, in einer Ansprache an seine Truppen im Jahre 1893; zweitens: Generalmajor von Diesfurth, in den «Hamburger Nachrichten», November 1914; drittens: Jankow Janeff, vom Stabe Alfred Rosenbergs, in seinem Buche: «Heroismus und Weltangst», 1937.

Es ist klar, daß es nicht die Nazis allein waren, die den Strom der deutschen Kultur in ein anderes Bett leiteten; der Kultus des Barbarentums besaß bereits seit 1923 in Deutschland lebendige Wurzeln.

Es waren auch nicht Hitler und Rosenberg, die den Mythos des deutschen Herrenvolkes erfanden. Den Beweis finden wir in folgendem Ausspruch:

«Wir sind das Salz der Erde . . . Gott schuf uns, damit wir die Welt zivilisieren sollen. (Kaiser Wilhelm II. in seiner Tanger-Rede, 1905.)

«Die Deutschen sind das auserwählte Volk der Erde. Sie werden ihre Sendung erfüllen, die darin besteht, die Welt zu leiten und andere Völker zum Heile der Menschheit zu regieren.» (Professor von Seydel in der «Frankfurter Zeitung», 1914.)

«. . . Die Regierung hat beschlossen, die deutsche Ordnung über die ganze Welt auszubreiten. Die Welt wird nun mit

deutscher Wirtschaft, mit deutschen Soldaten und Kanonen zu rechnen haben.» (Dr. Goebbels in einer Rede vom 23. März 1936.)

Die Entwertung der Ethik und des Gewissens als Leitsatz im Leben wurde bei den Nürnberger Nazis auf den Höhepunkt getrieben. Indes war der Weg hierzu vorbereitet. Schulmeister, Generale, Priester hatten schon lange gelehrt, daß niemals moralische Bedenken eine Hand hemmen würden, die zum Kampf für den deutschen Staat erhoben war. Manche mögen behaupten, daß eine höhere Moral die herrschenden Deutschen in den Jahren der Weimarer Republik leitete, aber die Tatsachen stehen in Widerspruch zu diesen Behauptungen, bei denen der Wunsch der Vater des Gedankens war. Lesen wir das prahlerische Bekenntnis, das Dr. Karl J. Wirth, Führer des katholischen Zentrums und Kanzler der Republik, in den Jahren 1921 bis 1922, im August 1937 im «Luzerner Tageblatt», veröffentlichte:

«Was die Wiederaufrüstung betrifft, so hat Hitler nur die Aufrüstung fortgesetzt, die von der Weimarer Republik vorbereitet worden war. Ich selbst habe an dieser Vorbereitung einen großen Anteil gehabt. . . . Die große Schwierigkeit bestand für uns darin, daß unsere militärischen Anstrengungen vor den Alliierten geheimgehalten werden mußten. . . . Als Hitler an die Macht kam, brauchte er sich um die Qualität der deutschen Armee nicht zu sorgen, sondern nur um die Quantität. Die eigentliche Organisation war unser Werk.»

Und wie steht es mit der Politik der Sklavenarbeit Nazi-Deutschlands? Die folgende Darlegung von Ernst Haase, Professor an der Universität Leipzig und Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes, geht auf das Jahr 1905 zurück und nimmt die Verbrechen der Frank, Rosenberg und Sauckel vorweg:

«Wer soll in Zukunft die schwere und schmutzige Arbeit leisten, die in jeder auf Arbeit begründeten Volksgemein-

schaft benötigt wird? ... Soll es irgendeinem Teil unseres deutschen Volkes überlassen bleiben, derartige Sklavenposten auszufüllen? Die Lösung besteht darin, daß wir fremde europäische Völker, die Polen, Tschechen, Juden, Italiener usw. ... zu dieser Sklavenarbeit verdammen.»

Dies sind nur einige wenige, nicht ein Hundertstel des Ganzen, jener besonderen, aufreizenden Darlegungen, mit denen das deutsche Volk während des letzten Jahrhunderts bombardiert wurde. Man kann ihnen nahezu zweihundert Jahre philosophischer Verallgemeinerungen hinzufügen, die im gleichen Tone gehalten sind – die Schriften von Herder, Schlegel, Schelling, Hegel, Müller, List, Gobineau, Wagner und Chamberlain. Es waren die Rassetheorien Richard Wagners und seines englischen Schwiegersohns Houston Stewart Chamberlain, die den Antisemitismus des 19. Jahrhunderts wachriefen und das Volk auf die erschreckenden Pogrome der Nazis vorbereiteten.

Andere deutsche Gedanken, welche die Nazis benützten, waren jene des Führerprinzips, des Volkshelden (Hitler) und der Eliteklasse (die Partei). Hitler übernahm diese bereits vorhandenen deutschen Begriffe und vereinfachte sie; er gestaltete sie primitiver. Gefühlsmäßig waren sie bereits ins Volk eingedrungen. Als Hitler sie wieder zu Ehren brachte, mobilisierte er die gesamte Gefühlswelt des Volkes für sein Reich.

Wenn wir uns darüber Rechenschaft geben, so verstehen wir, wie es Hitler und seinen Kumpanen möglich war, ein Volk von achtzig Millionen, Männer, Frauen und Kinder, körperlich und seelisch in seinen Bann zu ziehen.

Hitler fand ein Volk vor, das von vornherein für gewisse leidenschaftliche Ideologien empfänglich, das enttäuscht war durch Niederlage und Hunger, erschöpft durch die Inflation, und das vor allem ein geschlossenes Ganzes bildete. Er leitete

die Aufmerksamkeit des Volkes dadurch auf sich, daß er Lösungen für die dringendsten Probleme versprach – Nahrung und Wohnung, Beseitigung der Demütigungen, welche die Niederlage Deutschland gebracht. Zunächst gewann er die Kontrolle über die Seelen der Deutschen, in dem er sich auf ihre überlieferten Meinungen und Vorstellungen berief: auf den Antisemitismus, auf die Stammessitten eines Kriegervolkes und so weiter.

Es ist wissenschaftlich erwiesen, daß ein Mensch, der mit Gefühlshirnzentren (Thalamus) denkt, nicht intellektuell mit der Gehirnrindensubstanz denken kann. Hitler verfügte über ein ganzes Volk, das mit dem Thalamus dachte. In diesem Zustand wurde es eine leichte Beute für die Goebbels, Streicher, Ley und die anderen Propagandaleute. Für jene aber, die sich weigerten, gefühlsmäßig zu denken – und es gab deren sogar noch nach dem Jahre 1933 – erfand er das Konzentrationslager, mit den von Kugeln durchlöchernten Gefängnismauern.

DAS NÜRNBERGER GEFÄNGNIS

Das Nürnberger Gefängnis war ein hartes Gefängnis. Der Umstand, daß es zweien von den 22 dort eingekerkerten Nazi Führern gelang, Selbstmord zu begehen, ändert nichts an dieser Tatsache. Im Nürnberger Gefängnis mußte die frühere Elite Deutschlands die bittere Galle ihrer eigenen Prahlereien schlucken. Sie alle büßten hier für ihre Siegesversprechungen, und viele unter ihnen hatten für die Hosiannas einzustehen, die sie einst Hitler gespendet. Da nun dieses Gefängnis, das Niederlage, Enttäuschung und Schande bedeutete, während der Zeit, da diese Männer untersucht wurden, ihr Heim bildete, lohnt es der Mühe, kurz zu berichten, wie es aussah.

Der Gefängnisblock, in dem die Kriegsverbrecher untergebracht waren, bestand aus einem dreistöckigen Gebäude mit einem langen Korridor im Erdgeschoß. Auf beiden Seiten dieses Korridors lagen Zellen, und an jedem Ende führten Wendeltreppen zu den beiden oberen Zellenreihen. Die Korridore neben den oberen Zellenreihen waren abgeschirmt, um jeden Selbstmordversuch durch einen Sprung in die Tiefe auszuschalten. Vor und während der gerichtlichen Untersuchung waren die führenden Nazis sämtlich im Erdgeschoß untergebracht. Erst gegen Ende des Prozesses blieben jene, die zum Tod durch den Strang verurteilt worden waren, hier, während man die anderen in den oberen Stockwerken unterbrachte, bis sie schließlich nach dem Spandauer Gefängnis bei Berlin geschafft wurden.



Die Einzelzellen maßen etwa neun zu dreizehn Fuß (etwa 3 zu 4 Meter). Eine schwere, mehrere Zoll dicke Holztüre war auf der Seite des Ganges in die neun Fuß dicke Wand eingelassen. Gegenüber befand sich ein hohes, vergittertes Fenster, das auf den Hof ging. In der Mitte der Tür, ungefähr in Kinnhöhe, war eine kleine Falltür angebracht, die etwa fünfzehn Quadratzoll maß. Sie war stets geöffnet und konnte nach dem Innern der Zelle hinuntergelassen werden, wo sie als Tisch diente, auf den die Mahlzeiten des Gefangenen gestellt wurden.

Die Zellen enthielten je ein eisernes Feldbett, das neben der Tür stand und an der Wand befestigt war. Gegenüber befanden sich ein Waschtisch mit Waschschüssel und ein Klosett, letzteres ohne Holzdeckel oder Brille. Die weitere Einrichtung bestand lediglich aus einem einfachen Stuhl und einem schwachen Tisch, auf den die Gefangenen Federhalter, Papiere, Familienphotographien, Tabak und Toilettensachen legen durften. Alles andere persönliche Eigentum mußte auf den Boden gelegt werden. Die meisten Gefangenen besaßen Extraleider, Wäsche und so weiter, die zwischen den Füßen des Feldbetts und dem Fenster aufgestapelt waren. Bei Heß kamen die verschiedenen kleinen Eßpakete hinzu, die er unter allen Umständen aufbewahrte, um sie chemisch untersuchen zu lassen. Eine seiner Wahnvorstellungen war, daß das Essen vergiftet sein könne.

Der einzige Augenblick, da ein Gefangener nicht gesehen werden konnte, war der, wenn er auf der Toilette saß. Selbst dann blieben seine Füße für den Wachposten sichtbar. Vor dem Selbstmord Robert Leys bewachte ein Posten vier Gefangene; später stand vor jeder Zelle ein Posten während vierundzwanzig Stunden im Tag.

Die Zellen waren durch eine elektrische Birne beleuchtet; der Reflektor war auf der Außenseite eines Gitters angebracht,

das in die kleine Falltüre hineinpaßte. Dieses Licht brannte ständig mit hellem Schein und wurde nur während der Nacht gedämpft. Aber selbst dann war es noch so stark, daß man dabei lesen konnte. Der Reflektor hatte etwa zwölf Zoll Durchmesser und bedeckte den größten Teil des Gitters, so daß der Posten gezwungen war, am Rande hindurchzuspähen, um den Gefangenen zu beobachten.

Im Gefängnis herrschte die strenge Vorschrift, daß Kopf und Hände des Gefangenen die ganze Zeit, während er sich im Bett befand, sichtbar sein mußten. Gefangene, die sich während der kalten Winternächte zu behaglich in ihre Decken hüllten, wurden barsch durch die Posten geweckt, bisweilen auch gezwungen, auf dem Rücken im Bett zu liegen und mit dem Gesicht dem Licht zugewendet zu schlafen, da sie so besser bewacht werden konnten.

Trotz der Strenge, die in diesem Gefängnis herrschte, gelang es nahezu zehn Prozent der führenden Nazis, durch Selbstmord zu «entkommen». Der menschliche Faktor ist nun einmal entscheidend, selbst in den am strengsten geführten Gefängnissen. Der Posten, der die vier Zellen bewachte, schöpfte keinen Verdacht, als Ley auf dem Klosett die Vorbereitungen traf, sich selbst zu erwürgen. Goerings Wache bemerkte nicht, wie er das Cyankaliröhrchen in den Mund steckte. Nachdem Goering einmal das Gift in seinem Besitz hatte, konnte die Wache auf keinen Fall seinen Selbstmord mehr verhindern.

Die Durchsuchung der Zellen, die zugegebenermaßen in der Zeit vor dem Selbstmord und den Hinrichtungen eine oberflächliche gewesen war, gehörte zu den Einrichtungen, die typisch für ein strenges Gefängnis sind. Einmal, zweimal, vielleicht sogar viermal oder öfter in der Woche mußte der Gefangene damit rechnen, ein «Notlager» zu beziehen. Dabei war er gezwungen, sich auszuziehen und in einer Ecke der

Zelle zu stehen, während amerikanische Militärpolizisten sorgfältig sein Bettzeug, seine Kleider, Papiere und andere Sachen untersuchten. In den Monaten, die ich in Nürnberg weilte, waren diese Durchsuchungen so gründlich, daß manche Gefangenen vier Stunden benötigten, um ihre Zellen wieder in Ordnung zu bringen.

Einmal in der Woche wurden die Gefangenen in einen Duschraum geführt, wo sie unter Bewachung badeten. Sie hatten die Erlaubnis, eine Garnitur ihrer eigenen Kleidung, dazu mehrere Garnituren Wäsche, Socken und so weiter in ihren Zellen zu halten. Arbeitsanzüge der Kategorie X (die für den Gebrauch in der Armee als unverwendbar galten) wurden für die Ruhezeit und zur Reinigung der Quartiere ausgegeben. Diese ausrangierten Soldaten-Arbeitsanzüge waren die einzigen Kleidungsstücke, die Streicher und Ley monatlang trugen. Bevor der Prozeß begann, ließ die Armee der Vereinigten Staaten von den Familien der Gefangenen je einen Anzug kommen, damit diese ihn bei Erscheinen vor Gericht tragen konnten.

Es war nicht erlaubt, in den Zellen Hosenträger, Gürtel oder Schuhriemen zu halten, natürlich auch nichts, was nur im entferntesten einer Waffe glich. Zur Zeit der Gerichtsverhandlungen wurden alle Riemen, Hosenträger und ähnliche Dinge den Gefangenen abgenommen, sobald sie vom Gerichtssaal in die Zelle zurückgekehrt waren. Vor allen Dingen war keinerlei Art von Schnur erlaubt; schließlich händigte man den älteren Männern, die Schuhe trugen, zwei dünne Schuhbänder von vier Zoll Länge aus, damit sie diese durch die oberen Löcher ihrer Schuhe ziehen konnten und nicht gezwungen waren, beim Gang zur Zelle oder in den Übungshof mit den Füßen zu schleifen.

Dieser Hof, der von einem Häuserviereck gebildet wurde, lag auf der einen Seite des Gebäudes, das die Zellen enthielt.

Ein Gefangener spazierte zu einer bestimmten Zeit während fünfzehn Minuten auf der einen Seite der Hofmauer, während ein anderer in Rufweite auf der anderen Seite auf und ab ging. Es war den Gefangenen verboten, miteinander zu sprechen.

Als die Häftlinge etwa zwei Monate vor dem Prozeß von Mondorf nach Nürnberg gebracht wurden, waren sie seit drei Monaten gefangen. Goering hatte ich regelmäßig in Mondorf gesehen, wo ich ihn wegen seiner Rauschgiftsucht behandelte. Heß, der einige Zeit später nach Nürnberg kam, war bei den Engländern in ärztlicher Behandlung gewesen. Die anderen wurden tatsächlich von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Die Posten bewahrten eisiges Schweigen, außer wenn sie sich genötigt sahen, die Gefangenen wegen Bruchs der strengen Disziplin barsch anzufahren; selbst die Kellner, die ihnen das Essen brachten, durften ihren Gruß nicht erwidern.

Aus diesem Grunde fand ich in Nürnberg eine Gruppe von «Patienten» vor, die darauf brannten, sich zu unterhalten. Selten habe ich psychiatrische Interviews gehabt, die so leicht zu erlangen waren, wie hier in den meisten Fällen.

Es gab natürlich auch Ausnahmen. Es gehört zur Technik des Psychiaters, das Vertrauen derjenigen, die er behandelt, dadurch zu gewinnen, daß er es sich redlich verdient. Indes gelang es mir zum Beispiel bei Heß niemals, die Schranken niederzureißen, die er zwischen sich und der Wirklichkeit errichtet hatte. Jodl, Raeder und Seyß-Inquart nahmen während unserer Bekanntschaft eine verhältnismäßig steife und formelle Haltung ein. Doenitz und Ribbentrop verhielten sich hingegen mir gegenüber ganz freundschaftlich, während Goering sich tatsächlich über meine täglichen Besuche freute und sich nicht schämte zu weinen, als ich Nürnberg verließ, um mich nach den Vereinigten Staaten zu begeben.

Als Wissenschaftler betrachtete ich es als meine Pflicht, im Gefängnis nicht nur für die Gesundheit der Männer zu sorgen, die wegen Kriegsverbrechen abgeurteilt werden sollten, sondern ich wollte sie auch wie ein Forscher im Laboratorium studieren. Ich war mit Ethnologen und Politikern darin einig, daß der Nationalsozialismus eine soziale und kulturelle Krankheit sei, die, bei unseren Feinden zur Epidemie geworden, in allen Teilen der Welt herrschte. Ich teilte die Furcht vieler, daß sie in Zukunft auch in meinem eigenen Volke zur Epidemie werden könne.

Die Ärzte wissen, daß, wenn sie den Keim oder Virus, der eine Krankheit unter den Menschen verursacht, isolieren, sie einen Impfstoff oder ein Serum herstellen können, die uns dagegen schützen. Ich hatte in Nürnberg 22 der reinsten Nazi-Virus-Kulturen – 22 Tonflaschen sozusagen – zum Studium zur Verfügung, und ich war gezwungen, meine Untersuchung in kurzer Zeit zu erledigen. Ich stellte mir die Aufgabe, den Charakter dieser Modelle zu untersuchen und bis zu einem gewissen Grade herauszubekommen, welche Technik sie anwandten, um zur Macht zu gelangen und sich darin zu erhalten. Obwohl meine Arbeit in Eile geschah und unvollständig blieb, glaube ich doch, daß sie genügend fruchtbar war, um zu zeigen, welche Richtung wir Amerikaner unseren Gedanken und unserer Erziehung, unserer Politik und unseren politischen Methoden geben müssen, wenn wir uns das traurige Schicksal ersparen wollen, das den Deutschen beschieden war.

DIE «MACHER» DER POLITIK

Adolf Hitler war zweifellos derjenige, der in erster Linie die Politik machte, sowohl für die in Nürnberg abgeurteilten Nazis, als auch für die nationalsozialistische Partei, und, zwischen Februar 1933 und Mai 1945, für ganz Deutschland. Eine Untersuchung darüber, was für eine Art Mensch Hitler war, wird den Charakteristiken aller anderen Nazis folgen, und zwar aus dem Grunde, weil ich meine Informationen über seine Person hauptsächlich von seinen eingekerkerten Mitarbeitern erhielt. Und aus dem weiteren Grunde, weil sich in dem psychiatrischen Bild eines jeden von ihnen der eine oder andere Zug findet, der eine Spur von Hitlers Einfluß aufweist. Wenn wir alle untersucht haben, so sehen wir, daß diese Spuren von Charakterelementen uns die notwendigen Einzelheiten liefern, um ein Bild des «Führers» zu zeichnen. Ich werde daher an dieser Stelle nur drei Männer behandeln, die politisch einflußreich waren: Heß, Rosenberg und Goering.

Diese drei Männer gehören zu jener Elite, welche die Nazi-partei in treuer Befolgung des alten deutschen Rezeptes zu Führern ausbildete, die Hitler direkt unterstanden und als seine Ratgeber auftraten (so weit sie dies wagten). Nicht alle diese Führer waren Politiker. Es gab wenige Männer unter ihnen, die in Angelegenheiten der Politik und des Staates wirklich von Bedeutung waren. Zwei von ihnen, Goebbels und Himmler, begingen Selbstmord und wurden nie verhört.

Von der großen Anzahl, die vor Gericht gestellt wurden, besaßen nur Goering, Rosenberg und Heß wirklichen Einfluß. Sie waren tatsächlich verantwortlich für Teile von Hitlers grundlegender Theorie – Heß und Rosenberg in den zwanziger und anfangs der dreißiger Jahre, Goering nach der Machtergreifung der Partei.

RUDOLF HESS

Wahrscheinlich ist keine Gestalt in der Geschichte der letzten Jahre Gegenstand von so viel Publizität und wilden Vermutungen gewesen wie der alleinige Stellvertreter Adolf Hitlers, Rudolf Heß. Bis zum 10. Mai 1941, als er auf so dramatische Weise nach England flog, war Heß' Rolle in der deutschen Geschichte einfach und eindruckslos. Seit diesem Datum jedoch hat tatsächlich jeder intelligente und unterrichtete Mensch in der Welt einmal Betrachtungen über die Persönlichkeit dieses rätselhaften Nazis und die Gründe seines Flugs angestellt. Heß' Tat erscheint nur logisch, wenn wir die Grundlagen seiner psychischen Veranlagung verstehen.

Da Heß während seiner Gefangenschaft in England zeitweise geisteskrank war, da ich ferner wünschte, seinen Geist zu klären und ihn verhandlungsfähig zu machen, verbrachte ich wochenlang mehrere Stunden hintereinander in seiner Zelle. Obwohl er gut Englisch sprach und die meisten meiner Fragen bereitwillig beantwortete, brachte ich ihn nie dazu, sich freundlich zu verhalten. Er war fast ständig in Abwehrstellung, zeigte sich reserviert, klappte die Hacken zusammen und grüßte steif. Eines Tages, als über die Frage seiner Behandlung gesprochen wurde, erklärte er mir seine Haltung mit folgenden Worten: «Sie sind nett, gewiß, aber ich weiß nicht, ob Sie ein Freund sind. Ich werde warten, bis der Prozeß zu Ende ist. Dann werde ich wissen, ob Sie ein Freund sind oder nicht.»

Obwohl Heß während der Zeit, da ich ihn behandelte, nicht geisteskrank war, konnte man ihn jedoch zu keiner Zeit als einen normalen Menschen ansehen. Er hatte Deutschland zu einer Zeit verlassen, als das Reich Herr von Europa und vielleicht der ganzen Welt war. Er glaubte leidenschaftlich an Deutschlands Endsieg. Als die Zeit fortschritt und das Schlachtenglück sich wendete, wollte seine fanatische Seele die wachsende Größe der deutschen Niederlage nicht hinnehmen. Und als das Ende kam, bestand er darauf, das kindische Spiel zu spielen, Stellvertreter eines Führers zu sein, der kein Führer mehr war. Die Beantwortung persönlicher Fragen betrachtete er als unter seiner Würde.

Heß war «Ausländer», in Alexandria, in Ägypten, geboren. Er erhielt bis zum fünfzehnten Lebensjahr Unterricht durch einen Privatlehrer und wurde dann nach Deutschland gesandt, um seine Erziehung zu vollenden. Als Student an der Universität lernte er Karl Haushofer kennen, den berühmten Professor für Geopolitik, der ihm eine Art zweiter Vater wurde.

Zu Beginn des ersten Weltkrieges trat Heß sofort in ein Regiment ein, das gleiche, dem Hitler angehörte. Anscheinend lernte er den zukünftigen Führer nicht kennen, obwohl beide zusammen während drei Jahren Dienst leisteten. Heß verließ das Regiment, nachdem er 1917 eine Brustwunde erhalten hatte. Er trat zur Luftwaffe über und war gerade Pilot geworden, als die Feindseligkeiten eingestellt wurden.

Mit der zurückkehrenden Armee wandte sich Heß nach München, wo er sich an den Gewalttaten einer antisemitischen Gruppe beteiligte und während eines Straßenkampfes am Bein verletzt wurde. Hier kam er erneut unter den Einfluß seines alten Professors Haushofer, auf dessen Drängen er schließlich Mitglied der nationalsozialistischen Partei wurde.

Als tatkräftiges, kriegerisch gesinntes Mitglied der ur-

sprünglichen Nazi-Kampfgruppe wurde er mehrfach in verschiedenen Schlägereien verwundet. Noch nach fünfzehn Jahren brüstete er sich mit seinen Narben. Beim Putsch vom 9. November 1923 spielte er eine wichtige Rolle, da er den Auftrag erhalten hatte, mehrere bayrische politische Führer als Geiseln festzunehmen. Als der Putsch scheiterte, floh Heß nach Österreich, kehrte jedoch später zurück und wurde zu Festungshaft in Landsberg verurteilt, wo Hitler ebenfalls gefangen war.

Hier betätigte sich Heß als Adolf Hitlers Sekretär. Nach Hitlers Diktat schrieb er den größten Teil der Nazi-Bibel, «Mein Kampf», nieder. (Heß hatte vor dem Kriege Stenographie gelernt, in der Erwartung, daß er in das Exportgeschäft seines Vaters eintreten würde.) Er tat jedoch mehr, als lediglich die Worte seines Herrn und Meisters niederzuschreiben. Auf seinen Einfluß ist es zurückzuführen, daß Hitler in sein Buch die «Wissenschaft der deutschen Eroberung» aufnahm, die er Haushofer verdankte. (Rosenberg, ein regelmäßiger Besucher des Gefängnisses, trug ebenfalls sein Scherflein zu dem Buche bei.) Während dieser Zeit wurde Heß – in diesem verhältnismäßig angenehmen Gefängnis – ein intimer Freund Hitlers und erwarb dessen Vertrauen in einem solchen Grade, daß er später zum Stellvertreter des Führers von Großdeutschland ernannt wurde.

Von nun an war Heß Hitlers zuverlässigste Stütze, dessen Aufgabe darin bestand, ständig vollen Einsatz seitens anderer Nazis zu verlangen. Er vertrat den Führer, teils als Sekretär, teils als Stellvertreter für weniger wichtige Staatsangelegenheiten. Während der ersten Zeit nach der Machtergreifung stand er in einem gewissen Gegensatz zu Goering. Die beiden bemühten sich gleichzeitig, gewisse Gebiete des Luftwesens in die Hand zu bekommen, und Heß wurde dabei stets an die zweite Stelle gedrängt. Während seines ganzen politischen

Lebens war Rudolf Heß tatsächlich ein guter Stellvertreter, aber eben nur ein Stellvertreter in der nationalsozialistischen Partei.

Heß bekundete für die Ideale der Partei eine ungeheure Begeisterung und war ganz entzückt über ihre Organisation, ihre Uniformen und Paraden, ihre Musikkapellen und Aufzüge. Anscheinend glaubte er an die Nazitheorien, und er verehrte Hitler wie einen Gott. Als der Nationalsozialismus zu Erfolg kam, schloß sich Heß immer enger dem Führer an, der in den Augen seines Stellvertreters die Rolle eines mystischen Vaters spielte. Nach und nach wurde er vollkommen von ihm abhängig.

Heß, dessen eigener Vater ihn, als er erst fünfzehn Jahre alt war, nach Deutschland in die Schule gesandt hatte, berichtete mir über sein Verhältnis zu Haushofer und Hitler folgendes. Er erklärte, daß Haushofer ihn in sein Haus aufgenommen habe, wo er als «zur Familie gehörig» betrachtet wurde. Da er sich ohne Verwandtschaft in einem Lande befand, das für ihn ein fremdes war, schloß er sich eng an Haushofer an und betrachtete ihn, seinen Lehrer, als seinen Vater. Diese frühe Trennung von den Eltern und seine Weigerung, in die Fußstapfen des Vaters als Exporteur in Ägypten zu treten, erklärt psychologisch seine spätere Anhänglichkeit an Hitler. Der Bruch hatte ihn von allem gelöst; aus diesem Grunde suchte sein jugendliches Gemüt jemanden, der ihn beherrschte. Hitler erfüllte dieses Bedürfnis. Wir sehen, wie Heß bereitwillig die Aufträge Hitlers erledigte: er arbeitet für ihn als Sekretär, übernimmt die seltsamsten Geschäfte, kurz, er dient Hitler als Mädchen für alles. Sein ganzes Leben hindurch zeigte Heß diese Veranlagung. Seine Gefühle waren von Anfang an eher seinen Vorgesetzten, seinem Vaterersatz, zugewandt als seiner Frau und seinen Kindern, mit denen er nur

kurze Zeit zusammenlebte und denen er wenig Zuneigung entgegenbrachte.

Als Beamter war Heß ein außerordentlich zäher Arbeiter. In seinem Büro war alles gut organisiert. Er verlangte von seinen Mitarbeitern eine ungeheure Arbeitsleistung. Hatte er eine Rede zu halten, so konnte man vorher bei ihm eine ganz besondere Erregung feststellen. Goering sagte einmal ärgerlich: «Sobald Heß eine Rede halten sollte, schwitzte er Blut.» Baldur von Schirach, Hitlers Jugendführer, stellte genau dasselbe fest.

Heß litt ständig unter körperlichen Störungen, die offensichtlich ihren Ursprung im Seelischen hatten. Jahrelang rannte er von Arzt zu Arzt und versuchte alle möglichen Kuren. Wenn dann in einer oder zwei Wochen kein Ergebnis erzielt war, so suchte er einen neuen Arzt auf. Schließlich verlor er überhaupt das Vertrauen in die ganze Ärzteschaft und wandte sich an Quacksalber, Naturheilkundige und Astrologen. Und endlich gründete er das Rudolf-Heß-Spital, lediglich zu dem Zwecke, Kuren vornehmen zu lassen, die von den Berufsärzten nicht anerkannt wurden. Alle seine eigenen Bemühungen um Kuren waren anscheinend ergebnislos, denn seine Leiden, hauptsächlich Magenschmerzen, wurden nicht behoben.

Eines Tages sprach ich mit ihm über Diagnose. Er fragte: «Wissen Sie Bescheid über die Untersuchungen der Form der Augenpupille?»

Ich erwiderte: «Meinen Sie die Untersuchung des rückwärtigen Teils des Auges mittels des Augenspiegels?»

«Nein», lautete seine Antwort, «ich meine die Pupille – die schwarze Öffnung im Auge.»

«Nun», erwiderte ich, «ich kenne ihre Expansionen und Kontraktionen.»

Er unterbrach mich ein wenig spöttisch, da ich offensicht-

lich nicht wußte, worauf er anspielte. «Ich meine die Wissenschaft der Diagnose, die auf der Größe und der Form der Pupille beruht. Haben Sie davon nie gehört?»

Nun hatte er mich ertappt, und ich gab es zu.

Heß fuhr fort: «Eigentlich ist sie auch von deutschen Ärzten nicht anerkannt worden, indessen wurde sie von einem Wissenschaftler, der aber nicht Arzt war, und mir lange Zeit hindurch studiert. An der Veränderung der Pupille kann man nicht nur erkennen, woran jemand leidet, sondern man kann auch feststellen, wo der Sitz der Krankheit ist.»

Als ich einen leisen Zweifel äußerte, wurde Heß steif und reserviert. «Ich habe mir ja gedacht, daß ein amerikanischer Arzt dies nicht glauben würde», erwiderte er, «aber es ist vollkommen richtig; selbst ich verstehe es ein wenig.»

Er sah mich prüfend an, und einen Augenblick lang fürchtete ich, er würde auch bei mir irgendeine Krankheit entdecken. Anscheinend fand er aber nur, daß ich ungläubig war, denn er gab mir zu verstehen, daß die Unterhaltung zu Ende sei.

Später entdeckte ich, daß er mit dem deutschen Arzt, der uns zur Seite stand, eine lange Unterredung über meine Fähigkeiten gehabt hatte. Er spielte auf die «armselige Berufsvorbereitung» an, welche die Ärzte in den Vereinigten Staaten genossen, wo sie nicht einmal diese Technik kannten.

Am folgenden Tag war Heß besser gestimmt. Er sagte, er verstehe wohl, daß ich von solchen Methoden nicht viel wisse; er werde sich jedoch nach dem Prozeß mit seinem Mitarbeiter in Verbindung setzen und versuchen, mich darin einzuweihen. Ich gab zu verstehen, daß ich dies nach Gebühr zu schätzen wisse. Es wäre mir lieb gewesen, einen Mann kennenzulernen, der imstande war, für eine solche Idee Anhänger zu finden – selbst wenn es sich dabei um den leichtgläubigen Heß handelte.

Heß, ein stark in sich gekehrter Mensch, war in der Öffent-

lichkeit als höflicher und ritterlicher Mann bekannt. Er ließ selten jemanden seinen Ärger merken, sondern schluckte ihn stets hinunter und machte die Sache mit sich selbst ab. In einer Gesellschaft, die durch außerordentliche Vergnügungssucht gekennzeichnet war, fiel er durch den Mangel an schlechten Gewohnheiten und durch Ernst und Mäßigkeit in seinem Privatleben auf.

Seine Kollegen schrieben ihm nur ein einziges «Laster» zu: seinen festen Glauben an die Astrologie. Alle hochgestellten Nazis erwähnten diese «Schwäche» Heß' und beteuerten, daß nur er und nicht Hitler Horoskope stellen ließ und sein eigenes Verhalten und die Leitung der Staatsangelegenheiten nach den Voraussagungen richtete.

Heß' Gesundheit, die nie eine gute gewesen war, verschlechterte sich nach den Jahren der leichten Siege über das deutsche Volk. Seit München begann er an Gewicht zu verlieren; seine Entschlußkraft und seine Tatkraft schienen erloschen zu sein. Oft saß er lange an seinem Schreibtisch und starrte in die Luft. Ferner wurde er seinen Kollegen gegenüber sehr mißtrauisch, womit er wahrscheinlich unbewußt Hitler nachahmte, der in dieser Zeit ebenfalls sich äußerst mißtrauisch zeigte. (Nach seiner Krankengeschichte zu urteilen, war er offensichtlich ein von Grund auf psychopathischer Mensch mit betont körperlichen hysterischen Symptomen und fundamentaler paranoider Richtung.) 1940 befand er sich in einem Geisteszustand, der von einem schweren Nervenzusammenbruch nicht weit entfernt war.

Sein bedrückter Seelenzustand ist wahrscheinlich auf die Entdeckung zurückzuführen, die er nach Beginn des Krieges gegen Polen machte, daß sein «Vater-Stellvertreter», Hitler, kein Gott, sondern ein grausamer und gewalttätiger Mensch war. Diese Entdeckung muß Heß' zarte Seele tief beeindruckt haben. Der Schlag erwies sich als noch schwerer, als er zu

Beginn des Jahres 1941 erfuhr, daß Hitler plante, von einer der grundlegenden Regeln, die sein früherer «Vater-Stellvertreter», Haushofer, aufgestellt hatte, abzugehen: nämlich niemals einen Zweifrontenkrieg durch einen Angriff gegen Rußland zu entfesseln.

In dieser unglücklichen Lage faßte Heß, der körperlich und geistig krank war und zweifellos ständig über seine untergeordnete Stellung nachdachte, seinen Plan. In seinen Augen war es ein logischer Entschluß. Er erschien ihm sogar als ein glänzender Gedanke. Heß besaß die Logik des Geisteskranken, der sich ständig von Trugbildern leiten läßt. Waren die nordischen Deutschen nicht die besten Männer der Welt, geführt vom größten Mann der Welt? Mußten die Engländer nicht bereitwillig eingestehen, daß die Deutschen schon den Krieg gewonnen hatten? Würden sie nicht – da sie doch selbst nordische Vetter der Deutschen mit nur einem geringen fremden Blutzuschuß waren – die Gefahr erkennen, die Europa von seiten des östlichen Kommunismus drohte, und den deutschen Angriff gegen den Osten billigen?

Für Heß gab es auf diese Frage nur eine Antwort: Ja. Und daher konnte es für ihn auch nur eine Aufgabe geben, um sein unbestreitbares Recht auf Hitlers Nachfolge zu begründen (und gleichzeitig ein für allemal den dicken Goering auszuschalten), nämlich durch einen glänzenden staatsmännischen Geniestreich den Frieden zwischen Deutschland und England herbeizuführen.

Schließlich erzählte mir Heß, daß auch andere Elemente, nicht nur «Logik», eine Rolle bei seinem Entschluß spielten, nach England zu fliegen. Gegen Ende des Jahres 1940 stellte einer seiner Astrologen aus den Sternen fest, daß Heß dazu ausersehen sei, der Welt den Frieden zu schenken. Später berichtete ihm sein alter Professor, Haushofer, von einem seltsamen Traum, den er gehabt hatte: er sah Rudolf Heß, den

in Ägypten geborenen Deutschen, durch teppichbehängene Hallen englischer Schlösser wandeln und den Frieden zwischen den beiden Völkern und der ganzen Welt vermitteln. Alles das bildete für Heß einen starken Anreiz. Und wie vermochte dieser weiche Mensch, der gefühlsmäßig so unreif, der intellektuell ein Jüngling war, einem solchen Druck zu widerstehen? Er konnte es nicht. Er erzählte mir tatsächlich, er sei von dem Gedanken so besessen gewesen, seine große Tat auszuführen, daß er zwei überstürzte Versuche unternahm, bevor es ihm gelang, schließlich in England zu landen. Beide Versuche waren durch schlechtes Wetter vereitelt worden. Schließlich, am 10. Mai 1941, sechs Wochen vor Hitlers D-Tag in Rußland, flog Heß nach Schottland und sprang aus 20 000 Fuß (ca. 6600 Meter) Höhe mit dem Fallschirm ab. Ich fragte ihn, warum er im Fallschirm gelandet sei, worauf er erwiderte: «Ich hatte diesen Flugzeugtypus nie geflogen und war nicht sicher, ob ich damit landen konnte. Außerdem war ich nicht sicher, wo die englischen Flugplätze lagen. Indes gelang mir die Sache recht gut, denn ich landete dreizehn Fuß von der Stelle, wo ich hatte landen wollen.»

Heß trug die Uniform eines Hauptmanns der deutschen Luftwaffe und erklärte, er heiße Alfred Horn und habe einen besonderen Auftrag für den Herzog von Hamilton. Haushofer hatte ihm gesagt, der Herzog sei ein Engländer, der den deutschen Standpunkt verstehen würde.

Statt durch Vermittlung des Herzogs von Hamilton oder einer der anderen Personen, die er zu sehen verlangte, zu einem Abkommen zu gelangen, wurde Heß ins Gefängnis geworfen. Man lachte über sein Verlangen, als Gesandter betrachtet zu werden. Darunter litt zwar sein Selbstgefühl, aber es hinderte ihn nicht – da er immer noch von der Voraussetzung ausging, daß die Engländer überzeugt waren, den Krieg zu verlieren –, Angebote zu machen, die in ihrer Ein-

seitigkeit nur als lächerlich betrachtet werden konnten. Deutschland würde alle seine Eroberungen behalten, wieder in den Besitz seiner früheren Kolonien gelangen und die Freiheit haben, in beliebiger Form Rußland anzugreifen. Als Gegenleistung würde es in großzügiger Weise England freie Hand in seinem eigenen «Empire» lassen. Heß fügte noch eine Bedingung hinzu: da die Regierung Churchill unbedingt deutschfeindlich sei, müßte verlangt werden, daß eine vollkommen neue englische Regierung gebildet würde. Er wollte durchaus nicht verstehen, daß die Engländer über sein Angebot gar nicht verhandeln wollten.

Noch nach vierundeinhalb Jahren war er verärgert über die Behandlung, die ihm zuteil geworden. Er äußerte darüber:

«Ich wurde irgendwo in England in ein Gefängnis gebracht, wo man nichts anderes tat, als mich über militärische Dinge zu befragen. Ich stritt ab, irgendetwas über militärische Vorgänge zu wissen und verlangte, als Gesandter behandelt zu werden. Die Engländer fragten mich daraufhin: «Haben Sie irgend ein Dokument bei sich, mit dem Sie beweisen können, daß Sie als Gesandter kommen?» Darauf antwortete ich: «Natürlich nicht. Ich bin der Stellvertreter des Führers.» Nun stellten sie die Frage: «Wurden Sie vom Führer hierher gesandt?» worauf ich erwiderte: «Er weiß nichts von meiner Mission.» Daraufhin sagten die Engländer: «Dann sind Sie ein gefangener Flieger, ein Kriegsgefangener. Geben Sie uns Auskunft über die Aufstellung Ihrer Truppen.»

«Ich verlangte den Schweizer Gesandten zu sprechen, worauf sie erwiderten, der Schweizer Gesandte besuche gewöhnliche Kriegsgefangene nicht, – wie die Aufstellung unserer Luftwaffe sei? Hierauf verlangte ich, vor den obersten Stellvertreter des Königs geführt zu werden. Sie antworteten, das würde sicher in einigen Tagen geschehen – wie die Aufstellung unserer U-Boote sei?»

Ich war sehr ärgerlich darüber und erklärte, ich würde keine Fragen beantworten, die mit militärischen Angelegenheiten in Zusammenhang stünden; ich erfülle eine diplomatische Mission und man müsse mir die Vorrechte eines Diplomaten einräumen. Daraufhin fragten die Engländer: «Sind Sie über Schottland in der Uniform eines Hauptmanns der deutschen Luftwaffe abgesprungen?» worauf ich erwiderte: «Natürlich. Ich wollte nicht als Spion gefaßt werden.» Worauf die Engländer antworteten: «Dann werden Sie unsererseits als Hauptmann der Luftwaffe behandelt. Und nun berichten Sie uns über die Aufstellung Ihrer Truppen.»

Heß befand sich in britischer Gefangenschaft vom Tage seines Eintreffens in Schottland an bis zum 10. Oktober 1945. Auf Grund der unablässigen Quälereien seiner Aushorcher, zeigten sich zunächst bei ihm Depressionszustände über das Scheitern seiner Mission, die sich später zu einer tatsächlichen Geisteskrankheit entwickelten. Sie äußerten sich durch Wahnvorstellungen, daß die Engländer sein Essen vergiftet hätten, um ihn umzubringen oder zu bewirken, daß er den Verstand verlor. In diesem geisteskranken Zustand machte er zwei Selbstmordversuche. Schließlich verlor er vollkommen das Gedächtnis.

Mit dem Verlust des Gedächtnisses besserte sich seine Geisteskrankheit. Im Frühling des Jahres 1945 gewann er auch das Gedächtnis zurück. Zu dieser Zeit schrieb er einen Brief, in dem er erklärte, daß er den Gedächtnisschwund lediglich vorgetäuscht habe, doch wiesen Beobachtungen englischer Nervenärzte darauf hin, daß manche Erscheinungen zweifellos bestanden hatten. (Tatsächlich sind derartige falsche Behauptungen für seine Person typisch, und vor dem Gericht stellte er sie später erneut auf.) Kurz vor dem Ende des Krieges trat der Verlust des Gedächtnisses erneut ein und befand

sich auf dem Höhepunkt, als man ihn im Flugzeug nach Nürnberg brachte.

Rudolf Heß kam erstmalig am Abend des 10. Oktober 1945 in meine Behandlung. Bei seiner Ankunft im Nürnberger Gefängnis empfing ihn Oberst B. C. Andrus, der ihm erklärte, daß die Gefängnisordnung die Abgabe alles persönlichen Eigentums vorschreibe. Heß erhob dagegen in heftigster Weise Einspruch und erwiderte wütend, er sei Kriegsgefangener und ein Nazi-Offizier von Rang. Er verlangte, daß alle seine persönlichen Effekten in seine Zelle gebracht würden.

Oberst Andrus setzte ihm nochmals in aller Ruhe auseinander, wie die Gefängnisvorschriften lauteten, worauf Heß schließlich sich dazu verstand, auf alles zu verzichten, mit Ausnahme von einer Anzahl kleiner Pakete. Er erklärte, diese enthielten Material für seine Verteidigung sowie einige Arzneimittel und Nahrungsmittel, die er aus England mitgebracht hätte, damit sie von einem unparteiischen Chemiker untersucht werden könnten. Er sei bereit, einer Wache zu gestatten, sich Tag und Nacht in seiner Zelle aufzuhalten, vorausgesetzt, daß man ihm diese Dinge lassen würde.

Schließlich vermochte ihn Oberst Andrus zu überzeugen, daß seine Rechte und Privilegien nicht anders seien als die eines jeden anderen deutschen Gefangenen und daß seine kostbaren Pakete in Gegenwart von Zeugen geschlossen und versiegelt werden würden. Heß nahm dieses Ultimatum an und wurde dann in die Zelle geführt, in der er ein Jahr verbleiben sollte.

Als Heß im Gefängnis eintraf, befand er sich körperlich in guter Verfassung, obwohl er mager war. Er trug die Uniform der Luftwaffe, jedoch ohne Rangabzeichen. Indes wirkte er durch seine Steifheit, sein Hackenzusammenklappen und seine fast monströsen Schaftstiefel, die aus schwarzem weichem Leder gefertigt waren, mit zwei Reißverschlüssen auf jeder Seite,

derart militärisch, wie er es durch ein ganzes Aufgebot von Rangabzeichen nicht hätte erreichen können.

Bei der psychiatrischen Untersuchung war er munter und mittheilsam. Er beobachtete zwar eine gewisse Zurückhaltung und behielt im allgemeinen eine formelle Haltung bei, machte jedoch den Eindruck, als bemühe er sich wirklich mitzuarbeiten. Der Strom seiner Gedanken war jedoch infolge Gedächtnisschwundes eingengt, und so antwortete er meist auf meine Fragen: «Ich weiß es nicht» oder «Ich kann mich nicht daran erinnern.» Er behauptete, sich nicht mehr an sein Geburtsdatum, an seinen Geburtsort, an das Datum seines Flugs nach England oder an irgendeine Tatsache oder Einzelheit aus seinem früheren Leben zu erinnern.

Am folgenden Tag, als ich ihn erneut untersuchte, erklärte er, er könne sich an nichts mehr erinnern, was sich während seiner Gefangenschaft in England zugetragen habe, und auch der Flug über den Kanal nach Nürnberg sei ihm nur unbestimmt gegenwärtig. Er erinnerte sich auch nur flüchtig an die Einzelheiten seiner Aufnahme im Gefängnis, fragte indes erneut nach seinen Paketen und wollte immer wieder die Bestätigung haben, daß sie sich an sicherer Stelle befanden, wo sie vor Unbefugten geschützt waren.

Um diese Zeit zeigte Heß gewisse Depressionszustände, reagierte aber sonst normal. Auf alle Fälle schien er, abgesehen von seinem Gedächtnisschwund, vollkommen bei Verstand zu sein und zeigte keine abnormalen Erscheinungen irgendwelcher Art. Er wurde auch weiterhin beobachtet und Spezialuntersuchungen unterworfen, darunter auch dem Rorschach-Tintenfleck-Test. Ich erklärte ihm die Natur dieses Tests, und daß er den Zweck habe, mir einen Begriff davon zu geben, wie sein Geist arbeite, ohne jedoch dabei das Gedächtnis zu berücksichtigen.

Dieser Test ist im allgemeinen Psychiatern und Psychologen

bekannt und gilt als die brauchbarste psycho-diagnostische Methode bei der Untersuchung des Geisteszustandes. Sie wurde 1921 von Hermann Rorschach, einem Schweizer Psychiater, erfunden¹ und erlangte etwa 1938 in den Vereinigten Staaten Popularität. Während des Krieges wurde sie weitgehend in der Armee angewandt, und man benützte sie in ausgedehntem Maße bei der Untersuchung der Hauptkriegsverbrecher. Der Test wird, kurz gesagt, folgendermaßen vorgenommen: Man nimmt zehn Blatt Papier; auf jedem Blatt befindet sich ein großer Tintenfleck. Fünf dieser Flecken sind schwarz und weiß, zwei schwarz und rot und drei in verschiedenen Farben. Dem Patienten werden die gleichen Blätter in derselben Reihenfolge gezeigt. Aus seiner Reaktion, das heißt, aus der Beschreibung, welche der Patient von der Bedeutung jedes Fleckes gibt, kann ein vollkommenes Bild seiner Persönlichkeit abgeleitet werden. Der Test geht in ähnlicher Weise vor sich wie der Wortassoziation-Test, abgesehen von dem Umstand, daß hier die Reize bedeutungslos sind – denn es sind eben nur Tintenflecke. Infolgedessen sieht der Patient, der etwas in dem Fleck erblickt, dies aus dem Grunde, weil er es selbst in den Fleck hineinprojiziert hat. Aus diesem Grunde nennt man diese Methode die projizierende. Der Test stellt tatsächlich ein kleines Beispiel dar für das Verhalten des Patienten, wenn er neuen und bedeutungslosen Eindrücken gegenübergestellt wird. Während des Testes kann er durchaus tun, was er will, sich so lange Zeit nehmen, wie es ihm beliebt, die Blätter umwenden und für jeden Fleck so viel Auslegungen geben, wie er wünscht. Dem Untersuchenden ist es nicht so wichtig, was er sieht, als wie er sich während des Testes verhält, und besonders, wie er zu dieser oder

* «Psychodiagnostik», Bern/Leipzig, 1921. Rorschach, geb. 1884 in Zürich, gest. 1922 in Herisau (Anmerkung des Herausgebers).

jener Auslegung kommt. Daher ist dieser Test bei Menschen wie Heß so bedeutungsvoll. Heß konzentrierte sich ganz darauf, etwas zu sagen, was den Psychiater in Verwirrung bringen sollte, während es mir darum zu tun war, festzustellen, in welcher Weise er von den Blättern Gebrauch machte.

Ein Psychiater, der viele derartige Tests gemacht und die Ergebnisse vieler Tausende von Proben in der Fachliteratur studiert hat, ist auf empirischem Wege imstande, mit Hilfe dieser Methode eine Unmenge von Dingen über einen Menschen auszusagen. Ein geschickter Arzt, der nach der Rorschach-Methode arbeitet, ist z. B. in der Lage, den Grad der Intelligenz eines Menschen dadurch zu ermitteln, daß er die Genauigkeit der Auslegungen hinsichtlich Form und Inhalt feststellt, das heißt, von welcher Qualität die Auslegungen sind. Gute und vollständige Auslegungen (bei denen der ganze Fleck benützt wird) und gute Auslegungen betreffend menschliches Handeln, bei denen die Tintenflecken oder Teile von ihnen als menschliche Wesen in Aktion gesehen werden, deuten ebenfalls auf einen hohen Intellekt hin. Heß wies lediglich Auslegungen mit Bezug auf menschliche Tätigkeit vor, die nur wenig über dem Durchschnitt lagen, jedoch war seine Formgenauigkeit gut. Eine 1. Qualität zwischen 115 und 120 wurde durch den Rorschach-Test entdeckt und durch einen rückhaltlosen Intelligenztest seitens des Gefängnispsychologen bestätigt.

Die Rorschachauslegungen enthüllen neben der Qualität der Intelligenz auch gewisse persönliche Eigenschaften, Introversion und Extraversion, Starrheit, Festhalten an Kleinigkeiten im Leben, im Gegensatz zu einer freieren Auffassung usw. Sie enthüllen desgleichen krankhafte Neigungen, und dadurch können pathologische Züge jeder Art festgestellt werden.

So sah z. B. Heß auf dem zweiten Blatt «zwei Männer,

die über ein Verbrechen sprachen und an Blut dachten.» Diese Antwort gehört nicht zu den Seltenheiten. Heß war jedoch nicht fähig, gewisse Einzelheiten richtig zu deuten; er vertiefte sich in «blutige Gedanken». Diese Art der Auslegung stellt die Projektion seiner eigenen Gedanken in die Tintenfleckenfiguren dar und verrät uns, daß er trotz des Gedächtnisverlustes «blutige Erinnerungen» hatte. Später gab er die Richtigkeit dieser Feststellung zu.

Gewisse sonderbare Antworten, wie beispielsweise «Querschnitt durch einen Springbrunnen» bei dem neunten Blatt, wiesen sowohl auf eine innere Angst und Spannung als auch auf eine Abweichung vom Gewöhnlichen in seinem normalen Denken hin.

Heß arbeitete bereitwillig bei der Probe mit, teils aus Neugierde, teils weil er fühlte, daß er imstande war, seine Auslegungen zu kontrollieren. Dabei wußte er nicht, wie verräterisch selbst seine banalsten Antworten waren. Obwohl er ausgezeichnet Englisch sprach, war stets ein Dolmetscher zugegen, bereit, im Bedarfsfall einzugreifen.

Seite an Seite auf seinem Feldbett sitzend (Heß in der Mitte, mein Dolmetscher und ich an seinen Seiten), machten wir einen äußerst sorgfältigen Rorschach-Test, wobei wir jede seiner Bemerkungen notierten. Auf Grund dieser Probe und der Intelligenzprüfungen und persönlichen Beobachtungen kam ich zu der Diagnose, daß Heß an einer echten Psychoneurose litt, die ursprünglich auf Hysterie basierte, verschärft wurde durch seine paranoische und schizoide Anlage, und zu der noch ein teils echter, teils simulierter Gedächtnisschwund kam.

Weniger wissenschaftlich ausgedrückt: Rudolf Heß war ein in sich gekehrter, zurückhaltender Mensch, der – mißtrauisch gegen alles, was sich ihm näherte – in seine Umgebung Gedanken projizierte, die in ihm selbst entstanden. Das pa-

paranoische Element zeigte sich in seinem Mißtrauen, seinem Wunsche, alles so zu haben, wie er es wünschte; seine Antworten bei dem Rorschach-Test waren nicht genügend abwegig, um zu jener Zeit auf einen tatsächlichen aktiven paranoischen Zustand zu schließen, ließen jedoch das Vorhandensein eines psychotischen Vorgangs in der Vergangenheit und die Wahrscheinlichkeit einer solchen Entwicklung in der Zukunft vermuten.

Am 16. Oktober 1945 sandte ich dem amerikanischen Staatsanwalt, Richter Robert Jackson, einen Bericht über Heß' psychiatrischen Zustand. Darin führte ich alle meine Feststellungen an und wies darauf hin, daß der Gedächtnisschwund bei Heß wahrscheinlich teilweise echt und teilweise zweifellos simuliert war. Ich erklärte ferner, daß sein Zustand sich durch den Verkehr mit seinen Kollegen bessern würde.

In diesem Bericht an Richter Jackson suchte ich um die Erlaubnis nach, Heß' Gedächtnisschwund durch Hypnose zu heilen, verbunden mit Beruhigung bewirkenden Einspritzungen wie Amytalnatrium oder Pentotal. Diese Drogen versetzen den Patienten, wenn sie in geringen Dosen gegeben werden, in einen hypnotischen Zustand, so daß dadurch der Arzt bei seiner direkten Suggestion unterstützt wird. Ich habe bei ihrer Anwendung nie ein Versagen erlebt, indes in Hunderten von Fällen günstige Ergebnisse. Es stimmt jedoch, daß in außerordentlich seltenen Fällen Menschen sehr empfindlich gegen diese Drogen sind, so daß die Einspritzungen gefährlich sein können. Wenn jedoch die geeigneten Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden, so besteht wirklich keine Gefahr dabei, und die Methode ist dann keineswegs gefährlicher als das Überqueren einer belebten Straße.

Obwohl Richter Jackson mir mitteilte, er würde selbst diese Behandlung für einen Fall von Gedächtnisschwund in seiner eigenen Familie empfehlen, war er doch der Meinung, daß

im Falle Heß jede Therapie, die nur die geringste Gefahr in sich barg, vermieden werden mußte. Wenn Heß etwas zustieße, wenn er sich eine Erkältung zuziehen oder straucheln und sich dabei den Hals brechen würde, so würde dies wahrscheinlich auf die Behandlung zurückgeführt werden. Ich sprach ausführlich mit Heß über die Methode. Zunächst war er bereit, sie zu versuchen, wobei er feststellte, er sei sicher, daß es ein Fehlschlag sein würde. Als ich ihm erwiderte, daß sie stets erfolgreich sei, änderte er rasch sein Urteil in dieser Beziehung. Er lehnte es auch ab, hypnotisiert zu werden und weigerte sich, sich irgendeiner Art von Behandlung zu unterwerfen. Eine ganze Zeitlang lehnte er es sogar ab, eine Blutentnahme für die Wassermann-Reaktion vornehmen zu lassen. In dieser Hinsicht fanden wir indes einen Rückhalt an den höheren Stellen.

Da ich nicht die Erlaubnis bekam, Heß' Gedächtnisschwund zu behandeln, forderte ich ärztliche Autoritäten an, damit diese meine Feststellungen nachprüften. Es wurden drei russische, ein französischer, drei englische und drei amerikanische Ärzte für diese Aufgabe bestimmt. Ihre Untersuchungen bestätigten die meinigen. Alle stimmten darin überein, daß Heß' grundlegende Veranlagung hysterisch und paranoisch war. Sie waren auch der Meinung, daß sein Gedächtnisschwund, wenn er bestehen blieb, ein Hindernis bei seiner Verteidigung bilden würde. Heß' Verhalten vor Gericht am 30. November 1945, als er die berühmte Aussage machte: «Mein Gedächtnis ist wieder in Ordnung. Der Grund, warum ich den Verlust des Gedächtnisses simulierte, war ein taktischer . . .», gehörte zu jenen typisch dramatischen und hysterischen Gesten, und sie bestätigte lediglich meine Auffassung und die der zugezogenen Psychiater.

Diese Weigerung zuzugestehen, daß etwas in geistiger Hinsicht nicht in Ordnung sei, kann sehr oft festgestellt werden.

Häufig behaupten Leute, die geistesgestört waren, nach der Heilung, alle Symptome seien lediglich Vorspiegelungen gewesen. Diese Art und Weise schützt ihr Ich. Es erlaubte Heß, über die Idee zu spotten, daß er, der Stellvertreter des Führers, je den Verstand hatte verlieren können.

Sofort nach Heß' Vernehmung begab ich mich in seine Zelle und fragte ihn, warum er das gesagt habe. Er war sich gar nicht bewußt, daß er seinen Anwalt weit mehr verärgert hatte als unseren. Er dachte nur an das Schauspiel, das er gegeben hatte. Tatsächlich wirkte er wie ein Schauspieler nach seinem ersten Auftreten.

«Wie habe ich mich benommen? Gut, nicht wahr?» fragte er und fügte hinzu: «Ich habe tatsächlich einen jeden überrascht, meinen Sie nicht auch?» Ich schüttelte den Kopf und erwiderte, ich glaubte nicht «einen jeden».

Einen Augenblick lang hielt Heß in seinem erregten Auf- und Abgehen inne. «Dann habe ich Sie also nicht hineingelegt, als ich behauptete, ich hätte das Gedächtnis verloren? Ich fürchtete bereits, Sie wären darauf hineingefallen. Sie haben so viel Zeit für mich aufgewendet.»

Ich fragte Heß, ob er sich an einige Filme erinnere, die früher von den führenden Nazis gezeigt worden waren, als sie sich noch auf der Höhe ihres Ruhmes befanden. Damals behauptete er, er könne die Leute in der Wochenschau nicht wiedererkennen, nicht einmal sich selbst.

Nun aber sagte er: «Ja, ich kann mich erinnern. Ich erinnere mich, wie die Bilder gezeigt wurden. Ich dachte damals, Sie wüßten, daß ich simulierte. Die ganze Zeit über sahen Sie nur auf meine Hände. Es machte mich äußerst nervös zu wissen, daß Sie mein Geheimnis erraten hatten.»

Natürlich hatte ich sein «Geheimnis» nicht ganz auf die Weise erraten, wie er es dachte. Ich wußte lediglich, daß er sich an mehr erinnerte, als er zugeben wollte. Tatsächlich hatte

ich auf seine Hände gestarrt, indes in der bewußten Absicht, ihn zum Sprechen zu bringen.

Während er es früher ausgezeichnet verstanden hatte, ein unbewegliches Gesicht zu zeigen, wurde er jetzt nervös, sobald man ihm alte vertraute Szenen vorführte. Diese Neigung äußerte sich dadurch, daß er die Hände ballte, was für jeden leicht sichtbar war, der ihn beobachtete. Sicher erkannte er einige der Szenen, die in diesem Film gezeigt wurden, obwohl er dies vollkommen abstritt. Er bemerkte seine innere Spannung und war sich vielleicht auch dessen bewußt, daß dies durch Zusammenpressen der Finger zum Ausdruck kam. Nach der Vorführung des Films bemühte er sich, mir aus dem Wege zu gehen, und beschränkte unsere Unterhaltung auf ein Minimum.

Natürlich litt Heß sogar noch nach seinem dramatischen öffentlichen Widerruf an einem gewissen Gedächtnisschwund. Sein Geist arbeitete nie vollkommen klar, obwohl sich sein Gedächtnis besserte. Tatsächlich konnte man zwei Wochen nach Beendigung des Prozesses eine sichtliche Besserung feststellen, die Heß selbst bemerkte, und worüber er auch mit mir sprach.

Von diesem Zeitpunkt an war es möglich, die Entwicklung seines Gedächtnisschwundes zu verfolgen. Während der Zeit des intensiven Verhörs in England hatte Heß entdeckt, daß die Briten, wenn er auf irgendeine Frage antwortete: «Ich weiß es nicht», stets diese Frage wiederholten und immer wieder auf diesen besonderen Punkt zurückkamen. Sagte er jedoch: «Ich kann mich daran nicht erinnern», so schien der Nachrichtenoffizier geneigt zu sein, die Frage fallen zu lassen. Tag um Tag, Monat um Monat wurde er so unausgesetzt gefragt und antwortete so oft: «Ich kann mich nicht erinnern», daß schließlich große Abschnitte seines Lebens einfach aus seinem Gedächtnis verschwanden. Schließlich wurde er ein

echtes Opfer eines induzierten, sogar tatsächlichen Gedächtnisschwundes.

Heß gestand schließlich, daß sein Gedächtnisschwund zum großen Teil wirklich vorhanden gewesen und seine prahlerische Erklärung vor Gericht falsch gewesen sei. Bisweilen berichtete er sogar mit einem gewissen Stolz über den Fortschritt seiner «Kur». Obwohl sich sein geistiger Zustand besserte, versicherte er mir eines Tages, daß sein Geist «immer noch schwach sei und sein Hirn leicht ermüde». Dieses Eingeständnis war interessant, in erster Linie deshalb, weil eine solche Feststellung ein typisches Symptom von Hysterie darstellt, welches für die Diagnose bei Heß als grundlegend anerkannt wurde.

Wenn es eines endgültigen Beweises bedarf, daß Heß' Behauptung, er habe das Gericht getäuscht, falsch war, so muß man diesen in der Tatsache suchen, daß der «taktische» Vorteil, den er vorgab, gewonnen zu haben – die nötige Zeit und Gelegenheit zur Vorbereitung seiner Verteidigung – einfach nicht vorhanden war. Nicht einen Augenblick lang war ihm sein Gedächtnisschwund bei der Verteidigung von Vorteil. In Wirklichkeit hemmte sie seinen Verteidiger. Seine hysterische Veranlagung ist am besten aus der Tatsache zu ersehen, daß er sich in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stellte, indem er seinen Gedächtnisschwund abstritt, so verhängnisvoll ein solcher Schritt auch für ihn sein konnte, statt durch ständiges Leugnen einen Freispruch zu erzielen. Solche Reaktionen trifft man häufig bei Hysterikern, und gerade dies hatten die Psychiater in seinem Fall erwartet, als der Prozeß seinem Höhepunkt entgegenging.

Auch im Gefängnis zeigten sich bei Heß unbestimmte paranoische Symptome: so äußerte er verschiedene Male den Verdacht, daß man sein Essen vergiftet habe. Dieselben Symptome zeigten sich auch bei ihm in England; ich konnte

daraus nur den Schluß ziehen, daß Rudolf Heß, wenn er auch während der Monate, in denen er unter meiner Beobachtung stand, nicht gerade geisteskrank war, bestimmt als Kandidat für eine Irrenanstalt in Frage kam. Sieht man die Sache in graphischer Darstellung, so ergibt sich folgendes Bild: angenommen die Linie einer Straße bezeichne die geistige Gesundheit, die Linie eines Seitenweges den Wahnsinn, so möchte man sagen, daß Heß den größten Teil seines Lebens an deren Schnittpunkt zugebracht hat.

Man könnte Heß einen Hysteriker nennen, der selbst die Fortdauer seiner Krankheit herbeiführt. Er sorgte nämlich dafür, daß seine hysterischen Symptome recht gut funktionierten, indem er alle Möglichkeiten, sie zu heilen, von sich wies. Es wäre verhältnismäßig leicht gewesen, ihn davon zu befreien, wenn man ihn nur hätte bestimmen können, dabei mitzuhelfen. Indes zog er es vor, zu leiden und wählte gewöhnlich für sein Leid Zeiten, in denen er auf eine möglichst große Zuschauerschaft rechnen konnte.

Die Aufmerksamkeit, die er durch sein Theater erregte, schmeichelte seiner Eitelkeit. Seine Kollegen waren jedoch von seinem Benehmen angewidert. Insbesondere Goering zeigte sich sehr aufgebracht, teils weil Heß ihn vollkommen mit der Fabel von seinem Gedächtnisverlust zum Narren gehalten hatte, teils weil Goering den Eindruck aufrechterhalten wollte, daß die nationalsozialistische Partei aus starken Männern bestand. Nicht, daß er je Heß für einen starken Menschen gehalten hätte. Im Gegenteil, er erzählte mir, er habe Heß stets als zu weich angesehen, selbst für den Posten eines idealen Stellvertreters des Führers.

In diesem Zusammenhang erzählte mir Goering eine charakteristische Anekdote. Zu Beginn des Krieges bezeichnete Hitler einmal Goering öffentlich für den Fall seines Todes als seinen Nachfolger und Heß als Nachfolger Goerings, falls

dieser sterben sollte. «Als Hitler mir das sagte», berichtete Goering, «freute ich mich, so weit es meine Person betraf, obgleich ich nichts anderes erwartet hatte. Aber ich war wütend darüber, daß Hitler diesen Einfaltspinsel von Heß zu meinem Nachfolger bestimmte. Ich sagte dies Hitler auch und machte einen gehörigen Krach.»

Als Goering diese Geschichte erzählte, saß er auf seinem Feldbett. Nun legte er seine großen Hände auf die Knie und beugte sich vor. «Wissen Sie, was Hitler sagte? Er sagte: „Nun, Hermann, seien Sie vernünftig. Rudolf ist stets treu gewesen, ein harter Arbeiter. Ich muß ihn belohnen, und daher gebe ich ihm diese öffentliche Anerkennung. Aber, Hermann, wenn Sie einmal Führer des Reiches werden . . . haha! Dann können Sie Heß hinausschmeißen und Ihren eigenen Stellvertreter ernennen.“» Als Goering mir so die innere Politik der Partei erklärte, glänzten seine Augen in Bewunderung für Hitlers Auffassung des Führerprinzips und seine geniale Begabung in der Behandlung von Menschen.

Während der Prozeß weiterging, mehrten sich die Störungen bei Heß; es gab vorübergehende Trübungen des Gedächtnisses, und verstärkte paranoische Reaktionen – Mißtrauen gegen jedermann, Furcht vor Vergiftung und Ähnliches – wiesen auf einen Fortschritt in seinem Leiden hin. Vor der erdrückenden Menge des Belastungsmaterials – das die Lasterhaftigkeit seiner Kollegen bewies – suchte er Zuflucht in einem periodisch wiederkehrenden Gedächtnisschwund, und schließlich wurde er so zerrüttet, daß er nicht mehr in der Lage war, seine Verteidigung zu führen. Das Ergebnis war, daß man ihn als geisteskrank betrachtete.

In diesem Punkte bewies das Gericht ein gutes Urteilsvermögen. Über geistesranke Menschen das Todesurteil zu verhängen, gehört nicht zu den Grundsätzen des zivilisierten, demokratischen Rechtes; aus diesem Grunde fällte das Gericht

ein Urteil, das ihn lebenslänglich hinter Schloß und Riegel setzt.

Vom psychiatrischen Standpunkt aus gehörte Heß offensichtlich zu den vom Normalen abweichenden Menschen. In seinem Gefühlsleben war er jugendlich, was aus seiner Neigung für Uniformen und Schaustellungen hervorgeht und in seinem Flug nach England zum Ausdruck kam. Er war der einzige Gefangene, welcher die Realität seiner Lage nicht verstand; daher bestand er mit Nachdruck darauf, wie wichtig seine Persönlichkeit als Stellvertreter des Führers sei, und lehnte es ab, die totale Niederlage des Nationalsozialismus zuzugeben, oder die Idee fallen zu lassen, daß er ein hervorragender Patriot sei.

Die bezeichnendsten Eigenschaften in Heß' Persönlichkeit lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: wir haben es mit einem paranoischen und kindlichen Individuum mit starkem hysterischem Einschlag zu tun, das in allem, was es unternahm, scheiterte, und auch bei der aufsehenerregendsten Unternehmung seines Lebens Schiffbruch erlitt.

Später, wenn er sich darüber klar geworden sein wird, daß man ihn nicht hinrichtet, wird er vielleicht ruhiger werden und scheinbar gesunden. Eine derartige Reaktion kann aber nur oberflächlich sein; Heß wird in der Zukunft stets am Rande des Wahnsinns leben.

ALFRED ROSENBERG

Alfred Rosenberg, der Philosoph der Nazipartei, war ein großer, schlanker, schlaffer, weibischer Mensch, dessen Äußeres durchaus im Gegensatz zu seinem Fanatismus und seiner Grausamkeit stand. Dies traf indes auf seine Unterhaltung nicht zu. Wenn er bereitwillig eine Diskussion über irgendein Thema unter der Sonne begann, so gelangte er, ganz gleich, von welchem Punkt er ausgegangen war, innerhalb von fünf Minuten zu den rollenden Phrasen, die er in dauernden Diskussionen über seine eigene Theorie von Blut und Rasse bereits zu Tode geritten hatte. Ob man nun über Geschichte, Gartenbau oder die hohen Stiefel eines Fallschirmjägers sprach, Rosenberg schwenkte so sicher zum Thema Blut und Rasse ab, daß man den Zeitpunkt fast mit mathematischer Sicherheit berechnen konnte. Er war ein bemerkenswertes Beispiel für den Menschen, dessen Hirn ganz einseitig arbeitete, und er lieferte den Männern, die ihn verhören mußten, ein schweres Stück Arbeit.

Rosenberg war für mich stets ein interessanter Gegenstand. Er war der erste offiziell eingesetzte und amtliche Philosoph, der mir in Fleisch und Blut begegnete, und ich muß zugestehen, daß die Auffassung, die ich bisher von einem Philosophen hatte, sich mit seiner Person durchaus nicht deckte. Meine Studien zwangen mich zu dem Schluß, daß ich es mit einem ziemlich dummen und furchtbar konfuse Menschen zu tun hatte. Ein großer Teil seiner Konfusion ergab sich aus der

Tatsache, daß er nicht imstande war, logisch zu denken, und daß er die Grenzen seines Intellektes nie zu erkennen vermochte.

Viele waren überrascht über das Ergebnis der Intelligenzprüfung, die zweifellos zeigte, daß der berühmte Nazi-Philosoph nur eine Intelligenz besaß, die unter dem Durchschnitt lag. Die Fiktion von seinen glänzenden Fähigkeiten gehört zu jenen Dingen, die deutsche Literaten, besonders deutsche Gelehrte, gern der Welt einreden möchten. Deutsche philosophische Werke sind ja schon immer so verworren und dunkel gewesen, daß, als Rosenberg ein Buch schrieb, mit dem niemand etwas anfangen konnte, die Deutschen es als Evangelium hinnahmen, statt ruhig einzugestehen, daß sie es nicht verstanden.

Rosenberg ist jedoch durchaus nicht ein Mann, über den man sich so einfach lustig machen kann. Auf Grund seiner engen Verbindung mit Hitler muß man annehmen, daß sein Einfluß auf die nationalsozialistische Partei wahrscheinlich größer war als die jedes anderen unteren Führers.

Rosenberg war ebenfalls ein sogenannter «Ausländer», was in seiner Entwicklung einen Faktor von Bedeutung darstellte. Sein Vater war deutscher Angestellter in einer Handelsfirma in Reval, Rußland, und seine Mutter soll, nach den Urkunden zu urteilen, Lettin gewesen sein. Er besuchte die Schule in Deutschland, und dort sowohl als zuhause erwarb er jenes starke Nationalgefühl, das man so oft in den Familien der Auslandsdeutschen antrifft. Er studierte dann in Riga Architektur und Ingenieurwesen, und begab sich 1914 bei Ausbruch des Weltkrieges nach Moskau. Dort erwarb er 1918 das Architekturdiplom.

In Moskau wurde er Zeuge der bolschewistischen Revolution und brachte von da an allem, was mit dem Bolschewismus und mit Rußland zusammenhing, starkes Mißtrauen und

einen glühenden Haß entgegen. Zu dem Haß gegen Bolschewismus und Rußland, die für ihn ein Begriff wurden, gesellte sich der Haß gegen das Judentum, und bald schuf er für sich selbst eine Dreieinigkeit des Hasses, die gewissermaßen als Gegengewicht für seine starke Liebe zu dem unbekannten Vaterland diente. Diese heftige antisemitische, antirussische und antibolschewistische Haltung war grundlegend bei seinem Beitrag zu «Mein Kampf». Natürlich bewirkte sein Eifer, daß sich dieselbe Neigung bei Hitler und den anderen Nazis verschärfte.

Rosenberg kehrte 1918 nach Reval zurück und übernahm einen Propagandaauftrag gegen die Roten, die damals Estland noch nicht besetzt hatten. Indes befand sich die Revolution auf dem Marsche, und als rote Streitkräfte sich Estland näherten, floh Rosenberg nach Deutschland. In München nahm er seine Tätigkeit als Propagandist gegen den Bolschewismus, sowohl als Schriftsteller als auch als Redner, wieder auf und gelangte durch den Einfluß Dietrich Eckhardts, den Nazipoeten, mit der nationalsozialistischen Partei in Verbindung. Rosenberg und Dietrich gehörten also zu den ersten Mitgliedern der Partei; Hitler nahm erst ein Jahr später, gegen Ende 1919, an einer Versammlung teil.

Von diesem Zeitpunkt an gehörte Rosenberg ununterbrochen zu den treuesten Mitarbeitern Hitlers. Er nahm am Putsch des Jahres 1923 teil, wurde jedoch beim Zusammenbruch dieser Bewegung übersehen und weder verletzt noch verhaftet. Als die nationalsozialistische Partei offiziell anerkannt wurde, gehörte Rosenberg zu den drei Führern der unterirdischen Organisation. Er besuchte das Landsberger Gefängnis während Hitlers Haft tatsächlich täglich, und es besteht kein Zweifel, daß seine philosophischen Ideen über Rasse und Nation um jene Zeit in «Mein Kampf» Eingang fanden.

Als sich die Nazipartei entwickelte, wurde Rosenberg Herausgeber der Zeitung «Völkischer Beobachter». Durch dieses Blatt und durch zahlreiche andere Veröffentlichungen impfte er der Partei seine Theorien über die Tugenden des deutschen Blutes, die Sünde der Rassenmischungen und die Bedrohung der Kultur durch den russisch-jüdischen Kommunismus ein. Er wurde der offizielle Philosoph der Partei und erhielt 1929 die Leitung eines Zweiges der Propaganda.

In den dreißiger Jahren unternahm Rosenberg einen Versuch, die Leitung des Außenministeriums in die Hand zu bekommen. Indes wurde er nach einer Reihe von Mißerfolgen aus London zurückgerufen (dort beging er die Taktlosigkeit, auf das Grab des unbekannten Soldaten einen Kranz mit einer Hakenkreuzschleife niederzulegen). Damit endete seine diplomatische Lehrzeit. Schließlich wurde er durch Ribbentrop ersetzt.

Rosenberg zog sich nun in seine unangreifbare Stellung als Parteiphilosoph zurück und erhielt einen Titel, der – mit typisch deutschem Schwulst – folgendermaßen lautete: «Abgeordneter des Führers der nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei für die gesamte geistige und weltanschauliche Ausbildung und Erziehung der Partei.» Seine Funktionen waren noch unbestimmter als sein Titel, aber unter dessen Autorität hatte er reichlich Gelegenheit, seine antisemitischen und antikommunistischen Glaubenssätze an den Mann zu bringen.

Während dieser Epoche der «geistigen und weltanschaulichen Ausbildung» überwachte er die Neugestaltung der deutschen Geschichtsschreibung. Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß die Rosenbergschen Geschichtswerke – obwohl die darin geschilderten Begebenheiten oft ganz anders lauteten, als sie der übrigen Welt bekannt waren – es darauf anlegten, das Dritte Reich ins beste Licht zu stellen.

Ebenfalls um diese Zeit schmuggelte sich Rosenberg in zahllose Organisationen ein, die sich mit kulturellen Dingen befaßten, oder aber er erhielt diese Posten als Belohnung für seine Leistungen. Wir finden ihn interessiert am Aerzte-Verband, am Kriegerverein, an der deutschen Arbeitsfront, an Schulungskursen für Erwachsene, an der Entwicklung deutscher heidnischer Ziele, an den Kraft-durch-Freude-Organisationen, an Schulen, Universitäten und an Lehrer-Ausbildungskursen. Ferner übernahm er die Kontrolle der Literatur, die Förderung deutscher Volksstudien und die Begründung einer Akademie für weltanschauliche Ausbildung. Er war außerdem tätig als Herausgeber mehrerer Zeitungen; er hielt zahllose Reden und veröffentlichte eine große Anzahl von Flugschriften und Büchern.

Diese übereifrige Tätigkeit auf so manchen Gebieten zog Rosenberg natürlich beträchtliche Feindschaft innerhalb der Partei zu, denn er war außerdem ein ausgesprochen streitsüchtiger Mensch. Er hat beinahe mit jedem einzelnen und mit jeder Gruppe in Deutschland zu irgendeiner Zeit einmal in Kampf gestanden. Mit allen Weltreligionen, sowohl der katholischen und protestantischen als auch der jüdischen, lag er in ständigem Streit.

Während dieser Periode intensiver Tätigkeit veröffentlichte Rosenberg in gewissen Abständen mehrmals Neuauflagen der «Protokolle der Weisen von Zion», die er 1920 zum erstenmal herausgegeben hatte. Einige Schriftsteller haben behauptet, Rosenberg habe diese «Protokolle» zuerst in Rußland entdeckt. Konrad Heiden gibt in seinem Werk «Der Führer» einen sehr genauen Bericht darüber, wie Rosenberg zum erstenmal Kenntnis von den «Protokollen» erhielt, und diesen Bericht konnte er nur von Rosenberg selbst haben. Als ich Rosenberg gegenüber dieses Buch erwähnte, geriet er in Wut;

er nannte Heiden einen Erzlügner und behauptete, er habe zwar in Rußland von den «Protokollen» gehört, sie aber erst 1919 in München kennengelernt. «Ich fühlte sofort», äußerte er, «von welchem großen Wert sie bei der Aufdeckung der internationalen jüdischen Verschwörung sein konnten und entschloß mich, sie zu veröffentlichen.»

Für seine verschiedenen Tätigkeiten wurde Rosenberg seitens seines alten Freundes Adolf Hitler reichlich belohnt. Hitler zeichnete ihn aus, indem er ihm 1937 in Nürnberg die erste Medaille für deutsche Volkskunst und -wissenschaft verlieh. Diese bildete das nationalsozialistische Gegenstück zum Nobelpreis. Wir müssen dabei daran erinnern, daß die Annahme des Nobelpreises den Deutschen seitens der Nazi verboten worden war, seitdem dieser 1936 Karl von Ossietzky verliehen worden war, einem Pazifisten, der zu jener Zeit in einem Nazi-Konzentrationslager saß.

Hitler hielt Rosenberg tatsächlich bis zum Schluß, obwohl andere Naziführer der Ansicht waren, daß dessen Tätigkeit sich auf rein intellektuelle Dinge beschränken solle und man ihm nie eine ausübende Autorität geben dürfe.

Kurz nach Beginn des Krieges wurde Rosenberg das Erziehungswesen übertragen. Seinen Plänen gemäß begann er damit, sein Arbeitsfeld auszudehnen, und um genügend Material für Unterrichtszwecke zu sammeln, stellte er einen Stab zusammen, der durch Frankreich zog und dort Buchhandlungen, Kunstsammlungen und andere Kulturschätze zur Bereicherung der Archive der Nazipartei beschlagnahmte. Natürlich wurden diese Sammlungen angelegt, ohne daß man sich die Mühe gab, von den Eigentümern die Erlaubnis dazu zu erlangen und ohne ihnen eine Entschädigung zu geben.

Nachdem Rosenberg auf diese Weise Frankreich und die Niederlande ausgeraubt hatte, erhielt er 1941 seinen bedeutendsten Posten – einen Posten, den auszufüllen er vollkom-

men ungeeignet war. Er wurde zum Reichsminister der besetzten Gebiete im Osten ernannt. Ich vermute, daß Hitler diese Ernennung aus zwei Gründen vornahm, erstens, weil er Rosenberg aus seiner Umgebung entfernen wollte, und zweitens, weil dieser, in Estland geboren, das Volk in den west-russischen Gebieten und dessen Sitten kannte.

Als Verwaltungsbeamter scheiterte Rosenberg kläglich, während er sich in seinem Vernichtungswerk fast über Erwarten bewährte. Hier hatte er zumindest Gelegenheit, seinen dreifachen Haß bis zum äußersten wüten zu lassen. In erbeuteten Dokumenten fand ich den Beweis, daß er buchstäblich Millionen von Einwohnern seines Gebiets entweder deportieren oder vernichten ließ. Es besteht kaum ein Zweifel daran, daß die eroberten russischen Gebiete mehr unter der Nazi-herrschaft zu leiden hatten denn irgendein anderes von ihnen besetzte Gebiet. Plünderungen und Zerstörungen von diesem Ausmaß sind nirgendwoanders festgestellt worden.

Hätte es sich nicht um die Aufstellung des Protokolls gehandelt, so wäre es mir schwer gefallen, eine Beschreibung des brummigen Gefangenen zu geben, der, wie ich wußte, ein Massenmörder war. Nach außen hin machte er den Eindruck eines durchaus «normalen» Menschen, in Aussehen und Kleidung ähnelte er einem Gelehrten; er erfreute sich guter körperlicher Gesundheit, abgesehen von einem chronischen, aber nicht schweren Rheumatismus. Er sprach selten von seiner Familie, obwohl er zweimal verheiratet gewesen war. 1923 wurde er von seiner ersten Frau geschieden, als diese sich nach langer Krankheit in die Schweiz begab, um eine Kur zu machen. Er verheiratete sich 1925 zum zweiten Male und besaß eine Tochter, die noch lebt.

Gewöhnlich machte Rosenbergs Gesicht einen gewissermaßen milden und etwas schläfrigen Eindruck, aber es erwachte zum Leben, wurde lebhaft und rot vor Erregung, sobald er

über die Theorien seines Hauptwerkes «Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts» sprach. Dieses Werk bildete die Grundlage seines Ruhmes; es war ein Standardwerk für die Nazipartei und galt in allen Fragen der Rassenprobleme als Autorität. Hier hatte er seine Theorien niedergelegt, jedoch in unglaublich dunkler und verschwommener Weise.

Baldur von Schirach, der Jugendführer, beteuerte mir einmal, daß niemand in der Partei das Buch wirklich gelesen habe. Er hatte selbst einmal eine Probe aufs Exempel bei seinen eigenen Untergebenen gemacht und festgestellt, daß zwar jeder Jugendführer ein Exemplar des Buches besaß, kein einziger jedoch fähig gewesen war, sich durch das Labyrinth von Trugschlüssen und willkürlichen Ideenassoziationen durchzufinden, die das Merkmal aller Schriften Rosenbergs sind. Von Schirach ging noch weiter und sagte mit beißendem Spott: «Da jeder Nationalsozialist ein Exemplar des Buches kaufen mußte, sollte Rosenberg in die Geschichte eingehen als der Mann, der mehr Exemplare eines Buches, das kein Mensch je las, verkauft habe, als jeder andere Autor.»

Obwohl ich tatsächlich das Buch gelesen und endlos mit Rosenberg darüber gesprochen habe, brauchte ich unendlich lange, um zu ermitteln, welche grundlegende philosophische Idee ihn eigentlich in seinem Leben geleitet hatte. Schließlich gelang es mir zu seinem größten Vergnügen, dies in ziemlich genauer, wenn auch nicht einfacher Form festzulegen.

In erster Linie glaubt Rosenberg, daß alle Rassen spezifische und verschiedene physische und geistige Merkmale besitzen. Die Europäer teilte er in fünf allgemeine Rassetypen ein. Er gab indes zu, daß diese fünf Rassen sich so vermischt haben, daß es heute unmöglich ist, sie zu trennen, und daß infolgedessen die europäischen Nationen nicht als wirkliche Rassen, sondern einfach als nationale Gruppen zu betrachten sind. Indes ist die nordische Rassengruppe, die ursprünglich

aus Deutschland, den skandinavischen Ländern und England stammt, die reinste, und die deutsche (d. h. Rosenbergsche) Idee bezweckte, die Unreinheiten zu beseitigen, um den Status einer wirklich reinen Rasse wiederherzustellen.

Andererseits behauptete Rosenberg, das jüdische Volk sei nicht eine wirkliche Rasse, sondern ein Volk, das sich aus orientalischen (arabischen) und armenischen Bestandteilen zusammensetze. Das Volk habe sich jedoch seiner Religion wegen nicht mit anderen gemischt, und daher müsse es, schloß Rosenberg feierlich, nicht nur als ein verschiedenes Volk, sondern auch als eine verschiedene Rasse angesehen werden. Das ist typisch Rosenbergsche Naivität!

Rosenberg behauptete ferner – er stützte sich dabei ursprünglich auf Madison Grants Werk «The Fall of a Great Race» –, daß das griechische Volk entartet sei, als es sich mit anderen Mittelmeervölkern mischte. Infolgedessen, meinte er, sei das Problem in Deutschland höchst einfach. Um ihre nordische Rasse zu reinigen, brauchten die Deutschen nur die Ehen mit Angehörigen der orientalisch-jüdischen Rasse zu verbieten, und nach Verlauf einer gewissen Zeit würde ihr Blut wieder rein und unverfälscht sein. Das heißt also: nach erfolgtem Verbot der Vermischung würde das bereits gemischte nordische Blut alle «Unreinlichkeiten» ausscheiden und sich automatisch reinigen. Eine weitere Naivität!

In Wirklichkeit waren Rosenbergs Ideen über das deutsche Blut von Darré angeregt, der in seinem Werk «Blut und Boden» das ursprüngliche Blut des deutschen Bauern mit dem Boden in Zusammenhang brachte, den er bearbeitete. Darré sah im Geiste einen Zyklus, innerhalb dessen der Bauer, so lange er lebte, den Boden bearbeitete, der ihn schließlich nach seinem Tode wieder aufnahm. Mittlerweile bildete das Blut seiner Ahnen seine Nahrung – in der Form des Futters, das er seinen Tieren, die ihm das Fleisch lieferten, reichte,

der Ernte, die er selbst verzehrte. So pflanzt sich das deutsche Blut, durch die Befruchtung des deutschen Bodens mit deutschen Toten, von Generation zu Generation fort.

Rosenberg, der stets alles bombastisch und wirr darstellen muß, formuliert denselben Gedanken in seinem Hauptwerk folgendermaßen:

«Ein neuer Glaube ist heute im Entstehen. Der Mythos des Blutes, der Glaube, mit dem Blute das göttliche Wesen des Menschen zu schützen; der Glaube, der sich zu klarster Erkenntnis durchgerungen hat, daß das nordische Blut das Mysterium darstellt, das die alten Sakramente ersetzt und überwunden hat.»

Für mich als Psychiater war es interessant, und dieses Interesse war mehr als nur ein zufälliges, in Rosenberg ein Individuum festzustellen, das ein Denksystem geschaffen hatte, welches stark von der bekannten Wirklichkeit abwich, ein Mensch, der sich absolut weigerte, seine Theorien zu ändern und der überdies fest an die Magie der Worte glaubte, in denen er sie ausgedrückt hatte.

Dieses letzte Charakteristikum wurde eines Tages auf typische Weise offenbar, als ich mich mit dem «Mythos» abmühte. Ich hatte Rosenberg gerade verschiedene Kapitel seines Buches vorgelesen und ihn gebeten, sie mir zu erklären. Bei dieser Gelegenheit diente mir ein amerikanischer Offizier als Dolmetscher, der in Luxemburg geboren war und vorher Rosenberg als Nachrichtenoffizier verhört hatte. Daher kannte Rosenberg ihn, und er wußte auch, daß er römisch-katholisch war.

Als nun der Dolmetscher sich anschickte, meine Fragen Rosenberg zu übermitteln, streckte dieser die Hand aus, nahm ihm das Buch aus der Hand und schloß es mit Nachdruck. Ich fragte ihn, warum er das täte, und er erwiderte mir durchaus ernsthaft, daß ihm jeder andere Dolmetscher recht sei, er

wünsche jedoch nicht, daß gerade dieser irgendetwas mit seinem Buche zu tun habe.

Sowohl mein Assistent als auch ich selbst waren darüber einigermaßen erstaunt und baten ihn um eine offene Erklärung seines Verhaltens. Rosenberg erwiderte ziemlich von oben herab: «Dieser junge Offizier steht im Dienste seines Landes. Er ist ein guter Soldat und auch ein guter Katholik, und ich möchte nicht die Richtung seines Lebens ändern. Läse er dieses Buch, so würde er sofort aus der Kirche austreten.»

Dieser Vorfall ereignete sich, wohlverstanden, zu einer Zeit, als Rosenberg um seinen Kopf kämpfte, weil er die erwähnten Ideen in seinem Buche ausgesprochen hatte! Wenige Schriftsteller, ob sie sich nun «Philosophen» nennen oder nicht, sind mit einem so festen und unverrückbaren Glauben an die Macht ihrer Schriften gesegnet.

Anscheinend war sich Rosenberg darüber klar, daß ich in meiner Eigenschaft als Psychiater nicht mehr verdorben werden konnte; denn es stand ihm vollkommen frei, mich ebenfalls mit seiner Weisheit über die Rassenlehre zu beglücken. Er wies indes mit besonderem Nachdruck darauf hin, daß ich als Amerikaner die Gefahren kennen müsse, welche die Minoritäten in den Vereinigten Staaten für das Land bedeuteten. Rosenberg war fest davon überzeugt, daß die Nazipartei lediglich fünfzig Jahre zu früh auf den Plan getreten sei, und er prophezeite, daß nur einige Jahrzehnte vergehen würden, «bis die Welt imstande wäre, ihre Ziele zu verstehen».

Er versicherte mir, daß die afrikanischen und syrisch-orientalischen Rassen an und für sich achtbar seien; alles Übel und Unglück rühre nur daher, daß man sie mit «Weißen» mische. Er war überzeugt, daß unsere Hauptprobleme in Amerika die Negerrasse, die orientalische Rasse (an der Westküste) und die «europäischen Orientalen», d. h. die jüdische Rasse, seien. «Ein kluger Politiker hätte die Neger auf dem Lande belassen

und ihnen erlaubt, sich selbst zu regieren und nach ihren eigenen Sitten und Gewohnheiten zu leben», erklärte er warnend. Diese für ihn typische, verschwommene Wortklauberei bildete einen Teil einer Rede über die Gefahr der Rassenmischung in Städten, wo Gelegenheit vorhanden war, daß Mitglieder verschiedener Rassen Ehen eingingen.

«Wenn das amerikanische Negerproblem», schrieb er mir einmal in einem Memorandum, «nicht schrittweise durch Rücksiedelung der Neger in Afrika gelöst wird, so muß es in fünfzig Jahren zwanzig Millionen verstreut lebender Schwarzer und Millionen von Mulatten geben. Nach hundertundfünfzig Jahren gibt es dann keine Amerikaner mehr, sondern nur noch einen fürchterlichen Mischmasch. Und sollten die Weißen dann noch im Besitz der Macht sein, so könnte es eine unerhört blutige Revolution geben.

Dasselbe Problem liegt bei den Juden vor. Ein Volk, das sich seine eigene Kultur schaffen will, kann nicht zweiundeinhalb Millionen Juden in seiner Hauptstadt dulden, die gleichzeitig Mittelpunkt seiner Wirtschaft ist . . . Ihre politischen Parteien sind unfähig, sich vom jüdischen Einfluß zu befreien. Ihre Ideologie, welche die Gleichheit unter Europäern stört, und die Forderungen der Orientalen (ich faßte diese Bemerkung als eine versteckte Anspielung auf den Zionismus und auf Palästina auf) hindert sie, eine normale politische Methode anzuwenden.

Es handelt sich also hier um den Kampf um die Führerschaft im gleichen Gebiet, und wenn der jüdische Standpunkt durchdringt, so haben die Pioniere umsonst gekämpft. Mit Rücksicht auf die Vorgänge in Europa wird niemand an dieses Problem herangehen wollen; aber die Amerikaner werden schließlich zu einer gewissen Zeit in der Zukunft eine Entscheidung erzwingen müssen. Ich nehme an, daß das angelsächsische, skandinavische und deutsche Blut in den Vereinig-

ten Staaten so mächtig sein wird, daß es das durch die Vorväter eroberte schöne Land nicht kampflos den orientalischen Krämern überläßt. Selbst dann würde der Kampf schwierig sein, da die Juden, die jetzt hundertundfünfzigprozentige Amerikaner sind, wahrscheinlich die Schwarzen mobilisieren werden.»

Bedarf es eines besseren Beweises, um zu zeigen, daß der Philosoph Rosenberg vollkommen unfähig war, klar zu denken und seine Gedanken auf einfache Weise auszudrücken?

Ein weiteres Beispiel für Rosenbergs Oberflächlichkeit ergab sich in einer Diskussion, in der er die von ihm empfohlene Lösung der amerikanischen «Probleme» erklärte. Er war überzeugt, daß es nur einen einzigen Ausweg gäbe, nämlich jede Rassengruppe in ein Gebiet zu verschicken, wo sie sich selbst entwickeln konnte und wo die Gefahr der Ansteckung der nordischen Gruppe durch andere Rassen nicht bestand.

Rosenberg erklärte des ferneren, er habe immer den Standpunkt vertreten, daß die amerikanischen Juden deportiert werden müßten. Er schlug als Ort der Deportation Madagaskar vor – übrigens eine französische Besitzung –, das ein geeignetes Siedlungsgebiet für Juden darstelle. Er entschuldigte die Deutschen, daß sie die Juden nicht abgeschoben hätten, indem er erklärte, dies sei durch äußeren Druck unmöglich gemacht worden; daher hätte man sie ausrotten müssen. Er machte uns Amerikanern das Kompliment, daß wir wenig geeignet seien, solche direkten und «wirksamen» Maßnahmen durchzuführen und behauptete, bei uns ließe sich die Deportation wahrscheinlich leichter bewerkstelligen als die Vernichtung.

Ich diskutierte mit ihm eine Zeitlang über diesen hirverbrannten Plan und bekannte schließlich, auf eine große Schwierigkeit gestoßen zu sein. «Nehmen Sie nun an», sagte ich, «daß die Juden, die gewohnt sind, in Städten zu leben,

nun einfach in die Städte Madagaskars übersiedeln, so daß niemand da ist, um die Felder zu bebauen.»

Rosenberg, der mir erzählt hatte, er habe zwanzig Jahre lang über diesen Deportationsplan nachgedacht, war außerordentlich überrascht und erklärte, daß er dies vollkommen übersehen habe. Dann, als wollte er einen doppelten Beweis für seine Neigung geben, ein Problem dadurch zu «lösen», daß er die Schwierigkeiten einfach aus dem Wege räumte, kam ihm plötzlich die Erleuchtung. Ein glückliches Grinsen erschien auf seinem Gesicht. «Aber natürlich!» sagte er, «das ist doch ganz einfach! Sie brauchen doch nur Ihre Neger ebenfalls nach Madagaskar zu deportieren. Die Juden können sich dann in den Städten aufhalten, während die Neger sich auf dem Lande niederlassen – dann ist alles in Ordnung.»

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es schließlich in Amerika dreizehn bis fünfzehn Millionen Neger gäbe, von denen manche bei weitem länger Amerikaner seien als die meisten Amerikaner nordeuropäischer Abstammung; ich wies darauf hin, daß diese gegen eine Deportation nach Madagaskar Einwendungen erheben würden. Er zuckte die Achseln und sagte, in diesem Falle müßte eben die eingeborene Bevölkerung der Insel gezwungen werden, auf den Farmen zu arbeiten, um die deportierten Juden zu ernähren.

Dieser vollständige Mangel an Verständnis für menschliche Werte und menschliche Rechte war charakteristisch für den Mann. Wir müssen in ihm den Höhepunkt alles dessen sehen, was brutal und lasterhaft in der Nazipartei war. Man braucht nur die Berichte über die totale Ausraubung des eroberten Rußland zu lesen, um zu verstehen, daß ein Land vollkommen zerstört werden muß, wenn einem solchen liederlichen Schwätzer Gelegenheit gegeben wird, nach eigenem Ermessen zu handeln.

Obwohl Rosenbergs Name im allgemeinen als jüdisch be-

trachtet wird, wehrte er sich heftig dagegen, daß es jüdisches Blut bei seinen Ahnen gegeben habe. Er erklärte, er sei zur Hälfte Isländer (und nicht Lette) und zur Hälfte Deutscher. Ich konnte jedoch aus erbeuteten Akten seine wahre Stellungnahme zu seinem Namen feststellen. Wenn Rosenberg Juden aus Rußland zur Deportation bestimmte, setzte er alle «en masse» auf die Liste, die seinen Namen trugen, ohne auch nur die geringsten Nachforschungen anstellen zu lassen.

Selbst als Rosenberg ein überwältigendes Belastungsmaterial vorgelegt wurde, bestand er darauf, an den Verbrechen, deren man ihn bezichtigte, nicht schuldig zu sein. Halb sich verteidigend, halb sich rühmend, erklärte er mir: «Die Motive, die mich veranlaßten, während fünfundzwanzig Jahren zu kämpfen, lagen in der Idee begründet, nicht nur dem deutschen Volk zu dienen, sondern ganz Europa, und eigentlich der ganzen weißen Rasse.»

Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß die Geschichte die hochherzigen Dienste Rosenbergs in einem weniger glänzenden Licht sehen wird.

HERMANN GOERING

Von all den Nazis, die in Nürnberg vor Gericht standen, machte einer den größten Eindruck, hatte einer am längsten im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gestanden: Hermann Goering. Man hat ihn nahezu auf jede Art und Weise beschrieben, vom machiavellistischen Schuft angefangen bis zu einem fetten, harmlosen Eunuchen, wobei man im allgemeinen darauf ausging, ihn als einen Satelliten Hitlers hinzustellen, der nur darauf ausging, Orden, Ruhm und Reichtümer zu ergattern.

Goerings Persönlichkeit ist in diesem Bericht am wichtigsten, da er der einzige führende Nazi war, der untersucht wurde. Himmler und Goebbels, seine annähernd gleichwertigen Kollegen, und Hitler, sein Führer, waren bereits tot. Diese vier Personen hatten tatsächlich in jeder Phase der deutschen Herrschaft und Politik ihre Hand im Spiele. Es bestand kaum ein Zweifel, daß sie den Kern der Nazipartei bildeten. In einer solchen kampfgeprobten Gesellschaft wäre indes kein Platz für einen fetten und albernen Narren gewesen. Und Goering war niemandes Narr, nicht einmal der Narr Hitlers. Er war ein glänzender, tapferer, unbarmherziger, rücksichtsloser und schlauer Mann der Tat. Ich gewann über ihn diese Meinung als Frucht zahlloser Stunden, die ich mit ihm in seiner Zelle verbrachte.

Als Gefangener und Patient gehörte Goering zu denjeni-

gen, mit denen am leichtesten umzugehen war, die am leichtesten zu interviewen waren. Jeden Tag, wenn ich auf meiner Runde in seine Zelle kam, sprang er von seinem Stuhle auf, grüßte mich mit breitem Lachen und ausgestreckter Hand, geleitete mich zu seinem Feldbett und schlug mit seiner großen Klaue auf die Mitte des Bettes. «Guten Morgen, Doktor. Ich bin so froh, daß Sie mich besuchen kommen. Bitte nehmen Sie Platz, Doktor, setzen Sie sich hierher.» Hierauf richtete er sich mit seinem großen Körper – er wog immer noch 200 Pfund, als der Prozeß begann – auf dem Feldbett neben mir ein und war bereit, auf meine Fragen zu antworten.

Abgesehen von seinen weniger bewundernswerten Eigenschaften war Hermann Goering ein Mann von bezauberndem Wesen (wenn es ihm paßte, bezaubernd zu sein), redewandt und von einer Intelligenz, die man fast außergewöhnlich nennen konnte. Dazu besaß er viel Phantasie und hatte eine gute Erziehung genossen. Diese Eigenschaften, zu denen sich großes Rednertalent, wildes Ungestüm und Sinn für Humor gesellten, machten ihn zu Hitlers hervorragendsten Mitarbeiter. Zweifellos erwarben ihm seine vollkommene Nichtachtung des Wertes des Menschenlebens und seine Fähigkeit, politische Aufträge mit unerhörter Brutalität auszuführen, die Achtung Hitlers.

Auf Grund seiner Eigenschaften gewann Goering die Leitung so vieler Ämter, wie nur irgendjemand im Dritten Reich, außer Hitler selbst. Nach dem Stand vom 1. April 1945 hatte er folgende Ämter inne: Stellvertreter Hitlers, preußischer Ministerpräsident, Präsident des preußischen Staatsrates, Reichsminister, Reichspräsident, Reichsluftfahrtminister, Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Reichs-Forst- und Jagdmeister, Präsident des Ministerrates für die Reichsverteidigung, Mitglied des Geheimen Kabinettsrats und Reichsmarschall.

Und man kann überzeugt sein, daß der dicke Hermann Goering die Pflichten eines jeden seiner Aemter gewissenhaft erledigte.

Goering überwachte vollkommen das Luftwesen, sowohl das zivile als das militärische. Als Präsident der wichtigsten Fluggesellschaften kontrollierte er ebenfalls die Verwaltung des Luftverkehrswesens und die Entwicklung des gesamten Flugwesens im Reich.

Goering war persönlich einer der mächtigsten Männer in der deutschen Wirtschaft. Als Wirtschaftsminister reorganisierte er in kurzer Zeit dieses Departement fast vollständig. Er sorgte für die Entwicklung der Hermann-Goering-Werke, die seine Idee waren und die sich zum drittgrößten Industrietrust in Europa entwickelten, wobei er gleichzeitig große Ländereien im Reich selbst und in den eroberten oder annektierten Gebieten kontrollierte.

Trotz seiner Tätigkeit auf kommerziellem, politischem und militärischem Gebiet fand Goering genügend Zeit, zahlreiche politische Missionen auswärts auszuführen und – wenn er zu Hause war – große Gastmähler auf seinen Schlössern in Deutschland zu geben.

Mit so viel Macht ausgerüstet, mußte Goering natürlich Gegenstand des Neides der meisten führenden Nazis sein. Er hatte wiederholt Streitigkeiten über politische Angelegenheiten mit Ribbentrop, Himmler und anderen. Er gründete ein Spezialkorps von Fallschirmtruppen, welche die Aufgabe hatten, ihn gegen «Unfälle» zu schützen, die leicht einen Mann treffen konnten, der so mächtige Feinde besaß. Und dann bedurfte er einer Leibgarde. Sein Einfluß auf Hitler nahm in den letzten Monaten des Krieges nach und nach ab, in erster Linie deshalb, weil die Luftwaffe bei ihrer Aufgabe versagt hatte, die Bombardierung Deutschlands im großen Stil zu verhindern.

Goerings Leben und sein Charakter sind ebenso wenig bekannt wie seine Fähigkeiten. Seine Familie hing so an ihrer Heimat, daß seine Mutter die lange Reise von Westindien nach Bayern unternahm, damit ihr Sohn auf dem teuren deutschen Boden zur Welt kommen und dort erzogen werden konnte. Goerings Vater, welcher der erste Gouverneur der deutschen Kolonie Südwesafrika und dann ihr Ministerpräsident gewesen war, hatte zu dieser Zeit einen Posten als Konsul in Haiti inne. Kurze Zeit, nachdem ihr Kind geboren war, kehrte Frau Goering zu ihrem Gatten zurück und überließ Hermann der Obhut von Freunden in Bayern. Drei Jahre später war die Familie wieder vereinigt, nachdem die Eltern nach Deutschland zurückgekehrt waren und sich auf dem Goeringschen Gut Veldenstein in Bayern niedergelassen hatten. Der Mangel an väterlicher Autorität in jungen Jahren hat zweifellos zur Entwicklung von Goerings aggressivem Wesen und unbeherrschtem Ungestüm beigetragen. Ohne vom Vater oder der Mutter überwacht zu werden, tat er in diesen drei ersten Jahren was ihm paßte und entwickelte daher früh jene Charakterzüge, die sich später in der Form zeigten, daß er unfähig war, sich einer Autorität zu fügen. Seine Schuljahre verliefen stürmisch, unter häufigem Wechsel der Schulen, wegen seines streitsüchtigen Verhaltens anderen Kindern gegenüber. Schließlich glaubte man ein geeignetes Ventil für sein aggressives Wesen gefunden zu haben: er wurde in einer Kadettenanstalt untergebracht und lebte während der Sommerferien in den Bergen, wo er schwierige Klettertouren unternahm und sich der Jagd widmete.

Nach Beendigung seiner militärischen Ausbildung nahm Goering als Infanterieoffizier am ersten Weltkrieg teil. Vor Ende des Jahres 1914 trat er zur Flugwaffe über und galt 1916 als einer der besten deutschen Flieger. Obwohl er in diesem Jahre abgeschossen und schwer verwundet wurde, kehrte er

1917 zu seinem Geschwader zurück und erhielt schließlich das Kommando über das Richthofen-Geschwader, die berühmteste der deutschen Fliegerabteilungen.

Bei Beendigung des Krieges weigerte sich Goering, sich den Alliierten zu ergeben; er flog mit seinem ganzen Geschwader nach Deutschland zurück, wo er sich nie offiziell ergab. Für seine Leistungen als Flieger erhielt er den «Pour le Mérite», Deutschlands höchste Auszeichnung.

Der Waffenstillstand sah Goering ohne eine besondere Vorbildung für einen friedensmäßigen Beruf. Da er arbeitslos war, empfand er starke Enttäuschung über Deutschlands Niederlage. Dazu kam, daß er eine ungeheure Energie besaß, von einem ungeheuren Tatendrang beseelt war, aber dafür keine Verwendung hatte. Er verbrauchte seine Tatkraft in nutzlosen Protesten gegen verschiedene Handlungen der Verbündeten in Deutschland und reiste dann herum, um Arbeit zu finden. Schließlich begab er sich nach Schweden und arbeitete dort in einer Flugzeugfabrik. In Schweden machte er einer verheirateten Frau, einer Baronin von Fock, den Hof. Nachdem sie die Scheidung erlangt hatte, heiratete er sie und kehrte mit ihr nach Deutschland zurück, wo er sich in München niederließ. Nachdem er sich selbst von der Dürftigkeit seiner Kenntnisse überzeugt hatte, besuchte er ein Jahr lang die Universität in München und hörte Vorlesungen über Geschichte und politische Wissenschaft.

Während dieser Periode lernte Goering Hitler kennen und wurde in der Folge ein begeistertes Mitglied der Nazipartei. Als ich ihn fragte, ob er durch Hitlers Rednertalent oder durch seine Lehre für die Partei gewonnen worden sei, erklärte er nachdrücklich, beides träfe nicht zu, er sei lediglich der Partei beigetreten, um persönlich hochzukommen. «Ich haßte die Republik», sagte er. «Ich wußte, daß sie keinen Bestand hatte. Ich sah ein, daß eine neue Regierung die Macht

in Deutschland übernehmen würde, sobald die Alliierten ihre Unterstützung zurückzogen. Ich wollte dazu beitragen, daß die Republik vernichtet wurde und hoffte dabei, vielleicht der Herrscher des neuen Reiches zu werden.»

Hier lag ein kühler Pragmatismus vor; nie habe ich gehört, daß man Goering je diese Einstellung zugeschrieben hätte. Ich befragte ihn daher eingehend über diesen Punkt. Die Geschichte, die er mir erzählte, während wir Knie an Knie auf seinem Gefängnisbett saßen, lautet folgendermaßen:

«Hören Sie, die Sache spielte sich folgendermaßen ab. Um diese Zeit gab es etwa fünfzig Organisationen von Frontkämpfern – nennen Sie sie Parteien – in Deutschland. Sie liebten die Regierung nicht. Sie liebten den Friedensvertrag von Versailles nicht. Sie liebten den Frieden nicht – einen Frieden, in dem es für sie keine Arbeit, kein Essen, keine Schuhe gab.

Ich wußte, daß der Sturz der Regierung durch diese unzufriedenen Männer bewerkstelligt werden würde. Ich schaute mir daher ihre Parteien an, um festzustellen, welche von ihnen Erfolg versprach. Nachdem ich jede geprüft hatte, entschloß ich mich, der nationalsozialistischen Partei beizutreten. Sie war klein – und das bedeutete, daß ich dort bald ein großer Mann sein konnte. Sie berief sich auf diese unglücklichen Frontsoldaten – und das bedeutete, daß sie die nötigen Leute zur Verfügung haben würde, um einen Putsch zu unternehmen. Sie griff Versailles an – und das verlieh ihr Charakter und ein Ziel für die gefühlsmäßige Seite bei den alten Kämpfern. Selbst der Antisemitismus der Partei verfolgte einen Zweck: dieser gewann jene Leute, die als Brennpunkt ihrer Gefühle etwas Wesentlicheres brauchten als einen politischen Irrtum.

Sie verstehen, ich hatte Recht mit dieser Auffassung. Das Volk strömte uns zu, die alten Soldaten schworen auf uns –

und ich wurde das Haupt der Nation. Zu spät, werden Sie sagen? Vielleicht doch nicht . . . Indes, ich setzte es durch.»

Jedenfalls wurde Goering bald ein großer Mann in der kleinen Partei. Er stellte die Sturmtruppen für Hitler auf und war einer der Hauptanführer beim Münchner Putsch von 1923. Bei dieser Aktion wurde er an der rechten Hüfte verletzt, und später entwickelte sich eine schwere Infektion, die ihn zwang, bis 1924 in einem Spital zu bleiben. Da ihm die Wunde große Schmerzen verursachte, bekam er bedeutende Mengen von narkotischen Mitteln und wurde dadurch morphiumsüchtig.

Goerings Gewohnheit, Morphiumeinspritzungen zu machen, hat zu allerlei Gerede von seiten schlechtunterrichteter Leute und zu falschen Vermutungen geführt, und es empfiehlt sich daher, an dieser Stelle die Sache aufzuklären. Nach seiner Entlassung aus dem Spital im Jahre 1924 unternahm er Reisen in Italien; er begab sich schließlich nach Schweden, wo er in eine Anstalt eintrat und von seiner Morphiumsucht geheilt wurde. Es sind keine Unterlagen vorhanden, die zu der Vermutung berechtigen, daß er zu dieser Zeit irgendetwas getan habe, was auf Geisteskrankheit schließen ließe. Die Biographen, die darauf hinweisen, daß er in einer geschlossenen Zelle gehalten wurde, übersehen die Tatsache, daß die Einsperrung allgemein üblich ist, wenn Patienten von der Morphiumsucht geheilt werden sollen. 1929 litt Goering unter einer schmerzhaften Halsentzündung und nahm wiederum kleine Dosen Morphinum, jedoch ohne dabei süchtig zu werden. 1937 begann er, da er unter Zahnschmerzen zu leiden hatte, Paracodein zu nehmen, das ein äußerst schwaches Morphinumderivat ist. Während des Krieges nahm er ständig Paracodein.

Es sind wilde Gerüchte verbreitet worden über die Dosis, die Goering bei seiner Gefangennahme zu sich nahm. Diese

Mißverständnisse sind wahrscheinlich daher entstanden, daß er für seinen ausschließlichen Gebrauch Spezialpillen hatte anfertigen lassen, die er in großer Menge einnahm. In Wirklichkeit enthielt jede dieser kleinen Tabletten nur eine geringe Menge von Paracodein. Hundert dieser Tabletten, Goerings durchschnittliche Tagesdosis, entsprechen etwa drei bis vier Grain Morphium. Das ist keine außergewöhnlich starke Dosis. Sie genügte jedenfalls nicht, um je seine geistigen Fähigkeiten zu irgendeiner Zeit herabzusetzen.

Goering nahm natürlich dieses Mittel teilweise seiner Sucht wegen, aber er nahm es auch – und wenige Menschen begreifen diesen Unterschied –, weil es ihm zur Gewohnheit geworden war. Sucht und Gewohnheit sind nicht dasselbe. Goering war süchtig gegenüber Paracodein, aber er hatte sich auch an die Paracodeinpillen gewöhnt, wie manche Leute sich an ihre Zigaretten gewöhnt haben. Er empfand das Bedürfnis, mit seinen Händen und mit dem Mund etwas zu tun, eine Handlung zu verrichten, an die er gewohnt war und die er liebte. Genau wie Raucher darauf achten, daß sie jeden Morgen einen Vorrat von Zigaretten und Tabak auf ihrem Schreibtisch vorfinden, stellte Goering eine Flasche mit hundert kleinen Pillen auf sein Pult. Im Verlaufe von Konferenzen oder Besprechungen nahm er die Flasche, öffnete sie, ließ einige Tabletten in seine Hand fallen, steckte sie in den Mund und kaute sie gemächlich während der Unterhaltung. Auf diese Art übte sie auf ihn keine besondere Stimulation aus, aber er nahm sie ständig weiter ein, da er Schmerzen in den Beinen bekam, sobald er die Dosis verringerte.

Ich kann bezeugen, daß seine Sucht nicht sehr stark war. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich ihn niemals in der Weise davon befreien können, wie ich es nach seiner Gefangennahme tat. Ich verordnete eine einfache, strenge Entziehungskur, bei der täglich die Dosis herabgesetzt wurde, bis

schließlich überhaupt kein Medikament mehr gegeben wurde. Während der ganzen Zeit hatte Goering übrigens keine besonderen Beschwerden, abgesehen von gelegentlich auftauchenden Schmerzen, die aber durch leichte Beruhigungsmittel gemildert werden konnten. Die einzige ärztliche Behandlung, die ich außerdem anwandte, war psychischer Natur. Goering war sehr stolz auf seine physische Tapferkeit und seine Fähigkeit, Schmerzen zu ertragen. Infolgedessen bedeutete es für mich keine Schwierigkeit, ihm zu suggerieren, daß er, der starke und kräftige Goering, keine Medikamente brauche, während weichere Männer, wie Ribbentrop (den er nicht leiden konnte), sicher große Dosen benötigen würden, falls sie einmal eine Entziehungskur machen müßten. Goering erklärte, daß dies richtig sei und fügte sich bereitwillig der Kur. In der Folge schenkte er seinen Schmerzen keine Beachtung mehr, und obwohl er unter den Nachwirkungen der Entziehungskur zu leiden hatte, erwähnte er sie nie, es sei denn, daß man ihn ausdrücklich danach fragte.

Das Gefühl seiner Stärke fand eine Parallele in der peinlichen Aufmerksamkeit, die er seinem Körper schenkte. Er war imstande, bis ins einzelne jede Narbe und jede Unebenheit auf seiner Haut zu beschreiben. Als wir über die Verletzungen sprachen, die er 1916 im Luftkampf, als er abgeschossen wurde, erlitten hatte, gab er genau die Länge und Breite der verbliebenen Narben in Zentimetern an und zählte im einzelnen die verschiedenen Splitter auf, die in die Hüfte eingedrungen waren.

Er hatte stets ein wunderbar gearbeitetes Ledernecessaire bei sich, das alles enthielt, was für die Toilette eines äußerst verwöhnten Mannes notwendig ist. Indes brauchte er nicht – wie behauptet wurde – Puder, Augenstift und Lippenstift. Tatsächlich war er um die Pflege seiner Haut sehr besorgt; er brauchte eine Unmenge Gesichtswasser, Körperpuder und

ähnliche Toilettenmittel. Seine Anzüge waren sehr schön gearbeitet, die Unterwäsche aus feinsten Seide, und seine Bemühungen hinsichtlich der Kleidung gingen ganz darauf aus, das zu verschönern, was er für die eleganteste Figur in Deutschland hielt.

Diese narzißtische Einstellung kam mir insofern zustatten, als es mir gelang, ihn zu bewegen, etwas zu tun, damit er abnähme. Bei der Gefangennahme wog er zweihundert Pfund, und selbst *er* gab zu, daß er ein wenig korpulent sei. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er vor Gericht einen besseren Eindruck machen würde, wenn er ein wenig abgemagert sei, stimmte er mir zu und schränkte sich im Essen ein. Ich beabsichtigte nun, aus rein medizinischen Gründen seine Taille zu verringern. Ich wußte, daß er an einem chronischen leichten Herzleiden litt und wollte den Druck auf das Herz verringern, da ich hauptsächlich dafür verantwortlich war, daß er zur Zeit des Prozesses bei guter Gesundheit sei.

Wahrscheinlich wurde sein Entschluß abzunehmen dadurch begünstigt, daß er in Nürnberg und sogar früher schon die gewöhnliche Armee-Feldration erhielt; aber davon abgesehen, trug er das seine dazu bei und verlor in fünf Monaten etwa sechzig Pfund. Die einzige Bedingung, die er bei dieser Verabredung stellte, war die, daß wir einigen deutschen Gefangenen erlaubten, seine Uniform wieder instandzusetzen. Dies wurde ihm bewilligt, jedoch nicht aus dem Grunde, weil wir ein Interesse an Goerings Aussehen hatten, sondern weil ihm sonst die Hosen hinuntergefallen wären.

Eine Seite von Goerings Charakter, die wenig bekannt ist, war seine außerordentliche Liebe und Zärtlichkeit zu seiner Familie und zu seinen Freunden. Ueber seine Talente als Gastgeber ist bereits geschrieben worden, und es besteht kein Zweifel, daß er wirklich Freude daran hatte, übermütige Gesellschaften für jene zu geben, die er gern hatte. Leicht Ge-

fühlen zugänglich, widmete er sich mit seinem ganzen Ungestüm und seiner ganzen Begeisterung seinen Verwandten und Freunden. Für ihn zählte nur die Gegenwart, eine Gegenwart, die vom rosigen Schimmer einer besseren Zukunft erhellt wurde.

Die Erkenntnis dieses Charakterzugs erklärte mir den Umstand, daß Goering in der Zeit, als seine Frau 1931 in Schweden im Sterben lag, in Deutschland blieb und mit Hitler zusammen arbeitete.

Andere Beobachter haben erklärt, Goering sei gefühllos, da er nicht an das Sterbebett seiner Frau geeilt sei; ein solches Verhalten ist aber gerade das, was man *nicht* erwarten sollte bei diesem ehrgeizigen Mann, der in diesem kritischen Augenblick mit Dingen beschäftigt war, welche ihm den größtmöglichen Gewinn bringen konnten. In diesem Augenblick gab es einen Faktor, der wichtiger war als seine Zukunft, nämlich der Umstand, daß er sich bereits seit einiger Zeit, getrennt von seiner Frau, in Deutschland aufhielt. Als sie dann schwer erkrankte, stand er bereits unter neuen Einflüssen. Diese Fähigkeit, in der Gegenwart zu leben und frühere Bindungen einfach unbeachtet zu lassen, war typisch für Goering.

Drei Jahre nach ihrem Tode, als die Partei zur Macht gelangt war, ließ Goering die Leiche seiner Frau unter Entfaltung eines riesigen Poms nach Deutschland bringen und auf seiner Besetzung Karinhall beisetzen. Dies war im Jahre 1934.

So beschwichtigte Goering also sein Gewissen durch die Entfaltungen von Glanz und feierlichem Gepränge. Er muß indes wegen der Behandlung seiner Frau ein tiefes Schuldgefühl gehabt haben. Schließlich hatte sie ihren Gatten verlassen, um ihn zu heiraten, und dann war er so sehr in politische Angelegenheiten verstrickt, daß er sie nicht einmal auf ihrem Totenbett besuchte. Die Geschichte dieser Gefühllosigkeit seiner Frau gegenüber war in ganz Deutschland bekannt geworden.

Hinzu kamen häßliche Gerüchte über homosexuelle Neigungen, die zum Teil damit begründet wurden, daß er anscheinend seiner Frau nicht bedurfte und zum anderen Teil, daß er kein Bedürfnis nach Maitressen hatte – ein Bedürfnis, dem so viele seiner Kollegen reichlich nachgaben. Er ließ nun seine Frau in Karinhall beisetzen, um den Klatsch in Deutschland zum Schweigen zu bringen und seiner Gattin eine Anerkennung für die Opfer zu zollen, die sie ihm dargebracht hatte, als sie ihm beim Eintritt in die politische Laufbahn behilflich war. Mit dieser Geste zahlte er seine Schuld und machte sich gleichzeitig für eine neue Ehe frei.

Im folgenden Jahr heiratete er Emmy Sonnemann. Diese zweite Ehe wurde indes nicht, wie ich bestimmt weiß, aus politischen Gründen geschlossen, wie behauptet worden ist. Goering hing anscheinend sehr stark an seiner Frau, und ich bin vollkommen überzeugt, daß das Mädchen, das ihm seine Frau 1938 gebar, von ihm stammt. Ich erwähne dies, da darüber große Zweifel entstanden sind, weil Julius Streicher, der Pornograph und Verleger, in einer Zeitungsattacke gegen Goering darauf anspielte, die kleine Edda sei durch künstliche Befruchtung zur Welt gekommen. (Diese Anklage war neben anderen in den Akten über Streichers Ausschluß aus der Partei im Jahre 1939 erwähnt.)

Goering war nicht impotent und auch nicht, wie hartnäckige Gerüchte behaupteten, homosexuell. Er selbst stritt natürlich alle Persionen ab. Psychiatrische Beobachtungen und unabhängige Unterredungen mit anderen Gefangenen, die Goering gut gekannt hatten, scheinen dies allerdings zu bestätigen. Wahrscheinlich sublimierte er seinen Geschlechtstrieb durch harte Arbeit, und dies verlieh ihm die erstaunliche Fähigkeit, bis zu achtzehn Stunden am Tage zu arbeiten. Zweifelloso überwog bei ihm der Ehrgeiz gegenüber der «Liebe». Sein Familienleben war jedoch ein glückliches, und die An-

hänglichkeit, welche die Ehegatten einander entgegenbrachten, schien beide Teile zu befriedigen.

Abgesehen von seiner Zukunft, war Goering im Gefängnis in erster Linie um seine Familie besorgt. Er erzählte mir einmal, bei seiner Übergabe habe er lediglich die eine Bedingung gestellt, daß seine Familie anständig behandelt würde. Die Briefe an seine Frau und sein Kind sind nicht nur Zeugen einer großen Liebe, sondern auch eines sehr starken Gefühls. So schreibt er zum Beispiel an seine Emmy:

«Deine geliebte Handschrift zu sehen, zu wissen, daß Deine lieben Hände auf diesem Papier geruht haben, alles das und der Inhalt selbst haben mich tief gerührt und machten mich sehr glücklich. Bisweilen denke ich, daß mein Herz vor Liebe und Sehnsucht nach Dir bricht. Das wäre ein schöner Tod.»

Und an anderer Stelle:

«Meine liebe Frau, ich bin Dir aufrichtig dankbar für alles Glück, das Du mir stets geschenkt hast, für Deine Liebe und für alles; laß niemals Edda von Dir gehen. Ich könnte Dir endlos schreiben, was Du und Edda für mich bedeuten und wie meine Gedanken stets um Euch kreisen. Ich umarme Dich von ganzem Herzen und küsse Dein liebes süßes Gesicht in leidenschaftlicher Liebe.

Stets Dein Hermann.»

Meiner Meinung nach erwiderte Frau Goering vollkommen die Gefühle ihres Gatten; sie blieb ihm die ganze Zeit über unbedingt treu.

Goering bestätigte aber seine Gefühle der Zärtlichkeit noch auf einem anderen Gebiete. Obwohl er ein großer Jäger war, liebte er die Tiere und war der Meinung, daß sie geschützt werden mußten. Zu diesem Zweck erließ er die neuen Jagd- und Forstgesetze für das Reich. Für diese Geschöpfe, für seine Freunde, für seine Familie war ihm nichts zu gut. Jenseits

dieses Kreises aber hatte er für kein Lebewesen auch nur das geringste Interesse.

Die seltsame Spaltung in seinen Gefühlen zu seinen Mitmenschen wird klar aus dem Vivisektionsgesetz ersichtlich. In einer Radiorede, bei der er dieses Gesetz erläuterte, erklärte er: «Ich habe die Vivisektion mit sofortiger Wirkung in Preußen verboten und werde jeden Zuwiderhandelnden in ein Konzentrationslager sperren lassen, bis Gesetze vorliegen, die sie mit schweren Strafen belegen.»

Da haben wir den wahren Goering . . . Er schützt die Tiere, verhindert sogar ihren Gebrauch für ärztliche Zwecke, ist aber ohne weiteres bereit, jeden Menschen in ein Konzentrationslager zu sperren, der eine wilde Katze belästigt. Goering, der Unbarmherzige, der Kalte, legte dem Menschenleben weniger Wert bei als dem Leben eines Tieres, das medizinischen Experimenten diene.

Das ist derselbe Goering, der die blutige Säuberung im Jahre 1934 durchführte und der um diese Zeit in einer öffentlichen Rede sagte:

«Lieber schieße ich einmal zu kurz oder zu weit, aber ich schieße wenigstens. Meine Maßnahmen werden weder von Zweifeln hinsichtlich der Legalität, noch von bürokratischem Druck angekränkt sein; hier habe ich nicht Justiz zu üben; hier habe ich nur zu vernichten und zu zerstören, nichts anderes.»

Das ist derselbe Goering, der nach der Bekanntgabe der Nürnberger Gesetze deren Durchführung mit folgenden Worten verlangte:

«Gott hat die Rassen geschaffen. Er wollte keine Gleichheit. Diese Gleichheit existiert nicht. Wir haben einen solchen Gedanken nie gehabt und müssen ihn daher auch aus unseren Gesetzen entfernen.»

Das ist derselbe Goering, der das Bombardement von Rot-

terdam anordnete, der Mann, der zu mir sagte: «Natürlich haben wir aufgerüstet. Wir rüsteten Deutschland auf, bis wir von Waffen starrten. Ich bedaure nur, daß wir nicht noch mehr aufrüsteten. Natürlich betrachtete ich Verträge nur als Fetzen Papier. Natürlich wünschte ich Deutschland groß zu machen. Wenn dies auf friedliche Weise geschehen konnte, um so besser. Wenn nicht, dann war auch das gleichgültig. Meine Pläne gegen Großbritannien waren umfangreicher als man selbst heute glaubt. Auf ihre Bemerkung, ich habe mit dem Krieg gespielt, als ich die Luftwaffe aufbaute, antwortete ich, ich sei ja nicht Leiter eines Pensionats gewesen.

Ich schloß mich der Partei an, da ich ein Revolutionär war, nicht etwa wegen des ideologischen Krams. Da andere Parteien auch Revolutionen gemacht hatten, sagte ich mir, ich könne ebenfalls an einer teilnehmen; was mich zur nationalsozialistischen Partei hinzog, war die Tatsache, daß sie die einzige war, die den Mut hatte zu sagen: «Zum Teufel mit Versailles», während die anderen nur lächelten und versuchten, zu beschwichtigen. Das hat mich angezogen. Natürlich war Hitler froh, mich zu bekommen, da ich bei den Offizieren des ersten Weltkrieges einen guten Namen hatte. Ich war etwas wert, und als Gegenleistung sollte ich Führer des Reiches werden.» Der gleiche Zug in Goerings Charakter erscheint auch im Gespräch über die Handlungen Hitlers. «Hätte Hitler mich nach München für den Kanzlerposten bestimmt, so würde ich es nie zum Krieg haben kommen lassen», erklärte Goering. «Statt in Polen einzufallen, hätte ich Polen wirtschaftlich so in die Enge getrieben, daß es schließlich gezwungen gewesen wäre, nachzugeben.» Nie kam er auf den Gedanken, Rücksicht auf die kleinen Länder zu nehmen. Er hatte lediglich das Gefühl, er hätte dasselbe erreichen können, ohne dabei seinen Hals zu riskieren. Ich befragte ihn wegen Rotterdam, und er erklärte mit Nachdruck, daß zu der Zeit, als

die Holländer sich ergaben, Frankreich und England immer noch kämpften. «Es war besser, ein paar Tausend Leute in Rotterdam zu töten und die Franzosen zur Kapitulation zu zwingen, als den Krieg zu verlängern», lautete seine Antwort. Goering war auch ganz gegen den russischen Krieg, nicht etwa wegen der sich daraus ergebenden Greuel, nicht etwa wegen der Menschenleben, die dabei zugrunde gingen, sondern weil dieser seine Angriffspläne auf Gibraltar störte, und weil er fühlte, daß ein Zweifrontenkrieg für Deutschland verhängnisvoll sein würde.

So bezaubernd Hermann Goering fraglos in seinem Wesen war – vorausgesetzt, daß es ihm, der als Gefangener in unserer Hand war, gerade paßte –, aus seiner eigenen faszinierenden Rede ging vollkommen klar hervor, daß er nicht das geringste Verständnis besaß für den Wert des Menschenlebens, für moralische Verpflichtungen oder für irgendeine der höheren Eigenschaften des zivilisierten Menschen, wenn dieser in Konflikt mit den eigenen egozentrischen Zielen kam. Goering war ein Mensch, der heute der Inbegriff des Geistes der Partei und der Freund aller sein konnte, und morgen ohne jedes Bedauern imstande war, seine sämtlichen Freunde zum Tode zu verurteilen.

Ich erinnere mich an den Tag, als er die Geschichte der Anfänge der Partei erzählte und auseinandersetzte, wie er und Ernst Roehm die S. A. aufgebaut hatten. Es war offensichtlich, daß Roehm und Goering mehr als bloße Waffenbrüder waren – sie waren Freunde. Schließlich erzählte Goering, wie er und Roehm wegen Hitlers Entscheidung in einer Angelegenheit Rivalen wurden und wie er schließlich den Befehl erteilte, Roehm in den Tagen der Säuberung zu erschießen.

Ich wandte ein: «Aber wie konnten Sie es übers Herz bringen, Ihren alten Freund umbringen zu lassen?» Goering hielt im Sprechen inne und starrte mich verdutzt an, als wäre bei

mir im Kopf etwas nicht in Ordnung. Hierauf zuckte er seine breiten Achseln, breitete die Arme aus und sagte langsam, in einfachen Worten: «Aber er stand mir im Wege . . . !»

So sehr wir auch Goerings rücksichtslose Verachtung des Menschenlebens verurteilen, müssen wir doch seine unglaubliche Energie und Fähigkeit in der Arbeit anerkennen, wodurch er – sowie auf Grund seiner scharfen Intelligenz – zum wertvollsten Mitarbeiter Hitlers wurde. Er verlor dessen Gunst nur deshalb, weil der Krieg verloren wurde.

Die letzten Tage Goerings als Angehöriger des Dritten Reiches zeigen, wie vollständig Hitler durch dessen eifersüchtige Rivalen in der Partei beeinflusst wurde. Am 22. April 1945 hatte Hitler eine Besprechung mit Jodl, dem Oberkommandierenden, bei welcher Gelegenheit er von seiner Absicht Kenntnis gab, Selbstmord zu begehen. Er sagte Jodl, daß Goering die Führerschaft übernehmen solle. Als Hitler auch Eva Braun, die noch seine Geliebte war, von diesem Entschluß in Kenntnis setzte, war Jodl überzeugt, daß es Hitler mit seinem Plan ernst war. Er benachrichtigte Goering, Hitler würde bis zuletzt in Berlin bleiben, indes sei das Ende nahe, und Goering solle den Oberbefehl nach Hitlers Tod übernehmen.

Goering erhielt Jodls Mitteilung am späten Abend und sandte am folgenden Morgen an Hitler ein Telegramm, in dem er um weitere Nachricht und um genaue Angabe des Datums bat, an dem er den Oberbefehl übernehmen solle. Goering wußte nicht, daß Hitler, nachdem er Jodl und Eva Braun von seinen Plänen in Kenntnis gesetzt, seine Pläne geändert hatte. Hitler erfuhr aber nicht, daß Jodl sich mit Goering in Verbindung gesetzt hatte und sah daher in Goerings Telegramm einen Schritt zur Usurpierung der Macht.

Ich befragte sowohl Ribbentrop als Jodl über diesen Punkt. Ribbentrop war zu dieser Zeit in Hitlers Umgebung gewesen

und bestätigte alles, was Goering mir erzählt hatte. Aber er schwor, daß alle damals in Berlin anwesenden führenden Parteileute – Bormann (Heß' Nachfolger), Goebbels und Ribbentrop (Jodl war ins Feld zurückgekehrt) – der Meinung gewesen seien, Goering versuche lediglich, die Regierung in die Hand zu bekommen. Anscheinend haben diese drei, die alle heftige Rivalen Goerings waren, zusammengearbeitet, um Hitler von Goerings zweideutiger Haltung zu überzeugen.

Anscheinend kostete dies trotz allem einige Mühe, denn am 23. April, 6 Uhr abends, teilte Hitler Goering mit, daß das Datum noch nicht bestimmt sei, Goering aber entsprechende Nachricht erhalten würde. Goering, der freudig erregt war, plante ein großes Fest, um die Erfüllung seines großen Traumes nach Gebühr zu feiern, obwohl es um diese Zeit bereits seinen Sinn verloren hatte. Das Fest fand nie statt. Am gleichen Abend, gegen acht Uhr, erschien eine SS-Gruppe und legte ihm Hausarrest auf. Aus ihren Befehlen ging hervor, daß er sich des Verrates gegen Hitler und die Partei schuldig gemacht habe, daß Hitler jedoch aus Rücksicht auf seine früheren großen Leistungen für das Dritte Reich sein Leben geschont habe.

Goering verbrachte die nächsten vier Tage unter Hausarrest, und am 27. April erhielt er ein Telegramm ohne Unterschrift, in welchem ihm mitgeteilt wurde, daß er aus der Partei ausgeschlossen worden sei. In der Nacht des 29. April traf ein neues Telegramm mit der Unterschrift Bormanns ein, das direkte Befehle zur Hinrichtung Goerings und seines Stabes enthielt. Der Gestapo-Chef Kaltenbrunner zögerte jedoch, Goering erschießen zu lassen, ohne Hitlers Unterschrift auf dem Befehl gesehen zu haben. Er zog die Sache hinaus, und dies rettete Goering das Leben.

Alle, die mit dieser Angelegenheit zu tun hatten, zweifeln kaum daran, daß Hitler das Telegramm Bormanns nie vor

Augen gekommen ist und daß es von Bormann und Goebbels entworfen und abgesandt wurde. Am 2. Mai hatte Goering die Pläne zu seiner Befreiung fertig. Nachmittags drei Uhr überflogen Fallschirmtruppen der Luftwaffe Goerings Schloß. Durch «Zufall» löste sich das Leitflugzeug von der Gruppe, so daß die Maschinen landen mußten. Die Fallschirmtruppen sprangen alle ab, um ein wenig die Beine zu strecken und umringten plötzlich Goerings Wache. Auf eine so einfache Weise gewann Goering seine Freiheit wieder.

Dieses Rettungsmanöver, das zwar sehr eindrucksvoll verlief, lohnte sich indes kaum der Mühe, denn abends acht Uhr traf ein Befehl des Abschnittskommandanten Kesselring ein, worin offiziell die Freilassung Goerings bekanntgegeben wurde. Nach dieser doppelten Befreiung blieb Goering in seinem Schloß, bis er sich eine Woche später der amerikanischen Armee ergab.

Goerings Übergabe war wiederum typisch für seinen Charakter. Er traf ein mit Juwelen beladen, voller Freude, und mit einem Koffer von Paracodein-Pillen – dem gesamten Vorrat, der sich in Deutschland befand. Und da dieses Medikament außerhalb Deutschlands unbekannt war, so kann man sagen, er brachte den gesamten Weltvorrat an Paracodein mit. Jovial begrüßte er die Sieger, die ihn gefangengenommen hatten, nahm die Feststellung der Armee an, daß er Kriegsgefangener sei, und lieferte freudig seinen kostbaren Stab ab, das Symbol seines Marschallrangs.

Bei seiner Ankunft in «Ashcan», (Codebezeichnung für das amerikanische Gefangenenlager in Mondorf), war er zunächst verärgert, als man ihm mitteilte, daß die Dienste seines Adjutanten nicht mehr benötigt würden; dasselbe war der Fall, als er erfuhr, daß sein persönliches Eigentum in den Safes des Gefängnisses, nicht aber in seinem Zimmer, aufbewahrt werden würde. Zunächst tobte er und beklagte sich; als

er aber sah, daß seine Proteste zu nichts führten, fand er sich damit ab. Von nun an wurde er wie jeder andere Kriegsgefangene behandelt; er versuchte auch nicht mehr, sich bei der Lagerleitung auf seinen Rang zu berufen.

Ich traf in «Ashcan» ein, nachdem bereits mit der Morphiumentziehung begonnen worden war. Das Studium meines Patienten veranlaßte mich, mit besonderem Interesse die persönlichen Effekten zu prüfen, die er in die Gefangenschaft mitgebracht hatte, da man daraus seine Vorliebe für Pomp und seine narzißtische Haltung ersehen konnte. Er hatte drei große Ringe bei sich, wirklich massive Schmuckstücke – einen Rubin, einen Smaragd und einen blauen Diamanten, alle in schwerer Platinfassung. Er erzählte mir, daß er stets diese drei Ringe bei sich trüge, um jeweils die Farbe auswählen zu können, die seiner Stimmung angemessen war.

Ferner hatte er einen ungeheuren, ungefaßten Smaragd bei sich, von dem er behauptete, daß es der größte sei, den er, ein Smaragdsammler von Erfahrung, je gefunden hatte. Es war wahrscheinlich der größte, den ich je gesehen habe und sehen werde, ein wirklich ungeheurer Stein, einen halben Zoll groß. Goering führte in seinem Gepäck goldene Zigarren- und Zigarettenetuis mit sich, ferner goldene Füllfederhalter und Bleistifte, vier diamantbesetzte Taschen- und Nachttischuhren. Alles, was er besaß, war von bester Qualität – und das meiste stammte aus den besetzten Gebieten.

Goerings Liebe für das Feinste auf allen Gebieten erstreckte sich nicht nur auf seine persönlichen Effekten, sondern auch auf seine Wohnsitze. Er besaß eine Anzahl von Schlössern, die er mit den edelsten Kunstwerken Europas ausgestattet hatte. Anscheinend kannte er auch den Wert seiner Gemälde. Seine Agenten behaupteten, daß seine Kunstkenntnisse durchaus nicht nur oberflächlich gewesen seien; er habe vielmehr das Verständnis eines gewiegten und klugen Kenners gehabt.

Die meisten Kunstwerke, die Goering gestohlen hatte, waren den Eigentümern bereits wieder zurückgegeben worden, als ich Nürnberg verließ. Auf meine Frage, warum er die Gemälde, Gobelins und Skulpturen in einem derartigen Ausmaß an sich genommen habe, versicherte er mir: «Ich hatte nicht die Absicht, sie für mich zu behalten. Stets dachte ich an Deutschland. Ich hatte bereits Pläne entworfen, daß damit nach meinem Tode ein riesiges Museum für das deutsche Volk geschaffen werden sollte.» Er schwieg einen Augenblick und warf mir einen Blick voller Stolz zu: «Natürlich hätte diese große Schenkung den Namen ‚Hermann-Goering-Sammlung‘ erhalten.»

Selbstüberhebung? Gewiß. Und eine derartige Selbstüberhebung ist, wenn sie nicht mit ethischen Zielen verbunden ist, gefährlich für die menschliche Gesellschaft, besonders wenn sie in einem starken Charakter auftritt. Hermann Goering aber war stark und war sich seiner Stärke bewußt.

Er war außerdem ein geborener Führer. Als der Prozeß begann, bekundete er seine besonderen Fähigkeiten als Führerpersönlichkeit, indem er sofort den obersten Platz am Speisetisch für sich beanspruchte. Und niemand bestritt ihm dieses Recht. Sein Recht, Befehle zu erteilen, wurde anscheinend von allen Gefangenen für selbstverständlich gehalten; später maßte sich Goering das Recht an, die Führung in der Verteidigung seiner Landsleute zu übernehmen. Er äußerte zu mir: «Wir, die wir hier gefangen sind, bilden gewissermaßen eine Mannschaft, und wir müssen zusammenhalten, um uns so wirkungsvoll wie nur möglich zu verteidigen. Natürlich bin ich der Anführer, und es muß meine Sache sein, dafür zu sorgen, daß ein jeder seinen Beitrag leiste.»

Im Verlaufe des Prozesses wurde dieser Anspruch auf die Führerschaft in dem Augenblick beeinträchtigt, als Goerings Mitschuld an den Grausamkeiten ans Tageslicht kam. Mehrere

der intelligenteren Gefangenen, die hauptsächlich von Schacht geführt wurden, der zu den heftigsten Gegnern Goerings gehörte, machten den Versuch, sich von ihrem früheren Führerstellvertreter zu lösen. Trotzdem war seine Kraft nicht gebrochen, und wenn etwas Wichtiges auftauchte, so sah man die Angeklagten auf der Anklagebank auf Goering schauen, damit er sie berate und leite.

Ebenso klar wie Goerings natürliche Neigung zur Führerschaft war seine Fähigkeit, alles zu diskreditieren, was seine Autorität bestreiten oder verringern konnte. Der plötzliche Wechsel der Umgebung – von einer Lage, in welcher der geringste Wunsch sofort Erfüllung fand, zu der Haft in einer kleinen Zelle, die nur ein Bett, einen Tisch, einen Stuhl und ein Klosett enthielt – muß ungemein verletzend gewesen sein. Trotzdem war anscheinend Goering derjenige, der sich am wenigsten beklagte und der den Gefängnisvorschriften bereitwilliger nachlebte als beinahe alle anderen der ganzen Gesellschaft.

Er war ein Mann mit großen Ideen und riesigen Plänen. Selbst im Gefängnis beschäftigte er sich hauptsächlich mit grundlegenden Fragen und ging über die kleinen Probleme des täglichen Gefängnislebens einfach hinweg. Wenn er sich beschwerte, so geschah dies lediglich darüber, daß er so selten mit seiner Frau in Verbindung treten konnte. Von dem Augenblick an, da er regelmäßig Briefe senden und empfangen konnte, fand er sich mit seiner Lage ab und wurde fast das Muster eines Gefangenen. Diese Fähigkeit, sich sofort einem plötzlichen Wechsel der Verhältnisse anzupassen, gehörte zu seinen hervorragendsten Eigenschaften. Seine primitive Einstellung auf den Schlußerfolg, statt auf die Entwicklung der Lage, war für ihn während seines ganzen Lebens charakteristisch.

Goering gewann in Nürnberg die Überzeugung, daß er

schuldig befunden und zum Tode verurteilt werden würde. Er fand sich mit diesem Schicksal ab – wobei er ständig behauptete, daß er eher als deutscher Patriot denn als Kriegsverbrecher bestraft werde. Während des Prozesses tat er alles, um seinen Namen frei von dem Makel zu halten, mit Grausamkeiten und Kriegsverbrechen in Zusammenhang gebracht zu werden.

Hinsichtlich der Organisation der Partei und der Kriegspläne gab Goering mir gegenüber seinen Anteil bereitwillig zu. Während des Prozesses, und gelegentlich auch mir gegenüber, betonte er nachdrücklichst, daß alles, was er getan, nur aus dem Grunde geschehen sei, um ein größeres Deutschland aufzubauen, nicht aber seiner persönlichen Erhöhung wegen. In intimen Gesprächen auf seinem Feldbett in der Zelle indes gab er zu, daß sein eigentliches Motiv sein einzigartiger, ungestümer Ehrgeiz gewesen sei, für Hermann Goering die Führerschaft im Dritten Reich zu erlangen.

Er erreichte dieses Ziel zu spät. In Nürnberg war er ein Führer ohne Land, ein Marschall ohne Armee, ein Gefangener, der unter der Anklage stand, Angriffskriege gegen friedliche Völker geführt und mit Vorbedacht Millionen von Menschen ermordet zu haben.

Trotzdem verlor er in dieser peinlichen Lage weder die Hoffnung noch den Ehrgeiz, wenigstens bei der Nachwelt Lorbeeren zu ernten. Sein einziges Ziel war nun, in den Augen des deutschen Volkes so dazustehen, daß er in die Geschichte seines Landes als einer seiner größten Helden einging. Immer und immer wieder äußerte er: «Ja, ich weiß, daß ich gehängt werde, und Sie wissen es auch. Ich bin bereit. Aber ich bin entschlossen, in die deutsche Geschichte als ein großer Mann einzugehen. Wenn ich den Gerichtshof nicht überzeugen kann, so kann ich wenigstens das deutsche Volk überzeugen, daß alles, was ich tat, von mir für ein größeres Deutschland

getan wurde. In fünfzig oder sechzig Jahren werden in ganz Deutschland Standbilder Hermann Goerings zu sehen sein, vielleicht kleine Standbilder, aber eines in jedem Hause.»

Trotz aller Plackerei, die das Gefängnisleben mit sich brachte, war Goering meist guter Stimmung. Er liebte es, Witze zu erzählen, von denen die meisten nicht sehr amüsant waren, über die er jedoch stets lachte, ganz gleich, wie die Wirkung auf andere war. Einer seiner Lieblingsswitze bezog sich auf den Unterschied zwischen dem deutschen Volk und anderen Völkern. Ich mußte stets lachen, aber nicht über den Witz, sondern über den Erzähler:

In lehrhafter Weise, mit einem Auge zwinkernd, begann er seine Erzählung: «Wenn Sie einen Deutschen vor sich sehen, so haben Sie es mit einem feinen Kerl zu tun; sind es zwei Deutsche, so bilden sie einen Bund; drei Deutsche zusammen aber bedeuten Krieg. Andererseits: wenn Sie einen Engländer vor sich sehen, so haben Sie es mit einem Idioten zu tun; sind es zwei Engländer, so bilden sie einen Klub, und wenn drei Engländer beisammen sind, so bilden sie ein Empire...» Während der dicke Mann dies erzählte, hörte man bereits tief aus dem Innern die Vorboten seines dröhnenden Lachens. Er unterdrückte dies aber und fuhr fort: «Ein Italiener ist stets ein Tenor; zwei Italiener bilden ein Duett, und wenn drei Italiener beisammen sind, so gibt es einen Rückzug.» Und schließlich: «Ein Japaner ist ein Geheimnis. Zwei Japaner sind ein Geheimnis. Aber drei Japaner? – Sie sind auch ein Geheimnis!»

Beim letzten Wort öffnete sich sein großer Mund und ein dröhnendes Lachen folgte. Dabei wurden die Augen kleiner und kleiner, seine Schultern schüttelten sich, und er hob seine riesigen Klauen, um sie klatschend auf seine großen Schenkel fallen zu lassen. Während der ganzen Zeit gab er wahre Lachsalven von sich.

In vertrautem Zusammensein in der Zelle sprach Goering frei und anscheinend offen über seine Beziehungen zu Hitler. Er gab zu, daß er mit ihm viele Differenzen gehabt hatte und daß die Streitigkeiten sich mit der Zeit immer mehr zuspitzten. Er wies darauf hin, daß er der einzige gewesen sei, der es wagte, sich während der Kriegsjahre direkt mit Hitler auseinanderzusetzen, und erklärte, daß diese Streitigkeiten schließlich Hitler dazu brachten, ihm zu mißtrauen. Jeder andere nahm – wie er zugab – ohne Widerspruch alles an, was Hitler auch sagte. Als ich die Bemerkung machte, daß in Amerika alle Anhänger Hitlers, Goering eingeschlossen, als «Jasager» betrachtet würden, nickte Goering verständnisvoll. «Das mag wohl sein, aber zeigen Sie mir bitte einen „Neinsager“ in Deutschland, der nicht heute sechs Fuß unter der Erde liegt.»

Goering besaß eine starke Neigung für Hitler, aber diese Neigung war recht sonderbar. Es war keine tiefe, vernunftlose Liebe zu seinem Führer, sondern eine kühle, intellektuelle Bewunderung für Hitlers organisatorische Fähigkeiten und seine unheimliche Geschicklichkeit, die Masse zu beherrschen.

Goering erzählte mir einmal, daß Hitler auf seine Zuhörerschaft eine hypnotische Wirkung ausübe. Wenn er durch die jubelnden Volksmassen fuhr, stürzten sich die Leute in einem beinahe hysterischen Zustand auf seinen Wagen. Er sprach sogar von Frauen, die von seinem Wagen erfaßt und niedergeworfen wurden, sich wieder erhoben und in wilde Heilrufe für den Führer ausbrachen, wobei sie ihrer Verletzungen gar nicht achteten, obwohl diese manchmal nicht unbedeutend waren.

Zweifellos gefiel Goering der Plan Hitlers, Selbstmord zu begehen, da ihm dies den Weg zur Führerschaft öffnete. Indes war der Grund, den er für seine Zustimmung angab, wahrscheinlich ebenfalls ein triftiger; er bildete gleichzeitig einen Maßstab für die Achtung, die er seinem Führer entgegen-

brachte. «Es lag keine Feigheit seitens Hitlers vor, wenn er Selbstmord beging», erklärte er mir eines Tages. Schließlich war er das Oberhaupt des deutschen Staates. Es wäre für mich unvorstellbar, Hitler in dieser Zelle sitzen zu sehen, um als Kriegsverbrecher von einem fremden Gerichtshof abgeurteilt zu werden. Obwohl er mich am Schluß haßte, war er für mich letzten Endes ein Symbol Deutschlands. Selbst die Japaner bestanden darauf, daß ihr Kaiser nicht vor Gericht gestellt würde.

So viel schwerer auch alles jetzt für mich ist, so nehme ich doch lieber alle Folgen auf mich, statt Hitler als Gefangenen vor einem ausländischen Gerichtshof zu sehen. Das wäre einfach undenkbar.»

Nun, da er der einzige Überlebende der hohen Naziführer geworden war, empfand Goering eine große Verantwortung, nicht seiner Verbrechen wegen, sondern mit Rücksicht auf die Beurteilung seiner Person durch die Geschichte. Er atmete erleichtert auf, als Ley, der Führer der Arbeitsfront, Selbstmord beging. «Es ist gut so», sagte er, «ich hatte Zweifel darüber, wie er sich vor Gericht benehmen würde. Wahrscheinlich hätte er ein Theater aufgeführt und versucht, eine phantastische, bombastische Rede zu halten. Es ist wirklich gut, daß er sich selbst aus dem Wege räumte.»

Goering war auch einigermaßen über Ribbentrop besorgt. Nachdem der Prozeß begonnen hatte, bemühte er sich eine ganze Zeitlang, den früheren Außenminister zu veranlassen, eine straffe Haltung zu zeigen und nicht gnadewinselnd zusammenzuberechnen. Alles das geschah nicht aus selbstloser Führerschaft. Goering empfand für die meisten seiner Kollegen nur Verachtung, und er hätte sie gewiß der verruchtesten Schandtaten beschuldigt, wenn er sich dadurch hätte reinwaschen können.

Vom Tage seiner Gefangennahme an hatte Goering nur

ein Ziel, nämlich einen Hermann Goering für die Nachwelt zu schaffen. Er versuchte sogar mich in einem Punkte zu überzeugen: hätte man ihm freie Hand gelassen, so würde er die Luftwaffe neu geschaffen haben. Vielleicht hätten die Deutschen dann mittelst der Atombombe das Rennen gewonnen.

Speer, der als Rüstungsminister mit diesen Fragen direkt zu tun hatte, hielt von dieser Begeisterung Goerings nicht viel. Er beklagte sich, daß diese prahlerischen Ausbrüche Goerings ständig während des Krieges alle in Verwirrung brachten. So hatte Speer einmal Goering ein Modell eines Einsitzer-Düsenflugzeuges geliefert. Dieser zeigte es sofort Hitler. Hitler gefiel die hervorragende Ausführung der Maschine, und er fragte Goering, wieviele er von diesen Flugzeugen habe. Goering erwiderte: 500, obwohl ihm bekannt war, daß Speer noch nicht einmal die Werkzeuge besaß, um mit der Herstellung beginnen zu können. Als die Pläne, die Hitler faßte, nachdem er diese Maschine gesehen hatte, ins Wasser fielen, erteilte Goering ganz einfach Speer einen Tadel, weil er nicht 500 Flugzeuge gebaut hatte.

Goering hatte nie das Gefühl, ein Kriegsverbrecher zu sein, und er bestritt daher auch jedem Gericht das Recht, ihn abzuurteilen. Tatsächlich fand er überhaupt nicht, daß das, was wir Kriegsverbrechen nennen, verbrecherisch sei. Er nannte es lediglich «brillante Strategie».

Indes fürchtete Goering sich nicht davor, für seine Strategie zu sterben. «Warum soll man sich davor fürchten?» fragte er mich. «Nachdem ich Hunderttausenden von Männern Befehl erteilt habe, in die Schlacht zu gehen – obwohl ich sehr gut wußte, daß viele nicht zurückkehren würden – echten Soldaten, die keine andere Wahl hatten, sollte ich, ihr Führer, kneifen, wenn ich mich dem Feind stellen mußte?

Es ist nun genau so, als ob ich ins Gefecht ginge, und ich will ihnen zeigen, daß ich Hiebe nicht nur austeilen, sondern

auch empfangen kann. Ich erkenne die Gesetzlichkeit dieses Gerichtshofes nicht an. Da sie aber die Macht haben, ihren Willen durchzusetzen, bin ich bereit, die Wahrheit zu sagen und allem die Stirne zu bieten. Einer nach dem anderen brechen sie zusammen. Ley beging Selbstmord; Kaltenbrunner muß in Spital geschafft werden; Ribbentrop verliert die Nerven. Ich aber nicht.

Hermann Goering ist ein Soldat. Ich habe Krieg geführt – das ist wahr. Solange ein Volk egoistische Interessen hat, muß man praktisch sein. Ich bin ein praktischer Mensch.»

Er hielt einen Augenblick inne und schaute sich in seiner Zelle um. Anscheinend wurde er sich nun bewußt, daß «praktische» Menschen ein solches Ende wie dieses strenge Gefängnis und den Galgen vermeiden. Er fuhr fort: «Aber ich bin auch überzeugt, daß es eine höhere Macht gibt, welche die Menschen auf andere Bahnen bringt, trotz aller ihrer Anstrengungen, ihr Schicksal selbst zu gestalten . . .»

Das war das einzige Mal, daß Goering selbst einsah, er allein könne sich nicht der ganzen Welt entgegenstellen und vielleicht die ganze Welt erobern.

Abgesehen davon zeigte Goering in der Gefängniszelle alle jene Charaktereigenschaften, die ihn zu dem gemacht haben, was er sein ganzes Leben lang war. Er behielt seine ganz auf das Äußere eingestellte Richtung bei, zeigte unverhohlen sein Bedürfnis, hofiert zu werden, desgleichen seinen physischen Narzißmus. Stets waren bei ihm – obwohl durch die Gefängnisumgebung in beschränkterem Maße – die herrischen Züge seines Charakters sichtbar, seine Fähigkeit, direkt aufs Ziel loszugehen und es zu erreichen, ganz gleich, was es kostete. Immer noch verfügte er über jene Kraft, Brutalität, Rücksichtslosigkeit und Gewissenlosigkeit, die ihn zum idealen Sachwalter Adolf Hitlers in der Herrschaft über das Dritte Reich machten.

Mit seinem Selbstmord blieb Goering bis zuletzt seinen Idealen getreu. Mutig war er vor den Internationalen Gerichtshof getreten, hatte diesem jedoch das Recht abgesprochen, ihn vor Gericht zu stellen oder abzuurteilen. In den letzten Augenblicken seines Lebens nahm er sein Geschick selbst in die Hand und schlug – ein letztes Mal die Hauptrolle übernehmend – dem Henker der alliierten Völker ein Schnippchen.

Auf den ersten Blick hin mag seine Handlung feige erscheinen – als ein Versuch, der Strafe zu entgehen, die seine Landsleute traf. Bei sorgfältiger Prüfung seines Lebens jedoch muß man zugeben, daß wir auch hier wieder den echten Goering vor uns haben, der, alle von Menschen aufgestellten Gesetze und Regeln verachtend, über sein Schicksal selbst bestimmte, in einer Art und Weise, wie es ihm paßte. Damit folgte er den anderen führenden Nazis – Hitler, Goebbels und Himmler –, die es vorzogen, sich selbst den Tod zu geben, statt den schimpflichen Tod am Galgen zu erleiden.

Goering ging indes noch einen Schritt weiter als seine früheren Kollegen. Er ertrug stoisch die lange Haft, mit dem Ziel, das alliierte Gericht zu besiegen und die Staatsanwälte mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Durch diese Methoden vertrat er die Interessen des deutschen Volkes. Sein Selbstmord, der von Geheimnis umhüllt wurde und die Unfähigkeit der amerikanischen Bewachungsmannschaft offenbarte, war ein geschickter, sogar glänzender Schachzug, ein Schlußstein in dem Gebäude, das die Deutschen in kommenden Zeiten bewundern sollten.

Die sofortige Weigerung des alliierten Kontrollrates, seinen letzten Rechenschaftsbericht an das deutsche Volk zu veröffentlichen, wirkt sich zu seinen Gunsten aus, da man annehmen muß, diese Maßnahme sei aus Angst vor der Macht seines Wortes, sogar noch nach seinem Tode, erfolgt.

DIE HANDLUNGSREISENDEN

Die nationalsozialistische Partei war so ziemlich wie jedes andere Unternehmen aufgebaut, allerdings wie ein sehr autokratisch geleitetes. Die Nazibonzen bildeten den Verwaltungsrat, und Hitler war der Vorsitzende. Wie die meisten Unternehmungen, arbeitete auch dieses auf Gewinn – nämlich Macht. Um Macht zu erlangen, mußten die Nazi vor allem einmal dem deutschen Volke ihre Waren anhängen – ihre Partei und ihre Parteipolitik.

Dieses Geschäft oblag Herrn Josef Goebbels, Hitlers Propagandaminister und erstem Mann in der Politikmacherei. Zugleich mit der laufenden Politik hatte er die Grundprinzipien des Nationalsozialismus zu vertreiben: daß die Juden an allem schuld seien; daß die Deutschen allen anderen Völkern überlegen seien; daß vor allem Deutschlands Interessen kämen und dann erst alles andere; daß es die höchste Erfüllung des Individuums sei, dem Staat zu dienen; daß der Führer den Staat verkörpere, unfehlbar sei und niemandem verantwortlich.

Der Vertrieb des Nationalsozialismus im Ausland, der zur Erreichung des letzten Zieles – Deutschland über alles – wichtig war, lag in den wohlmanikürten Händen Joachim von Ribbentrops, eines Schwächlings, der keine eigene Politik hatte und keine großen Geschäfte tätigte. Wie sehr er auf internationalem Gebiet versagte, wird durch die Tatsache allein

erhellte, daß, als es losging, vierunddreißig souveräne Staaten Deutschland und etlichen seiner acht Satelliten den Krieg erklärten, obwohl vor 1939 in den meisten Ländern Imitationen der Nazipartei bestanden.

Zu Hause wurde mit mehr Erfolg verkauft. Verkaufschef war hier Dr. Paul Josef Goebbels. Goebbels entzog sich uns durch Selbstmord, aber ich bin über ihn durch seinen ersten Mitarbeiter, Hans Fritzsche, hinreichend informiert, dessen regelmäßige Rundfunkansprachen jeweils die Linie der deutschen Propaganda während des Krieges kennzeichneten.

HANS FRITZSCHE

Der eine der drei Nazis, welche in Nürnberg freigesprochen wurden, Hans Fritzsche, war einer der intelligentesten, aber unbedeutendsten der ganzen Gesellschaft. Er war in Bochum in die Schule gegangen und hatte knapp das Alter, um im ersten Weltkrieg zu dienen. Er wurde mit 17 Jahren Soldat.

Nach dem Krieg bezog Fritzsche die Berliner Universität, wo er Geschichte und Nationalökonomie studierte. Im Jahre 1924 begann er sich der Politik zu widmen und später der Journalistik. Durch seine Veröffentlichungen wurde er mit Goebbels bekannt, dem der talentierte junge Mann brauchbar schien. Im Jahre 1933, als die Nazi zur Macht kamen, beschäftigte Goebbels Fritzsche in der Propaganda. Er kam ins Ministerium, wurde Chef der deutschen Presseabteilung und schließlich im Jahre 1942 Reichsminister für Radiopropaganda, in welcher Eigenschaft er alle Sender in Großdeutschland unter sich hatte. In dieser bedeutenden Stellung hielt Fritzsche regelmäßig Rundfunkansprachen, welche als tonangebend für die deutsche Propaganda angesehen wurden.

Fritzsches Sendungen waren außerordentlich antisemitisch und ließen einer Antipathie freien Lauf, die er an der Universität erworben hatte. Als Kriegsteilnehmer, der für Deutschlands Niederlage und Demütigung einen Sündenbock suchte, hatte er die These von der Schuld der Juden übernommen und begonnen, die jüdischen Kommilitonen zu hassen, die

sich stets von den nichtjüdischen Studenten abseits hielten. Je älter er wurde, desto mehr entwickelte er diesen Judenhaß. Im Gefängnis versuchte er die Heftigkeit seiner Radioansprachen mit dem Hinweis zu entkräften, daß er sich immer gegen die obszön-pornographischen Judenhetzen Streichers ausgesprochen hatte.

Fritzsche, der ein klarer Kopf war, erkannte bald, daß die Verbrechen gegen die Menschlichkeit die ernsteste Belastung der Nazis in Nürnberg bildeten; er dürfte auch zum Schluß gekommen sein, daß er der Anstiftung zu diesem Verbrechen überführt werden könnte. So bekannte er sich zu grimmiger Gegnerschaft allen Nazibonzen gegenüber – Hitler, Himmler und Ribbentrop im besonderen. Er sagte mir, daß Goering für die Massenmorde weniger Verantwortung trüge als die anderen, aber er zweifelte nicht daran, daß Goering davon unterrichtet war. Seiner Meinung nach wollte Goering von nichts wissen, was für ihn irgendwie unbequem war oder seine Stellung im Reich erschüttern konnte. (Fritzsche behauptete, daß Goering dem Menschenleben viel höheren Wert beigemessen habe, als es meiner Beurteilung nach der Fall war.)

Was ihn selbst anbelangte, leugnete Fritzsche jede Kenntnis der Greueltaten – außer, daß er von einem Plan Hitlers erfahren hätte, alle nach dem Bombardement Dresdens gefangenen Flieger zu töten. Er nahm für sich in Anspruch, durch Goebbels und Ribbentrop dahin gewirkt zu haben, daß dieser Entschluß aufgegeben wurde. Was immer der Grund gewesen sein mag, der geplante Massenmord hat nicht stattgefunden.

Während des Prozesses sammelte sich um Fritzsche der Teil der Gesellschaft, der nicht gesonnen war, sich Goerings Führung blind anzuvertrauen – Schacht, Schirach, Speer und noch einige, welche die Fähigkeit und den Wunsch hatten, für sich selbst zu denken und zu sorgen.

Durch Fritzsche verschaffte ich mir einen großen Teil meiner Informationen über Goebbels. Fritzsche erklärte, und seine Meinung wurde durch alle anderen im Gefängnis ebenso bestätigt wie durch die bekannten Tatsachen, daß Goebbels von ganz außergewöhnlicher Intelligenz war. Er war gebildet, hatte originelle Ideen, verfügte über ein ausgezeichnetes Gedächtnis und über eine tiefe Kenntnis der Menschen, sowohl als Individuen wie in der Masse, ihrer Beweggründe und ihrer Fähigkeiten.

Fritzsche wies darauf hin, daß die Vielseitigkeit Goebbels, seine überquellenden Fähigkeiten – deren sich der Propagandaminister durchaus bewußt war – der Grund für seine Neigung waren, die Bedeutung seiner eigenen Meinungen zu überschätzen und die Ansichten der anderen gering zu achten. Goebbels war mit einem unüberlegten Urteil rasch bei der Hand; typisch war die Art, wie ein Ausspruch eines seiner Untergebenen, wenn er mit seinen Ansichten übereinstimmte oder seiner Denkungsart treffend Ausdruck verlieh, für Goebbels der klassische Ausdruck des Volksdenkens werden konnte. Andererseits konnte Goebbels oft Dinge, die scheinbar die Volksmeinung wiedergaben, einfach mit einer Handbewegung abtun. Bei solchen Gelegenheiten war die offizielle Version die, daß die Aufgabe seines Ministeriums darin bestünde, nicht die öffentliche Meinung zu erforschen, sondern sie zu erzeugen und zu formen.

Fritzsche hob auch den ungewöhnlichen Fleiß Goebbels hervor und berichtete, daß sein verstorbener Chef gewohnt gewesen war, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein systematisch zu arbeiten. Goebbels war unwahrscheinlich gut informiert. Selbst ein nimmersatter Leser, verfügte er noch über einen Stab von eigenen Beamten, die ihm Auszüge aus laufenden Publikationen, Zeitschriften, Zeitungen usw. zu liefern hatten. Fritzsche bemerkte auch, daß diese Rasanz und

außergewöhnliche Organisationsgabe ebenfalls bei Himmler zu finden waren, der neben Goebbels die meisten wichtigen Ämter überwachte, die nicht Hitler oder Goering unterstanden.

Es war Fritzsches Meinung, daß Goebbels' verkrüppelter rechter Fuß, der ihn hinken machte, und sein kleines, schwächliches und so ganz unnordisches Äußere der Grund für seinen Ehrgeiz und Aufstiegswillen waren. Das ist eine plausible Erklärung, die auch von vielen anderen Beobachtern geteilt wird.

Die gleiche Begründung gilt scheinbar auch für seine Liebesgeschichten. Die eheliche Untreue Goebbels' war stadtbekannt. Fritzsche erzählte, daß Hitler häufig eingriff, um Goebbels mit seiner Frau zu versöhnen. Frau Goebbels war ursprünglich die Frau eines reichen Fabrikanten gewesen, von dem sie sich trennte, um Goebbels zu heiraten; in den Anfängen des Nationalsozialismus war sie ihm mit ihren gesellschaftlichen und diplomatischen Beziehungen eine große Hilfe gewesen. Als das Ende kam, starb sie, wie man weiß, zusammen mit ihrem Gatten und ihren Kindern.

Es ist anzunehmen, daß Goebbels einfach kein freundlicher Gatte und Vater sein *konnte*. Er hatte einen ausgesprochenen sadistischen Hang und leistete sich häufig Sarkasmen, grausame Scherze und spöttische Äußerungen, nicht nur in seinen Reden, sondern auch in vernichtenden Bemerkungen, mit denen er seine Mitarbeiter anfuhr. Er geriet rasch in Zorn und hatte eine dramatische Ausdrucksweise. Oft tobte sich seine Wut in langen Monologen aus, die so klassisch in Stil und Ausdruck waren, daß Fremde, die zufällig Zeugen dieser Tiraden wurden, der Meinung waren, daß er ein Schauspiel gebe und nicht aus wirklicher Aufregung spreche.

Seinen Freunden gegenüber war Goebbels kalt, seinen Untergebenen gegenüber barsch. Selten lobte er. Die Leute, die

ihn kannten, mochten ihn nicht sehr, aber im Volk war er beliebt, weil er, nach Fritzsche, sich unbesorgt unter die Menschen mischte, besonders während der Bombardements.

Offenkundig haben alle Deutschen das Kaliber des Goebbels'schen Intellekts anerkannt. Seine Reden und Schriften haben vor aller Welt seine unheimliche Geschicklichkeit dargestellt, die Wahrheit zu verdrehen, während er den Anschein vollkommener Logik und Glaubwürdigkeit zu wahren wußte. Sein Einfluß auf Hitler wuchs dauernd im Dritten Reich, bis Goebbels als einziger von der ganzen Gesellschaft seine Gunst behielt.

Als das Ende kam, zog sich Goebbels in seinen Bunker zurück und wollte keinen seiner früheren Freunde sehen. Scheinbar war er der erste, der von Hitlers Selbstmordabsichten erfuhr. Fritzsche sah Goebbels nach dem 21. April 1945 erst auf der Totenbahre wieder, neben den Leichen seiner Angehörigen.

Es ist bezeichnend, daß diese Äußerungen von Fritzsche zu einer Zeit getan wurden, als es im Prozeß um sein Leben ging und er sich für Verbrechen zu verantworten hatte, deren Goebbels sich zweifellos schuldig gemacht hatte. Ob Fritzsche in Zukunft seine Meinung aufrechterhalten wird oder nicht, wird uns lehren, wie weit das Nürnberger Gericht seine Mitverantwortung für die Verbrechen seines Herrn und Meisters mit richtigem Maß gemessen hat.

BALDUR VON SCHIRACH

Bei aller Wertschätzung, die Hitler Goebbels entgegenbrachte, war er sich doch bewußt, wie wichtig es sei, der deutschen Jugend seine Ideen unmittelbar und nicht nur auf dem Umweg über die Erwachsenen zu verkaufen. Während Goebbels und seine Hilfskräfte das Publikum mit einer Propaganda allgemeiner Art bombardierten, unternahm es eine eigens zu diesem Zweck geschaffene Organisation, die Jugend mit der Ideologie des Nationalsozialismus zu durchdringen. Mit der Durchführung dieser wichtigen Aufgabe betraute Hitler im Jahr 1932 Baldur Benedikt von Schirach, einen Jüngling von glühend-romantischer Gesinnung, der Hitler vergötterte.

Schirach war der Jüngste der Angeklagten. Seine Abstammung ist durch ihre amerikanische Färbung interessant. Sie verlieh seiner Persönlichkeit – wenn auch im umgekehrten Sinn – den Nimbus des Ausländers, wie wir es in den Fällen von Heß, Rosenberg und sogar Goering gesehen haben.

Schirachs Urgroßvater, Frederick von Schirach, war Amerikaner und im Bürgerkrieg Offizier der Union. Dieser von Schirach, der im vierundfünfzigsten New-Yorker Freiwilligen-Regiment diente, verlor bei Bull Run ein Bein und setzte hierauf seine Laufbahn als Major und Adjutant im Generalstab fort. 1865 war er eine der Ehrenwachen an der Bahre des Präsidenten Lincoln.

Fredericks Gattin war Elisabeth Norris aus Baltimore. Die

Norris waren französischer Abstammung und besaßen eine Lokomotivfabrik in Philadelphia.

Nach dem Bürgerkrieg übersiedelten die von Schirach nach Kiel, wo dann ihr Enkelsohn – Baldurs Vater – zur Welt kam. Er wuchs als Amerikaner auf und heiratete ein junges Mädchen aus Philadelphia, Emma Tillen; aber er legte seine amerikanische Staatsbürgerschaft ab und wurde Untertan des Kaisers und Offizier in der Kaiserlichen Garde. So kam Baldur als Deutscher zur Welt, obwohl seine Eltern Ausländer, Amerikaner waren.

Er wuchs in Weimar auf und zeigte schon von frühester Kindheit an sowohl für Sport wie für Kunst Begabung und Interesse. Er studierte an der Universität München deutsche und englische Literatur und schrieb eine Anzahl Gedichte, von denen einige 1927 veröffentlicht wurden.

Hier ist die Geschichte seiner Laufbahn, wie er sie mir selbst erzählte:

«Als Junge hatte ich kein Interesse für Politik, sondern hatte mich ganz der Literatur, und im besonderen der Poesie verschrieben. Aber als ich siebzehn war, fiel mir das Buch eures großen Automobilfabrikanten Ford, «Der ewige Jude» in die Hände. Dieses Buch eröffnete mir eine neue Welt und beeindruckte mich tief.

Einige Zeit darauf, als ich noch ganz von diesen Offenbarungen über das internationale Judentum erfüllt war, lernte ich Streicher kennen, dessen Meinung über die Juden Ihnen bekannt ist. Sie waren für einen leicht beeindruckbaren jungen Menschen noch stärkere Medizin als die Gedanken im Buch Fords.

Durch die Bekanntschaft mit Streicher geriet ich immer tiefer ins politische Fahrwasser. Ich vernachlässigte meine literarischen Freunde und verkehrte hauptsächlich mit Politikern, die alle nicht anders von den Juden sprachen wie Streicher.

Unter diesen Freunden, die als selbstverständlich voraussetzten, daß alle Juden Schädlinge sind und alles Unheil in Deutschland von den Juden kommt, gelangte ich ganz natürlich und ohne Fragen und Zweifel zu den gleichen Ansichten und Gefühlen. Meine Überzeugung wurde noch gefestigt, als mir einer meiner neuen Kameraden die Protokolle der Weisen von Zion zum Lesen brachte.

Dann lernte ich Hitler kennen. Ich war jung und leicht zu beeindruckern, voll glühendem Eifer, Deutschlands Feinde zu vernichten und mein Vaterland zu der ihm gebührenden Größe zurückzuführen. Hitlers Reden und Persönlichkeit be rauschten mich. Ich wollte nichts anderes, als ihm nahe sein und ihm, und damit Deutschland, dienen. Ich dachte und träumte nichts anderes.»

Übrigens gab Schirach bei einer anderen Gelegenheit zu, daß er schon als überzeugter Nationalsozialist nach München gekommen war und eben diese Universität gewählt hatte, weil er wußte, daß dort Hitlers Hauptquartier war. Jedenfalls wurde er während seiner Studienzeit an dieser Universität aktives Parteimitglied.

«Ich wurde zu einer der verlässlichsten Stützen der Partei», sagte er einmal, «und ich war überzeugter Antisemit. An diese Grundsätze glaubte ich fest – bis der Krieg zu Ende ging. Sie können sich wohl vorstellen, wie namenlos erstaunt ich war, als ich dann erfuhr, daß Ford seine Schrift schon vor vielen Jahren widerrufen hatte und daß die Protokolle der Weisen von Zion Fälschungen waren. Wäre ich Antisemit gewesen, wenn ich diese beiden Tatsachen gekannt hätte? Ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, daß ich bald lernte, Streichers übertriebene Darstellungen der jüdischen Verderbtheit nicht ernst zu nehmen. Ich wußte, daß er selbst ein gemeiner Mensch war und daß auch andere Dinge in der Partei faul waren. Aber ich

hatte den Nationalsozialismus von Jugend an zu meiner Religion gemacht, und war ein Idealist, und leicht zu Begeisterung hingerissen. Es fiel mir nicht leicht, zu glauben, daß alle Versprechungen der Nazi erlogen waren.

Aber meiner Parteitreue und meinem theoretisch fundierten Antisemitismus zum Trotz hatte ich nie an den eigentlichen Greuelthaten Anteil. In einer Ansprache billigte ich die Reinigung Wiens von den Juden, aber nur auf Anweisung Hitlers hin.

Als dann bei Kriegsende alle Scheußlichkeiten an den Tag kamen, waren meine schlimmsten Befürchtungen übertroffen. Es ist richtig, daß ich eine Ahnung von dem hatte, was 1942 vorging. Damals hatten meine Frau und ich versucht, auf Hitler persönlich einzuwirken, um ihn von der Deportation der Juden abzubringen. Hitler geriet in fürchterlichen Zorn und wies uns beiden die Tür. Wir erwarteten ganz sicher, verhaftet zu werden, aber nichts geschah – ich wurde nur von da ab unmerklich von der Parteitätigkeit ferngehalten.

Als der Krieg zu Ende war und ich erfuhr, wie meine Partei und mein Führer Deutschland durch die Greuelthaten entehrt hatten, war ich entsetzt. Ich überlegte, was ich tun sollte. Ich war mir meiner eigenen großen Verantwortlichkeit bewußt und wünschte, meine Schuld wenigstens zum Teil gutzumachen. Ich wollte nicht Selbstmord begehen wie ein Feigling. Ich wollte mich auch der Verhaftung nicht entziehen. Ich machte vielmehr den amerikanischen Behörden den Vorschlag, alle Jugendführer zu versammeln und ihnen ein Umerziehungsprogramm vorzulegen. Ich selbst wollte mich als Geisel stellen und so die Folgen unserer früheren, unverzeihlichen Fehler auf mich nehmen. Auf diese Art hätte ich meine Schuld doch irgendwie sühnen können.»

Wenn man diese Worte liest, muß man sich vor Augen halten, daß Schirach Schirachs bester Anwalt war. Aus diesen

Erklärungen und aus Informationen, die ich aus anderen Quellen erhalten hatte, schloß ich, daß Schirach nicht schlecht, nur irregeleitet war. Er hat nun im Gefängnis zwanzig Jahre Zeit, über seinen Irrtum nachzudenken.

Schirach hatte einen hohen Intelligenztest. Er war mit großer Vorstellungskraft begabt und setzte seine Ideen mit unerhörter Aktivität und bewundernswerter Energie in die Tat um. Diese Eigenschaften werden durch alles, was über ihn bekannt wurde, bewiesen. Er organisierte die ganze deutsche Jugend nach dem Grundsatz «Jugend führe Jugend». Er nahm auch die Urhebererschaft dieses Schlagwortes für sich selbst in Anspruch, obwohl es im allgemeinen Hitler zugesprochen wird.

Und Schirach hat die deutsche Jugend praktisch ganz allein organisiert. Dies konnte er nur, indem er ununterbrochen herumreiste – im Flugzeug, in der Bahn, im Auto – und seine sämtlichen Unterführer ständig persönlich aufsuchte, anstatt die Geschäfte vom Hauptquartier aus zu führen. Dadurch, daß er ihre Lager und Arbeitsplätze besuchte, hielt er ständig Kontakt mit der Jugend. Mir gegenüber rühmte er sich einmal, daß es wohl keine Stadt und kein Dorf in Deutschland gäbe, wo er nicht schon einmal gewesen wäre. Von ihm stammt auch die Einführung, daß alle Jugendgruppenführer sich einmal monatlich versammelten, um mit ihm persönlich ihre Probleme zu diskutieren. Diese Versammlungen gaben ihm die Möglichkeit, jeden der Unterführer zu kontrollieren und ihnen mündlich seine Anweisungen zu geben.

Schirachs unersättliche Arbeitswut ist mit eine Erklärung dafür, daß es ihm gelang, die deutsche Jugend in so kurzer Zeit zu einer starken Organisation zusammenzuschweißen. Aber man kann ihm nicht das ganze Verdienst daran zuschreiben. Wir dürfen nicht vergessen, daß das nationalsozialistische Regime mit seiner Autorität und seinen Gesetzen

ihm Möglichkeiten gab, die keiner anderen Jugendorganisation zu Gebot stehen. Hinter ihm stand Hitler, und so konnte er sich Besitz und Ausrüstung sämtlicher konkurrierender Organisationen aneignen und sie buchstäblich unter seine Kontrolle bringen.

Jedenfalls war Schirach für seine Aufgabe wie kaum ein anderer geeignet. Er war jung und voller Begeisterung, Hitler und seinen Ideen fanatisch ergeben, und seine geistige und körperliche Energie schien unerschöpflich. Schließlich war er aus guter Familie, gebildet und von guten Manieren und gutem Aussehen, ein junger Mann mit weittragenden Ideen und bedeutendem schöpferischem und literarischem Talent. Außerdem war er – neben Heß – der einzige Nazi ohne Laster.

Ich kenne die Gerüchte über Schirachs angebliche homosexuelle Veranlagung. Ich bin ihnen nachgegangen und kann getrost behaupten, daß keine homosexuellen Neigungen bei ihm vorhanden sind. Er heiratete in jungen Jahren Henriette Hofmann, die achtzehnjährige Tochter von Hitlers Photographen und hat drei Söhne. Er bestand darauf, daß auch seine Mitarbeiter vor ihrem dreißigsten Jahr heiraten sollten, denn «unverheiratete Jugendführer können Anlaß zu Verdächtigungen geben». Er betrachtete sich selbst als den grimmigsten Feind sexueller Verirrungen in der Hitlerjugend und behauptete, daß seine Methode, Burschen und Mädchen in «harmlose Berührung» miteinander zu bringen, viel dazu beigetragen hat, den Prozentsatz der Homosexualität in Deutschland herabzusetzen. Er gab zu, daß auch in seiner Organisation ab und zu solche Dinge vorkamen, versicherte aber, daß in der letzten Zeit die Hitlerjugend völlig von homosexuellen Elementen gereinigt gewesen sei.

Zweifellos erkannte Schirach ganz gut, daß seine «harmlose» Methode, der deutschen Jugend Gelegenheit zu hetero-

sexueller Erfahrung zu geben, weit über das hinausging, was in den meisten zivilisierten Ländern als «sittlich» gilt. Er lehnte selbstverständlich jede Verantwortung für die Folgen der Promiskuität ab. Es ist auch richtig, daß der Ansporn der Propaganda, daß der Führer Kinder brauche und man also sein Leben genießen könne, in der Hauptsache von anderen Stellen ausging. Besonders Himmler legte den SS-Männern nahe, bei jeder Gelegenheit ein Kind zu machen, und ermahnte die deutschen Mädchen, daß es ihre vornehmste Pflicht sei, deutsche Söhne zu gebären – mit oder ohne Ring am Finger.

Obwohl Schirach wohl wußte, wieviel Mühe an die deutsche Jugend verwandt worden war, versicherte er doch immer wieder, daß sie leicht durch amerikanische Erziehung umgeformt werden könnte. Es müßten jugendliche Erzieher gewählt werden, wie seine eigenen Unterführer, und die Grundlagen seiner Methoden könnten ohne weiteres vorteilhaft verwendet werden. Es müßten unmilitärische Spiele und Sportarten betrieben werden, und unpolitische Organisationen, wie Kirchen, Wandervereine, Fußballklubs müßten die Gründung zahlreicher Jugendgruppen in die Hand nehmen.

Schirach legte tiefe Verzweiflung an den Tag, daß er der deutschen Jugend Begeisterung für die nationalsozialistischen Ideale eingeflößt hatte. Seine einzige Entschuldigung sah er darin, daß er selbst geglaubt hatte, was gelehrt worden war. Immer wieder legte mir Schirach seinen Standpunkt dar, daß Deutschlands Jugend nicht dafür bestraft werden dürfe, daß sie ihm Gefolgschaft geleistet hatte, und er erklärte sich bereit, die ganze Strafe dafür auf sich zu nehmen und jeden geforderten Preis zu zahlen.

Nachdem ich monatelang fast täglich mit Schirach gesprochen hatte, kam ich zu der Überzeugung, daß seine Gefühlsausbrüche wirklich echt waren und daß er sich tatsächlich

tief schuldig fühlte. Aber er war und blieb ein leicht beeinflufßbarer Romantiker. Bis zum Ende des Prozesses war er voll jugendlicher Begeisterung. Kein vernünftiger Mensch kann der Meinung sein, daß Schirachs Kerkerstrafe, oder selbst der Tod, die ganze deutsche Jugend von Schuld reinwaschen könnte. Schirachs Tod hätte nichts ändern können; es wird Jahre systematischer Umerziehung brauchen, bis die Grundbegriffe der Naziphilosophie aus den Hirnen der deutschen Jugend ausgemerzt sein werden.

JOACHIM VON RIBBENTROP

Hitler konnte sich nicht damit begnügen, seine Partei und sein Programm nur in Deutschland an den Mann zu bringen, er mußte sich auch nach ausländischer Kundschaft umsehen. Dazu brauchte er glatte, gescheite, skrupellose Individuen, die aber wiederum nicht so schlau sein durften, daß er sich ihrer nicht sicher gefühlt hätte. Es war klar, daß einige der Männer im Außenamt, die er von der Weimarer Republik geerbt hatte, diesen Bedingungen entsprachen. Aber seinen Hauptdiplomaten suchte und fand Hitler außerhalb des diplomatischen Dienstes.

Der ideale Anwärtler auf den Posten mußte einzigartige Eigenschaften besitzen: Er mußte ein fanatischer Anhänger Hitlers sein. Er mußte gut repräsentieren. Da von ihm verlangt wurde, nicht nur seine Waren, sondern auch den Kunden zu verkaufen, mußte er sich mit verschiedenen Mitteln Zutritt zu verschaffen wissen (die dem Rüstungspotential des Kunden entsprachen). Schließlich durfte er nicht die geringste eigene Idee haben, sondern mußte sich darauf beschränken, die Worte des Führers nachzuplappern und die Ziele des Führers zu verfolgen.

Hitler wählte Joachim von Ribbentrop, und diese Wahl befriedigte beide Teile aufs höchste.

Von allen Nazi-Verbrechern bekundete von Ribbentrop die größte Unsicherheit und Nervosität. In seiner Zelle

herrschte ständig chaotische Unordnung, der Boden war buchstäblich mit zerknüllten und zertrampelten Zeitungen bedeckt. Wenn er in dem engen Käfig rastlos durch diesen Wust hin und her stampfte, erinnerte er an nichts so sehr wie an ein kluges, aber unreifes Kind, das von seinen Eltern getrennt wurde und alle Sicherheit verloren hat.

Diese Reaktion auf das Kriegsende und seine Folgen wird verständlich, wenn man weiß, wie stark die Bindung zwischen Ribbentrop und seinem Vater war, und sich weiter klar macht, daß jahrelang Hitler für ihn dem Bild des Vaters entsprach.

Ribbentrops Vater war Soldat gewesen, aber offenkundig ein Mensch mit weitem Horizont und mannigfaltigen Interessen, der wohl fähig war, sich die Liebe seines Sohnes zu erwerben und zu erhalten. Ribbentrop sprach mit mir sehr freimütig darüber. «Ich hatte für meinen Vater ein Gefühl der Liebe und der Bewunderung, wie für keinen anderen Menschen in der Welt, ausgenommen meine Frau und meine Kinder. Seit meiner Kindheit hatte sich unser Verhältnis nicht geändert. Ich konnte mit ihm über alles ganz offen sprechen, und sein Tod (am ersten Januar 1941) war für mich ein unvorstellbar harter Schlag.»

Ribbentrops Mutter starb an Tuberkulose, als er ungefähr elf Jahre alt war; sie war ihm nicht mehr als eine blasse Kindheitserinnerung. Er entsann sich ihrer nur als einer sehr lieblichen, zarten, leidenden Frau, die kaum mehr ihr Bett verließ. Der Ansteckungsgefahr wegen wurden die Kinder von ihr ferngehalten. Ribbentrop wuchs also eigentlich ohne mütterliche Fürsorge auf, und das erklärt auch bis zu einem gewissen Grad seine starke Bindung an den Vater.

Im Jahre 1920 heiratete Ribbentrop Elise Henkell, die Tochter seines Chefs. Er hing mit inniger Liebe an ihr und versicherte mir: «Unser Zusammenleben war so voll von

Glück und Harmonie, wie es wohl selten zwei Wesen beschieden ist.» Seine Frau teilte sichtlich dieses Gefühl und hielt in den Tagen seiner Erniedrigung treu zu ihm. Obwohl sie über ein Jahr lang ihren Mann im Kerker nicht sehen durfte, kam sie doch mit selbstverständlicher Regelmäßigkeit und wartete geduldig viele Stunden, um eine indirekte Botschaft von ihm zu hören. Von allen Kriegsverbrecherfrauen zeigte sie am meisten Initiative, ihrem Mann bei seiner Verteidigung zu helfen.

Ich beobachtete ihre Aufopferung, ihre Entschlossenheit, ihm zu helfen, die Geschicklichkeit, mit der sie Anwälte und Zeugen dirigierte, und mehr und mehr hatte ich das Gefühl, daß Ribbentrop nicht nur in Hitler einen Vater, sondern auch in seiner Frau eine Mutter gefunden hatte. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als mir einer der Ärzte erzählte, daß er während der ganzen Zeit der Ribbentropschen Ehe das gleiche beobachtet hatte. Frau Ribbentrop hatte mit eiserner Hand den Haushalt geführt, und selbst Ribbentrops persönliche Bedienung, seinen Kammerdiener, seinen Chauffeur, ja sogar seinen Arzt eigenmächtig engagiert und gekündigt – und ebenso auch Mitglieder seines Außenministeriums. Es war auch hauptsächlich ihren Bemühungen zu verdanken, daß Hitler auf ihren Mann überhaupt aufmerksam wurde. Wahrscheinlich wußte Frau Ribbentrop, wie schwach ihr Mann war und wie sehr er Unterstützung brauchte.

Jedenfalls wußte es Frau Ribbentrops Mutter. Die Worte dieser zärtlichen Schwiegermutter wurden oft zitiert: «Wie furchtbar komisch, daß gerade der dümmste meiner Schwiegersöhne es am weitesten gebracht hat!»

Ribbentrop selbst muß oft an seiner Fähigkeit, im großen Spiel der internationalen Beziehungen erfolgreich mitzutun, gezweifelt haben; dieses Minderwertigkeitsgefühl war auch sicher mit ein Grund für die theatralische, egozentrische

Prunkentfaltung, mit welcher er sein Amt auszuüben liebte.

Er hatte keinesfalls die für einen erfolgreichen Diplomaten notwendige Ausbildung genossen. Er beendete nur die Elementarschule und lernte dann Sprachen – englisch in London und Kanada. Er studierte auch Schauspielkunst. Von seinen Heldentaten im ersten Weltkrieg ist nicht viel zu berichten. Er war in dieser Zeit an Tuberkulose erkrankt. Später besserte sich dieses Leiden und er tat Dienst im Kriegsministerium und bei der Delegation der Friedenskonferenz. Danach widmete er sich dem Handel und importierte und exportierte Champagner und Liköre.

Anfänglich interessierte sich Ribbentrop zweifellos für sein Geschäft, vor allem weil es ein Mittel war, sein tägliches Brot und darüber hinaus ein Vermögen zu verdienen. Aber als er mehr und mehr Geld und einflußreiche Freunde erwarb, fand er, daß er mit seiner Ware auch politischen Einfluß und große Beziehungen gewinnen konnte. In den ersten Nachkriegsjahren war Alkohol in Deutschland eine rare Angelegenheit, und Ribbentrop begann planmäßig, Männer in hohen Stellungen durch Geschenke von edlem Wein sich geneigt zu machen.

Die Methode hatte sichtlich Erfolg. Ribbentrops Geschäft war ein Aktivposten, und er vernachlässigte es auch nicht, als es ihn schon längst zu politischer Macht und internationalem Ansehen gebracht hatte. Er konnte es sich wohl leisten, die hämischen Bemerkungen seiner politischen Gegner zu ignorieren, die höhnten, daß er als Diplomat ein ausgezeichneter Champagner-Vertreter sei.

Wie er mir erzählte, betrieb er sein Geschäft tatsächlich noch bis zum Kriegsende. Er hatte von Hitler eine Speziallizenz dafür erhalten. Hingegen übte er sein Amt als Außenminister ohne Gehalt aus. Er war übermäßig stolz, daß er seine Dienste der deutschen Regierung unentgeltlich zur Verfügung gestellt

hatte, und rühmte gerne, daß er dem Reich sein Gehalt auf Heller und Pfennig zurückstellte, nur unter Abzug der tatsächlichen Auslagen.

Ribbentrop erklärte mir, daß sein Interesse für Politik durch sein Export- und Importgeschäft entstanden sei, aber ich bin überzeugt, daß es tiefere Gründe hatte. Diese Erklärung genügt nicht zum Verständnis seiner rastlosen Energie und des unersättlichen Ehrgeizes, die ihn immer weiter trieben.

Es ist eher anzunehmen, daß seine ehrgeizigen Triebe sich schon in früher Kindheit entwickelten, wohl hauptsächlich infolge der durch den Tod der Mutter verworrenen Beziehungen innerhalb der Familie. Er mußte sich die Liebe seines Vaters erringen und fixierte sich wohl in dieser Zeit auf eine innere Einstellung, die ihn dann später zwang, persönliche Erhöhung durch politische Macht zu erstreben. Jedenfalls bildete er sich auf seinen Geschäftsreisen im Ausland eine politische Meinung über die deutsche Frage, und dies veranlaßte ihn, anfangs 1930, sich den Nazi anzuschließen. 1934 erhielt er einen unbedeutenden Posten, aber erst 1936 wurde ihm als erste große Aufgabe der Botschafterposten in London verliehen.

Ribbentrops diplomatische Karriere ist allbekannt und interessiert uns hier wenig. Was man festhalten muß, ist, daß Ribbentrop ein Individuum mit starken Minderwertigkeitsgefühlen war, die er durch machthungrigen Ehrgeiz überkompensierte. In diesem Punkt ähnelt er Hitler, dem er sich schon nach der ersten Begegnung gefühlsmäßig tief verbunden fühlte.

Ribbentrops Gattin förderte diese Verbundenheit, indem sie in den Jahren 1930 bis 1933 dem künftigen Führer zu Ehren häufig Gesellschaften gab. Hitler war von dem kultivierten, luxuriösen Milieu stark beeindruckt, und ein guter Teil seiner gesellschaftlichen Manieren ist zweifellos Frau Ribbentrops

taktvoller, geduldiger Erziehung zu verdanken. Durch den gegenseitigen Austausch politischer Meinungen und gesellschaftlicher Fertigkeiten entstanden zwischen Hitler und den Ribbentrops enge persönliche Beziehungen, die schließlich zur Ernennung Ribbentrops zum Außenminister führten.

Einmal an der Macht, legte Ribbentrop sich eine Haltung zurecht, die jede Kritik und Anfeindung im Keim ersticken mußte. Von einer Schar ergebener Anhänger umgeben, trug er eine Miene von Arroganz und Verachtung zur Schau, die jede Annäherung von vornherein unmöglich machte. Diese Pose zeigte sich so wirksam, daß er sie zum Schluß auch in seinem eigenen Büro durchführte. Einer seiner Mitarbeiter, der ihn haßte, beschrieb ihn folgendermaßen:

«Er pflegte ein Zimmer zu betreten, als wäre er eben aus einer Wolke gestiegen, um plötzlich, überrascht auffahrend, zu bemerken, daß auch andere – gewöhnliche menschliche Wesen – anwesend waren. Er behandelte uns wie Hunde. Er verlangte, daß das gesamte Personal auf dem Flugplatz Spalier bildete und geduldig stundenlang das Flugzeug erwartete, das ihn bringen sollte.

Wenn Ribbentrop dann ausstieg, mußten wir Habt-Acht-Stellung annehmen. Er grüßte uns mit eingefrorenem Lächeln, hob die Hand zum Hitlergruß und bestieg rasch seinen Privatwagen, um davonzufahren. Wir konnten dann nach fünf oder sechs Stunden Wartezeit unsere Wagen suchen und hinter ihm dreinfahren.

Wenn Frau Ribbentrop ihn auf einer Reise begleitete, mußten sämtliche verheirateten Mitglieder des Personals ihre Frauen zur Begrüßung mitbringen. Wie oft standen alle Mitarbeiter mit ihren Damen stundenlang im strömenden Regen, nur damit die Ribbentrops einen standesgemäßen Empfang genießen konnten.»

Ribbentrop war eine theatralische Natur und wurde von

seinen Kollegen «der Kinostar» genannt, weil jede seiner Gesten einstudiert schien. Er hatte eine ganz eigene Technik, den Arm zum Hitlergruß zu heben, und mehrere seiner Mitarbeiter haben mir versichert, daß der «Ribbentrop-Gruß» in seiner tadellosen und scheinbar nachlässigen Vollendung ihn zahllose Stunden anstrengender Proben vor dem Spiegel gekostet hatte.

Ohne Zweifel stammen diese theatralischen Posen von seinen früheren Schauspielstudien. Er war impulsiv wie viele Schauspieler und konnte ohne Übergang einmal gnädig lächeln und im nächsten Augenblick mit Flüchen und Schimpfworten um sich werfen. Er hielt sehr viel auf tadellose Kleidung, und da er sein Personal als einen Teil seiner Persönlichkeit ansah, verlangte er, daß alle Mitglieder des Außenamtes eigene ordensgeschmückte Uniformen bekämen. Hitler half Ribbentrop, diese Uniformen zu entwerfen. Vor jedem gesellschaftlichen Ereignis arbeitete Ribbentrop ein ausführliches Memorandum aus, in dem er die gewünschte Kleidung bis zum passenden Kragenknopf präziserte.

Goering, der für diesen Kleiderfatzken Nummer zwei nur Verachtung übrig hatte, schilderte ihn mir folgendermaßen:

«Er war ein hemmungsloser Egoist – ein Weinreisender, der gute Geschäfte machte, aber als Diplomat weder Takt noch Kultur besaß.

Ich habe Hitler aus zwei Gründen zu bewegen gesucht, ihn abzusetzen: Erstens war er bei den Engländern persona ingrata, und sogar Hitler wollte mit den Engländern auf gutem Fuß stehen. Sie konnten seine blöden Taktlosigkeiten nicht vertragen.

Wie er sein Amt in London antrat, hatte er noch kaum den Zug verlassen, als er schon begann, den Engländern weise Ratschläge zu erteilen, wie sie das politische Gleichgewicht gegen Rußland aufrechterhalten sollten, ohne das mindeste

Gefühl dafür, daß die Engländer sich selbst für Spezialisten der Mächtepolitik hielten und im Gegenteil uns Ratschläge gaben, wie wir die deutsche Ostgrenze schützen sollten.

Als er dem König vorgestellt wurde, grüßte er ihn mit ‚Heil Hitler‘. Die Engländer sahen darin natürlich eine Beleidigung der Krone. Aber das habe ich Hitler begreiflich gemacht! Ich habe ihm gesagt: ‚Stellen Sie sich vor, die Russen schicken Ihnen einen Gesandten, und er kommt herein und begrüßt Sie: ‚Lang lebe die kommunistische Weltrevolution!‘» Hier hob Goering die Faust zum Kommunistengruß und lachte herzlich beim Gedanken an solche Majestätsbeleidigung.

«Der zweite Grund, warum Hitler Ribbentrop hätte kaltstellen sollen, war dessen Mangel an diplomatischen Fähigkeiten. Hitler konnte das nicht beurteilen, denn er reiste selbst nie ins Ausland. Weil unter den Weinhändlern, die Ribbentrops Gesellschaft bildeten, zufällig ein paar englische Lords waren, glaubte Hitler, einen Mann mit «Verbindungen» zu haben. Ich habe Hitler gesagt, daß er seine Geschäfte mit England viel besser durch meine Beziehungen, zum Beispiel zu Lord Halifax, führen könnte.

Bei all seiner Ignoranz war Ribbentrop stolz wie ein Pfau auf seine Stellung. Stellen Sie sich das vor! Als das Abkommen mit Japan unterzeichnet wurde, mit Wochenschau und all dem Zeugs, verlangte er, daß ich – ich, der zweite Mann im Reich! – *hinter* ihm stehen sollte! Hätten Sie so etwas für möglich gehalten? Ich sagte ihm, wenn er mit mir zusammen fotografiert werden wolle, würde ich sitzen, und er könne *hinter mir* stehen. Aber ich wollte überhaupt nicht dabei sein, denn ich hatte das Abkommen noch nicht gelesen und wollte mich noch nicht damit identifizieren, für den Fall, daß ich später etwas daran auszusetzen haben würde.»

In diesem naiven Bericht liegt mehr als die offenkundige

Verachtung, die ein Hitler-Lakai dem anderen bewies. Man erinnere sich nur an die Bedeutung des Achsenpaktes und mache sich klar, daß dieses epochemachende, kriegsentscheidende Übereinkommen unterzeichnet, gesiegelt und in der Wochenschau vorgeführt wurde, ohne daß es der Nazi Numero zwei auch nur gelesen hätte.

Wie immer seine staatsmännische Begabung gewesen sein mag, – jedenfalls hielt Ribbentrop treu zu Hitler. Sein Verhältnis zum Führer war das aufrichtiger Ergebenheit und Anbetung. Ohne Zweifel nahm Hitler in Ribbentrops Unterbewußtsein den Platz des Vaters ein. Dieses Verhältnis fiel jedem auf, der mit Ribbentrop zu tun hatte, und keiner seiner Mitarbeiter hat versäumt zu berichten, wie er nach jeder Besprechung mit dem Führer vor Freude und Verehrung glühte.

Hitler fühlte wohl seine Macht über Ribbentrop und nützte sie weidlich aus. Er wußte auch, daß der blind ergebene Ribbentrop selten geneigt schien, eigene Ideen zu verfolgen, und jeden Befehl Hitlers wörtlich ausführte. Bis zum Jahre 1941 kam es allerdings vor, daß Ribbentrop gegen Hitlers Weisungen Einwände vorbrachte, bevor er sich dem Befehl beugte. Dann machte Hitler dieser Auflehnung in bezeichnender Weise ein Ende. Ribbentrop erzählte mir darüber folgendes:

«Im Jahr 1941 konnte ich mich mit Hitler nicht einigen. Es handelte sich um eine belanglose Sache – eine Auszeichnung. Ich besaß eine Auszeichnung für meine Dienste im Außenamt, und Hitler brachte einen neuen Orden heraus, der den meinen zu einer Auszeichnung zweiter Klasse degradiert hätte.

Es war wirklich keine wichtige Sache, aber wir stritten darüber und ich geriet in Wut und sagte ihm, wenn meine Meinung nichts gälte, würde ich demissionieren. (Scheinbar hatte sich Ribbentrop dieser etwas kindischen Drohung schon früher bedient, und Hitler hatte genug davon.)

Hitler sah mich starr an, lief ein paarmal durchs Zimmer, wurde ganz weiß, sank in einen Stuhl, hielt sich verzweifelt den Kopf und stöhnte, daß ich ihn tötete.»

Der «sterbende» Führer hatte dann noch Kraft genug – obwohl er scheinbar erschreckend elend aussah – Ribbentrop über eine Stunde lang jeden Streit und jede Meinungsverschiedenheit, die sie über internationale Abmachungen und Besetzungsfragen gehabt hatten, vorzuhalten. Nach der Verlesung von Ribbentrops Sündenregister verkündete Hitler, daß sein undankbarer Außenminister frei sei, ihn im Stich zu lassen, aber daß er, Hitler, jetzt sofort einen Schlaganfall erleiden würde; er hätte Ohrensausen und ein Gefühl des Vergehens, er würde sterben und Joachim von Ribbentrop würde unmittelbar schuld am Tod des Führers und dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches sein.

«Ich war außer mir», fuhr Ribbentrop fort. «Er sah aus wie der Tod. Er konnte kaum mehr atmen, war totenblaß, und die Adern an seinen Schläfen waren dick geschwollen. Ich glaubte, daß er im Sterben sei, und ich ergriff seine Hand und leistete einen heiligen Eid, daß ich es nie wieder tun würde, und daß ich immer zu ihm halten würde, ganz gleich was er vorhätte. Er faßte sich und dankte mir, und wir verabschiedeten uns etwas steif.»

Obwohl diese Schilderung Hitlerscher Theatralik uns eher lächerlich vorkommt, war Ribbentrop doch sichtlich tief erschüttert; trotz seiner Überzeugung, daß Hitlers Politik nicht immer vernünftig war, hat er dem Führer nachher nie mehr widersprochen. Er erzählte mir allen Ernstes, daß immer, wenn ihm ein Gedanke an Widerspruch kam, Hitlers verzerrtes, bleiches Antlitz, wie er es an jenem schicksalhaften Tag gesehen hatte, vor ihm auftauchte. Er glaubte scheinbar ganz fest, daß jeder Widerspruch seinerseits Hitlers Tod zur Folge haben könnte. Dieser etwas einfältige Glaube war un-

erschütterlich in Ribbentrops Vorstellung verankert. Noch in der Nürnberger Zelle war er, wenigstens in der ersten Periode seiner Haft, ein eifriger Verteidiger des Führers.

Neben seinen eigenen unbedachten Äußerungen ist die beste Informationsquelle über Ribbentrop seine Sekretärin, Margarete Blank, die viele Jahre mit ihm gearbeitet hat. Von ihr stammt folgende Zusammenstellung seiner Stärken und Schwächen:

«Die Eigenschaften, die schon zu Anfang seiner politischen Laufbahn für ihn typisch waren, haben auch die Art seiner Tätigkeit als Botschafter und Reichsminister bestimmt. Für seine Angestellten darf nichts ‚unmöglich‘ sein. Ein einmal erteilter Befehl muß unter allen Umständen, und zwar unverzüglich, ausgeführt werden. In diesem Punkt kennt er kein Erbarmen. Was er von sich selbst verlangt, Verzicht auf ein Privatleben, rücksichtslosen Einsatz von Kraft und Gesundheit, fordert er auch von seinen Untergebenen. Seine Arbeit bedeutet ihm alles, und er erwartet das gleiche von seinen Mitarbeitern. Wenn große Dinge im Werden sind, feuert er mit seiner Energie seine ganze Umgebung an, und jeder führt freudig die ihm übertragene Aufgabe aus. In solchen Zeiten gibt es für ihn keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, aber wenn die Aufgabe beendet ist, zeigt er auch seine Anerkennung. Aber auch in ruhigen, normalen Zeiten ist Ribbentrops Arbeitstempo ganz außergewöhnlich. Er ist vielleicht von Natur aus ein Nachtarbeiter; die Tatsache, daß er öfters an Schlaflosigkeit leidet, scheint dies zu bestätigen. Er läßt sich nicht gerne vor halb zehn Uhr vormittags wecken und schläft oft noch viel länger. Der späte Arbeitsbeginn – er nimmt zuerst den Vortrag seiner Mitarbeiter entgegen – verschiebt die ganze Tageseinteilung. Das Mittagessen, das für halb zwei oder zwei Uhr festgesetzt war, wird meistens erst um drei oder vier Uhr oder noch später eingenommen. Nicht

selten kamen wir erst um zehn Uhr abends dazu, zu Nacht zu essen. Ribbentrop geht selten vor zwei Uhr nachts zu Bett. Auch die Mahlzeiten bedeuten ihm keine Entspannung. Er bestreitet fast ausschließlich die Unterhaltung, die sich nur um dienstliche und politische Fragen dreht. Ab und zu hat man den Eindruck, daß er versucht, dem Gespräch eine leichtere und persönlichere Wendung zu geben, wenn zum Beispiel einer seiner Mitarbeiter Geburtstag feiert oder ein anderer vom Urlaub zurückgekehrt ist und aufgefordert wird, davon zu erzählen. Aber dies kommt sehr selten vor und dauert nie lange, denn seine Gedanken und Äußerungen kehren gleich wieder zur Politik zurück, als ob sie magnetisch angezogen würden. Manchmal sucht er sich spät abends zu zerstreuen und läßt sich und seinem Personal Filme vorführen. Er verlangt immer nur lustige und humorvolle Filme und lehnt jedes ernste oder tragische Stück ab.

Diese Lebensweise läßt Ribbentrop kaum Zeit zum Lesen oder anderen Liebhabereien. In den letzten Jahren dürfte er nur in schlaflosen Nächten zum Lesen gekommen sein. Dessen ungeachtet waren wir immer wieder aufs neue über sein stupendes Wissen erstaunt, das alle Gebiete umfaßt. Da er kein akademisches Studium absolviert hat, kann ich nur annehmen, daß er vor seinem Eintritt in die Politik sehr viel gelesen hatte. Er besitzt ein ausgezeichnetes Gedächtnis und vergißt nichts, was er einmal gehört oder gelesen hat.

Ribbentrop liebt Musik und ist auch selbst musikalisch sehr begabt. Er spielt ausgezeichnet Geige und hat ein sehr wertvolles altes Instrument erworben, das ihm große Freude macht; soviel ich weiß, hat er aber nur einmal darauf gespielt. Früher besuchte er ab und zu Konzerte oder Theater, aber während des Krieges hat er auch dies nicht getan. Als er an der Front war, ließ er für sich und seine unmittelbaren Mitarbeiter gute Plattenkonzerte veranstalten. Seine Lieblings-

meister sind Wagner und Beethoven. Sein sonstiges künstlerisches Interesse gilt der Malerei. Er ist mit den Meisterwerken aller Epochen vertraut und interessiert sich auch für die zeitgenössische Malerei.

Eine weitere Liebhaberei ist die Jagd. Aber auch bei offiziellen Gelegenheiten, wenn viele Gäste eingeladen waren, fand er sich nie ohne sein gesamtes Personal ein, um jederzeit arbeiten zu können. Auch hier galt das eiserne Gesetz, welches er sich und seinen Mitarbeitern auferlegte, daß nämlich Arbeit und Pflicht und stete Bereitschaft an erster Stelle kommen und nur die verbleibende Zeit für das Privatleben da sei. Trotzdem glaube ich, daß Ribbentrop auf der Jagd verhältnismäßig am unbeschwertesten war und weniger an die Politik dachte als bei allen anderen Gelegenheiten. Die Tatsache, daß er die physische Anstrengung einer Jagd mit Leichtigkeit erträgt, obwohl er monatelang keine Bewegung im Freien gemacht hat, ist ein Beweis für seine Kraft und seine Willensstärke. Es zeigt auch, daß er, trotz gelegentlicher Beschwerden, eine gesunde, kräftige Konstitution besitzt. Nur so ist es zu erklären, daß er in all den Jahren, in denen er mit größter Anstrengung, unter ständigem Druck und ohne jede Rücksicht auf seine Gesundheit, arbeitete, niemals ernstlich krank war. Wenn er wirklich einmal das Bett hüten muß, nimmt er die Vorträge im Schlafzimmer entgegen und diktiert und telefoniert seine Anweisungen vom Bett aus. Ich erinnere mich, daß er im Sommer 1943 in Fuschl an Lungenentzündung erkrankte. Die Lage am östlichen Kriegsschauplatz wurde damals kritisch, und der Führer verlegte sein Hauptquartier von heute auf morgen von Berchtesgaden nach Ostpreußen. Natürlich sollte der Außenminister mitkommen. Obwohl die Ärzte ihm die Reise strengstens untersagten und jede Verantwortung für die Folgen ablehnten, ließ sich Ribbentrop nicht davon abbringen. Es handelte sich um einen Befehl oder einen

Wunsch des Führers, und in diesem Fall gibt es keine Bedenken. Obwohl Ribbentrop noch bettlägerig war, arbeitete er die ganze Nacht durch und gönnte sich höchstens eine Stunde Schlaf. Er verließ Fuschl um sechs Uhr früh im Auto und landete nur ein paar Stunden später im Flugzeug in Ostpreußen. Die Ärzte waren verzweifelt, aber die eiserne Willenskraft des Patienten war stärker als die Krankheit, denn er erholte sich bald.

Ribbentrop war ein schwieriger Patient, und sein Eigensinn gab den Ärzten viel zu schaffen. Wenn ein Arzt ihm eine bestimmte Lebensweise und Tageseinteilung vorschreibt, befolgt er die Vorschriften bezüglich Arbeit, Sport, Diät und Schlaf ein paar Tage lang. Dann erlaubt er sich kleine Abweichungen vom Programm, und nach kurzer Zeit ist wieder alles im alten Trott. Ribbentrop ist in jeder Beziehung sehr mäßig; er ißt, trinkt und raucht nur wenig. Das einzige Gebiet, auf dem er nicht Maß halten kann, ist die Arbeit. Oft hat man ihm persönlichen Ehrgeiz vorgeworfen. Obwohl es nicht alle Tage vorkommt, daß aus einem «Champagnerreisenden» ein Diplomat und gar Außenminister wird, kann ich mich doch dem Vorwurf des Ehrgeizes nicht anschließen. Ich halte Ribbentrop für ungewöhnlich klug, und diese Klugheit im Verein mit seiner völlig idealistischen Hingegenheit an seine Mission, die Außenpolitik des Dritten Reiches besser zu gestalten, hat ihn von der Abrüstungskonferenz auf den Londoner Botschafterposten und schließlich an die Spitze des Außenamtes des Großdeutschen Reichs geführt. Er war ein Outsider und hatte bei Beginn seiner Laufbahn alle Vor- und Nachteile des Dilettanten. Alles was nach Bürokratie und Rangordnung riecht, ist ihm verhaßt, und sein Temperament duldet keine Hindernisse und keine Schwierigkeiten.

Vorerst hatte er das Außenamt, das zum Teil sehr schlecht arbeitete, völlig zu reorganisieren. Voll Energie, und beses-

sen von den nationalsozialistischen Idealen, warf er sich auf diese Riesenarbeit. Sein Auftrieb und sein Tempo waren im Staatsdienst bis dahin unbekannt und natürlich unwillkommen. Es war unvermeidlich, daß er sich von Beginn an viele Feinde und Gegner unter den Beamten schuf. Schließlich stützte er sich auf eine kleine, aber absolut verlässliche Gruppe von Mitarbeitern. Er war kein Berufsdiplomat und hing natürlich von der Mitarbeit der Fachleute ab. Er fand sie unter den alten Beamten, aber ihre Tätigkeit durfte nie über die schablonenmäßige Erledigung der Tagesarbeit hinausgehen; jede halbwegs wichtige Entscheidung wurde vom Außenminister selbst getroffen. Er gestand seinen Mitarbeitern nur sehr beschränkte persönliche Macht zu, und auch seine ausländischen Gesandtschafts-Chefs besaßen keine große Selbständigkeit. Die Instruktionen, die er ihnen, ebenso wie seinen Staatssekretären und seinen Sektions-Chefs in Berlin zukommen ließ, waren stets bis in die letzte Einzelheit ausgearbeitet, und er verlangte, daß sie nach dem Buchstaben befolgt würden. Diese Haltung entsprang zum Teil einem tiefverwurzelten Mißtrauen gegen die Tüchtigkeit, und in manchen Fällen auch gegen den guten Willen seiner Mitarbeiter. Andererseits beruht sie auf einem besonders hochentwickelten Verantwortungsgefühl. Nach dem in Deutschland geltenden Führerprinzip fühlt er sich dem Führer für die winzigste Kleinigkeit persönlich verantwortlich. Die Tatsache, daß Ribbentrop es für seine Pflicht hält, jede Einzelheit selbst auszuarbeiten, anstatt Direktiven auf breiter Basis zu erteilen, erklärt die übermenschliche Arbeit, die er täglich und ohne Unterbrechung zu leisten hat. Manchmal äußerte er seufzend: «Ich muß einfach alles selber machen.»

Der Hauptansporn für seinen unermüdlichen Arbeitswillen ist sein vorbehaltloser Glaube und sein völliger Gehorsam dem Führer gegenüber. Selbst wenn die Entscheidungen des

Führers Ribbentrops Meinung widersprechen, wird er sie ohne Zögern ausführen, so wie der Soldat seinem Vorgesetzten gehorcht. Ich wurde oft gefragt, warum Ribbentrop nicht wie viele andere führende Persönlichkeiten seinen Posten verließ, als er sah, daß seine Ansichten in so vielen Punkten von denen des Führers abwichen. Ich weiß, daß Ribbentrop mindestens einmal, aber wahrscheinlich öfter, den Führer gebeten hat, ihm ein Kommando an der Front anzuvertrauen. Da der Führer dieses Ansuchen ablehnte, konnte Ribbentrop nichts anderes tun, als dem Mann Treue zu bewahren, dem er einst Bundesbrüderschaft geschworen hatte, und seine Befehle auszuführen.

Ribbentrop erwartet von seinen Angestellten die gleiche Haltung, die er dem Führer gegenüber einnimmt. Ich habe schon erwähnt, daß es nicht immer leicht war – und besonders für eine Frau –, so vollkommen auf ein Privatleben zu verzichten, wie er es forderte. Aber was mich betrifft, habe ich mit Freude mehr als zehn Jahre für ihn als Privatsekretärin gearbeitet, und ich glaube, daß es wohl der Mühe wert war, für ihn und mit ihm zu arbeiten. Er geizt mit Lob und Anerkennung, aber wenn er einmal ein Wort des Dankes und des Lobes findet, dann wiegt es umso schwerer und gibt einem neuen Ansporn zur Arbeit.

Trotz seiner gewaltigen Arbeitsleistung findet er Zeit, sich um das Wohlergehen seiner Umgebung zu kümmern. Sein Personal ist finanziell und materiell wohlversorgt, und nach einer Sonderleistung oder zu Weihnachten wird es großzügig beschenkt. Er bringt seinen Angestellten warmes menschliches Interesse entgegen, auch den Kleinsten unter ihnen, mag es sich um Erkrankung oder Bombenschaden handeln, und oft schließt er die ganze Familie mit in seine Fürsorge ein. Er schickt den Patienten den besten Arzt, läßt sich täglich Bericht erstatten und übernimmt alle Kosten. Er schickt große

Geschenke und gewährt großzügig Urlaub. Ich selbst konnte diese warme, menschliche Sympathie an mir erleben.

Ribbentrop schenkt großzügig sein Vertrauen, aber er wird hart und unerbittlich, wenn man dies Vertrauen enttäuscht. Treulosigkeit ist in seinen Augen das größte Verbrechen. Wenn jemand Ribbentrops Vertrauen mißbraucht, ist er augenblicklich in Ungnade gefallen und kann das ursprüngliche Vertrauen kaum jemals wieder zurückgewinnen. Ich erinnere mich an zwei Fälle, in denen Beamte sich das selbstverständliche Vertrauen ihres Chefs, des Außenministers, zunutze machten, ohne eigentlich etwas Schlimmes zu begehen. Sie wurden beide auf der Stelle und in demütigendster Form entlassen. Ich glaube, daß es wichtig ist, Ribbentrops strenge Auffassung von persönlicher Treue zu betonen, denn dies erklärt die Treue, die er seinem Führer bis zum bitteren Ende hielt.»

In diesem interessanten Dokument finden wir Ribbentrop sehr gut abkonterfeit. Wir finden darin auch – und geben dies unverändert wieder – unverständlicherweise den Gebrauch der Präsensform. Obwohl ihr Chef seit einem Jahr gefangen saß und dem fast sicheren Todesurteil entgegensah, obwohl sein Ministerium mitsamt dem «Großdeutschen Reich» längst nicht mehr bestand, schrieb seine treue Helferin ihren Bericht so, als ob die Nationalsozialisten noch immer am Ruder wären und Ribbentrop, ein treuer Diener seines Herrn, dem Führer zur Seite stünde.

Seinen Ärzten machte Ribbentrop vielleicht mehr Sorge, als sogar seine Sekretärin ahnte. Er litt seit Jahren an einer funktionellen Schwäche der linken Gesichtsnerven. Starke neuralgische Schmerzen und gelegentliche Lähmung des linken Augenlides waren die Folgen. Er konsultierte einen Arzt nach dem anderen, fragte ihn um seine Meinung, ließ sich Medizin verschreiben und tat nichts von dem, was der Arzt

gesagt hatte. Er behauptete, sein Leiden besser zu kennen als die Ärzte. Genau so benahm sich Ribbentrop im Gefängnis, wo er dem amerikanischen Militärarzt einen langen, detaillierten aber unklaren Bericht über sein Leiden gab.

Auch Ribbentrops Ärzte berichteten, wie auffallend sich seine Stimmung änderte, je nachdem Hitler ihm zugelächelt oder ihm die kalte Schulter gezeigt hatte. Wenn er längere Zeit nicht vor den Führer befohlen wurde, war er unerträglich schlechter Laune. Aber sobald der Ruf erfolgte, besserte sich seine Stimmung, und wenn er von einer Unterredung mit Hitler zurückkehrte, war er heiter und äußerst gesprächig. Es war, wie einer der Ärzte sich ausdrückte, «als ob er mit dem Lieben Gott geredet hätte».

Auch Ribbentrops Taktlosigkeit wird von seinen Ärzten erwähnt und ebenso seine tyrannisch unduldsame Einstellung gegen Meinungen, die von den seinen abwichen. Besondere Freude machte es ihm, Menschen warten zu lassen, und es kam häufig vor, daß er einen ausländischen Diplomaten durch einige Wochen hindurch täglich antichambrieren ließ, bevor er Zeit finden konnte, ihn zu empfangen.

Als ich Ribbentrops Zelle in Nürnberg zum erstenmal aufsuchte, fand ich ihn deprimiert, unbeherrscht und völlig hilflos. Ich erklärte mir seinen Zustand hauptsächlich aus der Tatsache, daß er von seinen moralischen Stützen getrennt war. Er durfte keine Verbindung mit seiner Frau unterhalten, und der Führer-Vater war tot.

Seine Zelle war sicherlich die unordentlichste im ganzen Gebäude und er selbst völlig unentschlossen. Er war, um einen geläufigen psychiatrischen Ausdruck zu gebrauchen, vollkommen desorganisiert. Wenn ich zu meinem täglichen Gespräch bei ihm eintrat, fand ich ihn händeringend und verzweifelt den engen Raum durchmessend. Und die unvermeid-

liche Begrüßung klang mir entgegen: «Doktor, was soll ich tun? Was soll ich tun?»

Dann kam ein Trommelfeuer von unerfüllbaren Bitten und Forderungen. Er verlangte, den und jenen und jeden sprechen zu dürfen. Während der Untersuchung unterbrach er mich mit unzähligen Fragen, schien aber dann meiner Antwort nicht die geringste Beachtung zu schenken. Er wiederholte nur immer dieselben Fragen. Jeden Gedanken, der ihm kam, redete er zu Tode. Äußerlich war er äußerst höflich und liebenswürdig und schmeichelte dem «Doktor Oberst», um herauszubekommen, welche Meinung andere Menschen von ihm hatten.

Ribbentrop war klug, aber nicht brillant. Seine Verstandeskkräfte lagen nicht über dem Durchschnitt. Er verstand es aber, seinen Gesprächspartner geschickt auszuholen, und stellte häufig schlaue Fallen, um dies und jenes zu erfahren.

Wann immer das Gespräch auf Hitler kam, wurde Ribbentrop zum schwärmerischen Fanatiker. Immer wieder konstatierte er mit Emphase: «Ich habe immer treu zum Führer gehalten und werde es immer tun!» Aber unweigerlich fügte er jedesmal rasch hinzu, obwohl er doch in allen Stücken zu Hitler gehalten hatte: «Ich hatte nichts mit Politik zu tun und bin an allen Verbrechen unschuldig.»

Im Lauf des Prozesses wurden einmal Filmaufnahmen durchgeführt, auf denen auch Hitler zu sehen war. Als Ribbentrop nachher in seine Zelle zurückgekehrt war, packte er mich beim Arm und renkte ihn fast aus. Seine Augen leuchteten buchstäblich in der Erinnerung an die vergangene Pracht. «Haben Sie seine Persönlichkeit gefühlt?» fragte er atemlos. Ich schwieg, und er kühlte sich etwas ab. «Vielleicht gibt es der Film nicht so wieder. Aber ich selbst fühle ihn – seine starke, lebendige Persönlichkeit!»

Dann fuhr er fort: «Ich bin hier gefangen, und es geht

um Tod und Leben. Aber wenn Hitler in diesem Augenblick in meine Zelle träte und mir irgend einen Befehl erteilte – ich würde ihn unverzüglich ausführen und mich nicht im geringsten um die Folgen scheren!»

Diese Ergebnisheit für Hitler war echt. Ribbentrop selbst hat dies schlagend bewiesen. Er hatte Berlin im Jahr 1945 in der zweiten Aprilhälfte verlassen. Nun telegraphierte er am 27. April an Hitler und bat ihn um die Erlaubnis, nach der Hauptstadt zurückzukehren, um an der Seite des Führers sterben zu dürfen.

Seine rührende Treue überwand alles, nur nicht den Schock über Hitlers Testament. Im letzten Willen seines Idols war Ribbentrop nicht erwähnt und sein Außenministerposten war Seyß-Inquart zugeteilt. Als Ribbentrop dies hörte, war er erst vollständig verdutzt und dann nahe daran, hysterische Anfälle zu bekommen. Anfänglich weigerte er sich überhaupt, zu glauben, daß er übergangen worden war; er war sicher, daß Hitler ihm einen noch höheren Posten bestimmt hatte. Als er aber begriff, daß sein Name tatsächlich nicht erwähnt war, tröstete er sich damit, daß Bormann und Goebbels vielleicht ein falsches Testament unterschoben hatten, oder daß Hitler vielleicht den Verstand verloren oder das Testament unterzeichnet hatte, ohne seinen Inhalt zu kennen.

Als man ihm zum erstenmal das Testament vorlas, fragte er nur verstört: «Kommt mein Name nirgend vor? Wirklich gar nirgend?» Später geriet er in schwatzhafte Erregung und zitierte Hitlers Erklärung zu seinem fünfzigsten Geburtstag, in welcher dieser Ribbentrop seinen ehrlichsten und treuesten Anhänger genannt hatte. Schließlich nach zwei Stunden unausgesetzter Versicherungen, daß Hitler ihn im Testament wirklich und wahrhaftig nicht genannt hatte, ließ er eine hysterische Tirade los: «Das ist mein Lohn! Ich habe ihm alles gegeben, ich war treu. Ich habe immer zu ihm gehalten. Es

war nicht leicht. Ich habe seine Launen ertragen, ich habe alles auf mich genommen, und jetzt schmeißt er mich hinaus. Das ist mein Lohn! Dies schmerzt mich mehr als alles auf der Welt!»

Daß sein Führer ihn so verschmäht hatte, lastete schwer auf Ribbentrops Seele; nachher sprach er im Verhör zum erstenmal Zweifel an der Theorie aus, daß Hitler ein Ideal-mensch sei, und gab ihm die Schuld am Zusammenbruch des Dritten Reiches.

Ribbentrops Zustand hatte sich im Gefängnis nicht verschlechtert. Trotz seiner ewigen Klagen, seiner Unentschiedenheit, seines Geplappers, seiner Depressionen und schwankenden Stimmungen war er durchaus nicht geistesgestört. Er war nichts als ein Mensch, der ohne wirkliche Fähigkeiten eine hohe Stellung erobert hatte, sich in ihr zu halten verstand, weil er jeder Herausforderung mit eisiger Kälte zu begegnen wußte und nun – endlich – in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung gestürzt war. In eine Zelle eingeschlossen, vor sich den Galgen, unfähig innerlich eine Lösung zu finden, und ohne jeden Ausweg, war Ribbentrop zum Schluß nichts als ein in die Falle geratenes Tier voll namenloser Todesangst.

Aber wie ein umstelltes Tier fand er ganz zum Schluß noch etwas Mut. Wahrscheinlich war es die Nachricht von Goerings Selbstmord und das Bewußtsein, daß er nun der Führer des Totenzuges und die Hauptperson der Schlußszene war, die Ribbentrop den Rücken steiften, so daß er in den letzten Sekunden mehr Würde zeigte als jemals sonst in seinem Leben.

CONSTANTIN VON NEURATH

FRANZ VON PAPEN

Hitler fand zwei Berufsdiplomaten von einiger Bedeutung, die bereit waren, sein Angebot anzunehmen, und deren Dienste er bis zum letzten ausnützte – den Freiherrn von Neurath und den Ex-Kavalleristen, Ex-Saboteur von Papen.

Für den diplomatischen Dienst vorbereitet, begann von Neurath seine Laufbahn, sobald er seine Studien im Jahre 1901 abgeschlossen hatte. Einunddreißig Jahre später, nachdem aus dem Monarchisten ein Republikaner geworden war, kam der Erfolg – mit 59 Jahren Außenminister. Und einige Zeit später, wenige Wochen nach seinem sechzigsten Geburtstag, hatte er eine neuerliche Regierungsänderung mitgemacht, ohne von seinem Ministersessel aufzustehen: er wurde zu Hitlers Außenminister ernannt. Er behielt diesen Posten, bis Ribbentrop ihn im Jahre 1938 ersetzte. Nachher bekleidete er eine gewisse Zeit hindurch ein zwar weniger erhabenes Amt, aber immer in Diensten der Nationalsozialistischen Partei, nämlich als Protektor der Tschechoslowakei.

In seinen Gesprächen mit mir, im Nürnberger Gefängnis, behauptete von Neurath, daß er die Gefahr erkannt hatte, welche der Nationalsozialismus für Deutschland bedeutete und daß er im Außenamt geblieben war, nur um gegen Hitlers revolutionäre Ideen ein Gegengewicht zu bilden. Beim

Studium seiner Akten konnte ich allerdings wenig Spuren einer Gegenaktion entdecken; und ich bin der Meinung, daß von Neurath ein sehr anpassungsfähiger, intelligenter, geschmeidiger Mann war, der sich an seine Karriere klammerte und seine Haltung wechselte, wenn seine Vorgesetzten wechselten. Jetzt machte er eben verzweifelte Anstrengungen, sich aus der mißlichen Lage herauszuarbeiten, in welche ihn seine Tätigkeit im Dienste der Nazis gebracht hatte.

Er spielte die Rolle des loyalen Deutschen, der sein Land im Ausland vertritt, unbekümmert darum, welche Regierung an der Macht ist. Die einzige Begründung, die er dafür hatte, durch seine aktive Mitarbeit im Dritten Reich die Moralbegriffe des zwanzigsten Jahrhunderts mit Füßen getreten zu haben, war die Behauptung, gegen die Nazis gearbeitet zu haben.

Mit seinen 73 Jahren, und noch über seine Jahre hinaus gealtert, wird Neurath nie wieder ein freier Mann sein. In einem gewissen Sinn kann man sagen, daß der kultivierte alte Diplomat mit den tadellosen Manieren ein Leben in Sklaverei geführt hat, indem er das, was die Freiheit des Menschen ausmacht – Gesinnung und Überzeugung – der Karriere im Außenamt opferte, ohne zu fragen, wer über ihn herrschte.

Franz von Papen war ein ganz anderer Typus. Während er als junger Gentleman die gewichtigen Probleme der Fuchsjagd in England studierte, eignete er sich seine Lord-Allüren an, einschließlich des Akzentes. Er diente ursprünglich in der Kavallerie, aber im Jahre 1910 wurde er dem Generalstab zugeteilt und 1913 zum Militärattaché bei der Deutschen Botschaft in den Vereinigten Staaten ernannt.

Seine erfolgreiche Spionage- und Sabotagetätigkeit in Washington während des ersten Weltkrieges ist bekannt. Nach dem Krieg kehrte er auf sein Rittergut in Westfalen zu-

rück. Aus Sympathie und Neigung für die Weimarer Republik wandte er sich wieder der Politik zu und begann diesmal von unten. Er wurde Bürgermeister und ließ sich in den preußischen Landtag wählen; schließlich beauftragte ihn Hindenburg mit der Bildung einer Regierung und machte ihn im Jahre 1932 zum Reichskanzler. In dieser Schlüsselstellung konnte er die meisterhaften Schachzüge Hitlers genau beobachten; um nicht ausgebootet zu werden und wieder beim Bürgermeister beginnen zu müssen, unterstützte er Hitlers Griff nach der Reichskanzlerschaft.

Papen sagte mir mit großem Nachdruck, daß er zu jener Zeit sehr gegen Hitler eingestellt war – was ich verständlich finde, denn Hitler war damals im Begriff, ihn von der höchsten Stelle in Deutschland zu verdrängen. Papen jedoch (ein viel schlauerer Kerl als Neurath) erkannte die Möglichkeiten dieser aufstrebenden Partei. Obwohl er viel zu verlieren hatte, zog er den Sperling in der Hand der Taube auf dem Dache vor. Die Entschuldigung, die so viele andere mit so geringer Wirkung vorbrachten – «nur damit jemand da sei, der Hitlers maßlosen Plänen einen Zügel anlegen könne» – brachte ihm einen völligen Freispruch in Nürnberg ein.

Papen gelang es so gut, Hitler von seiner Begeisterung für den Nationalsozialismus zu überzeugen, daß er den Posten eines Vizekanzlers ergattern konnte. Da er aber seine Neigung zum Konspirieren nicht zu unterdrücken vermochte, wurde er von Hitler beschuldigt, gegen ihn zu wühlen. Bei der großen Säuberung im Jahre 1934 ging es ihm fast an den Kragen, aber schließlich kam er mit der offiziellen Demission davon.

Obwohl Hitler einmal offenkundig beschlossen hatte, ihn zu liquidieren und ihn dann in aller Form entließ, fühlte sich Papen doch verpflichtet, «die Entwicklung der Partei zu fördern». Und so nahm er – einige Wochen später – Hitlers

Antrag an, als Botschafter nach Wien zu gehen. Offenkundig war er nicht allzu eifrig dabei, «die nationalsozialistische Tätigkeit einzuschränken», wie Hitler es der österreichischen Regierung versprochen hatte; denn während Papen in Österreich amtierte, blühte dort der Nationalsozialismus.

Wie die Geschichte vermeldet, und wie er selbst im Gefängnis zugab, arbeitete Papen in Wien mit Macht für die Nazis, um den *Anschluß* zuwege zu bringen. Vier Jahre lang war er mit diesem Plan beschäftigt, bevor er im Jahre 1938 zurückberufen wurde.

Er gab mir gegenüber offen sein Bedauern darüber zu, vier Jahre an diesen Plan einer unblutigen Einverleibung Österreichs in das Reich gewandt zu haben. Hitler scheint ungeduldig geworden zu sein und ließ die Aktion durch Seyß-Inquart weiterführen; der Anschluß wurde gleich im nächsten Monat vollzogen. Papen gab vor, über die Methode des Ultimatums und der Gewaltandrohung sehr empört gewesen zu sein. Seine Idee war es gewesen, das Land durch unterirdische Arbeit und friedliche Durchdringung zu gewinnen. Hitlers Idee war sehr einfach: es nehmen.

Von Papen versuchte sehr aufrichtig, mich davon zu überzeugen, daß diese Unterstützung der österreichischen Nationalsozialistischen Partei, welche die österreichische Regierung stürzen sollte, dem gesamten Deutschtum – und damit der Welt – einen gewaltigen Dienst erwiesen hätte. Er machte sich naiverweise erbötig, die Akten über diese Verschwörung als Beweis dafür vorzulegen, daß es sein ständiger Wunsch gewesen war, Hitlers aggressiven Methoden entgegenzuarbeiten.

Papen hatte bei seiner nächsten Mission mehr Glück, nämlich in der Türkei, wohin er geschickt wurde, um die Einkreisung Deutschlands zu verhüten. Er war dort, als Hitler in Polen einmarschierte. Er sagte mir: «Als der Krieg aus-

brach, entgegen allen meinen Hoffnungen und Bemühungen, beschloß ich, in der Türkei zu bleiben. Durch meine Tätigkeit habe ich bewirkt, daß die Türkei nicht in den Krieg hineingezogen wurde.»

Er war ganz stolz auf diesen Erfolg und sprach sehr lebhaft darüber. Seine These lautete: «Wenn die Türkei auf der Seite der Alliierten in den Krieg eingetreten wäre, hätten Millionen von Türken ihr Leben verloren. Ich persönlich habe ihnen das Leben gerettet; und wenn mein Erfolg, die Türkei von einem Bündnis mit den anderen Mächten abzuhalten, für die Alliierten auch ungünstig gewesen sein mag, betrachte ich es doch als einen Akt der Menschlichkeit, die Türkei vor den Zerstörungen und den Opfern eines offenen Krieges bewahrt zu haben.»

Tatsache ist, daß Papen sich selbst in den Glauben an seine eigenen Argumente hineinredete und sich in guten Treuen eher für einen Retter vieler Menschenleben hielt als für das Mitglied einer Partei, deren Ziele ziemlich das Gegenteil davon bedeuteten.

Von Papen ist intelligent, ausgeglichen und läßt sich nicht durch Gefühle leiten. Mit kluger Berechnung hatte er sich nach dem ersten Weltkrieg von der Politik zurückgezogen. Sein neuer Start war gut ausgedacht und erfolgreich. Obwohl er den Reichskanzlerposten nur erwarb, um von Hitler gleich wieder beiseite geschoben zu werden, gab er nicht auf, sondern suchte eine Möglichkeit, seine Karriere im Dienste des Dritten Reiches fortzusetzen, wenn auch mit verminderten Machtbefugnissen.

Er hatte weder Skrupel, sich zur Erreichung seiner eigenen Ziele Hitler anzuschließen, noch, wenn die Verhältnisse sich änderten, den Herrn zu wechseln. Aber sein Doppelspiel brachte Papen nie die Macht ein, nach der er strebte. Immerhin, es brachte ihm Geld und Ruhm innerhalb seines

eigenen Landes – Dinge, die er hoch einschätzte. Er gibt es selbst zu, daß es ihm an innerer Ehrlichkeit fehlt und daß er sich dem einen Herrn so gut verschrieb wie dem anderen, vorausgesetzt, daß es ihm nützte.

Von Papens Haltung ist völlig vernunftbedingt, und der Grund seines Charakters muß als vollkommen normal angesehen werden, mit der einen Ausnahme, daß es ihm nicht möglich ist, weder in Wort noch in Tat, seine eigenen Moralgesetze einzuhalten.

DIE BEWAFFNETEN

Hitler wußte von Anfang an, daß er weder Deutschland noch die Welt mit einfachen Kaufmannsmethoden beherrschen konnte. Dem Verkäufer mit der geschmeidigen Zunge muß ein finsterblickender Bewaffneter den Rücken decken. Die SA, die Gestapo und die deutsche Wehrmacht wurden der Reihe nach ausgebaut, in dem Maße, in dem Hitlers wachsende Erfolge und Begehrlichkeiten sie notwendig machten. Ihr Einsatz ergab einen glatten Profit, bis Hitler, als er am 1. September 1939 in Polen einfiel, den Bogen überspannte.

Der ursprüngliche Zweck der SA war gewesen, Konkurrenzparteien einzuschüchtern und, wenn nötig, die Macht durch einen Putsch zu erobern. Zu diesem letzteren Zwecke wurde sie nie verwendet, obwohl die bloße Tatsache ihres Bestehens es Hitler erleichterte, mit legalen Mitteln zur Macht zu gelangen und das Gesetz außer Kraft zu setzen.

Die Gestapo, als geheime Polizeiorganisation, war buchstäblich von Anfang an mit allen Deutschen im Kampfe. Nachdem sie jede Revolte zuhause im Keime erstickt hatte, wurde ihr die Aufgabe zuteil, während des Krieges jeden Auflehnungswillen der nicht-deutschen Bevölkerung innerhalb Großdeutschlands zu brechen, als die ersten militärischen Erfolge dessen Grenzen immer weitertrugen. Ihre Aufgaben

drängten sie ihrer Natur nach unvermeidlich auf den Weg brutalster Grausamkeit.

Die bewaffnete Macht andererseits, obwohl nicht unmittelbar an den Greueltaten beteiligt, war unentrinnbar verantwortlich für die Pläne zu Hitlers Angriffskriegen. Die Chefs des Deutschen Generalstabes und des Oberkommandos, zwei Kommandanten der Deutschen Flotte und der Chef der Geheimpolizei standen sämtlich vor dem Nürnberger Gericht. Einzig die Befehlshaber zur See entgingen dem Todesurteil.

Hitler wollte von Anfang an, daß er weiter Deutschland nach der Welt mit eisernen Knütteln unterwerfen sollte. Schon konnte man die ersten Schritte der gewalttätigen Eroberung sehen. Die SA, die Gestapo und die deutsche Wehrmacht wurden der Rolle nach zugeordnet, in dem Maße, in dem Hitler westliche Erfolge und Begünstigungen zu notwendig machte. Im Herbst 1939, als Hitler, der im September 1939 in Polen einfiel, den Bogen über

Den europäischen Zweck der SA war gewesen, Konkrete Kampfergebnisse einzufordern und wenn nötig, die Macht durch einen Putsch zu übernehmen. In diesem letzten Zweck wurde sie nie verwirklicht, obwohl die bloße Tatsache ihrer Existenz ein Hindernis für die letzten Schritte zur Macht zu bringen und das Gesetz außer Kraft zu setzen.

Die Gestapo, als deutsche Polizeibehörde, war hauptsächlich von Anfang an mit allen Deutschen im Kampfe. Nachdem sie jede Revolte während im Jahre 1933 unterdrückt hatte, wurde für die Aufgabe gestellt, während des Krieges jeden Aufstandswillen der nicht-deutschen Bevölkerung zu unterdrücken. Die Gestapo wurde zu diesem Zweck als die erste militärische Einheit eingesetzt. Ihre Aufgaben

ALFRED JODL

WILHELM KEITEL

Von den zwei Heerführern ist Jodl, Chef des Generalstabs, der Interessantere. Er wurde in Würzburg, in Unterfranken, geboren; seine Familie ist bayrischer Abstammung. Sein Vater gehörte einer alten Münchner Familie an. Einmal, als er in mitteilbarer Laune war, sagte er mir: «Sie können diesen Familiennamen dort noch finden. Er bedeutet ‚Stierkalb‘.» Wie reserviert Jodl zu sein pflegte, mag man daraus ersehen, daß eine solche Äußerung schon den Gipfel der Intimität bedeutete. Der kleine Mann mit seiner rotgeäderten mächtigen Nase war mit einem preußischen Eispanzer umgeben.

Jodl war in Bayern in die Schule gegangen und bereitete sich, der Familientradition folgend, für die militärische Laufbahn vor. Seine erste Frau war die Tochter eines Obersten im Ruhestand von französischer Abstammung, dessen Familie in den Zeiten der Französischen Revolution nach Deutschland gekommen war. Jodl diente im ersten Weltkrieg bei der Artillerie und beim Generalstab. Im Jahre 1914 wurde er am rechten Bein verwundet, kam aber ohne dauernde Schädigung davon.

Jodl avancierte programmgemäß, bis knapp vor Kriegsbeginn Hitler auf ihn aufmerksam wurde. Bei Kriegsende hatte er niemanden über sich außer Keitel. Seine Frau starb

während des Krieges an Lungenentzündung, und bald darauf heiratete Jodl zum zweiten Mal. Seine zweite Frau, eine geborene Louise von Bender, eine hochgewachsene, blonde, ziemlich reizlose Person, war mit der Familie seit 1934 eng befreundet gewesen und hatte die erste Frau Jodls während ihrer letzten Krankheit gepflegt.

Diese zweite Ehe scheint eine innige späte Liebe gewesen zu sein. Als ich eine Bemerkung darüber machte, daß er so bald nach dem Tod seiner ersten Frau geheiratet hatte, trat ein weicher Zug in Jodls hartes Gesicht, und er errötete. Dann sagte er kurz: «Unsere Hochzeit war im März 1944. Sie wissen, daß damals die Zukunft sehr dunkel war. Wir heirateten, um wenigstens noch eine kurze Zeit beisammen zu sein.»

Die zweite Frau Jodls ist eine höchst energische Persönlichkeit und griff bei der Verteidigung ihres Mannes sehr aktiv ein. Sie war auch sehr begierig, zu seinen Gunsten als Zeugin aussagen zu dürfen. Daß es nicht dazu kam, ist sehr bezeichnend für die überaus saubere Gesinnung des Generalobersten Jodl. Als er vom Antrag seines Anwalts vernahm, seine Frau als Zeugin über seinen Charakter und über seine vollkommene Schuldlosigkeit, ja seine Unkenntnis der Greuelthaten zu vernehmen, konnte ich sehen, daß er gerührt war. Aber nur den Bruchteil einer Sekunde. Seine Antwort kam blitzschnell und offenkundig vollkommen aufrichtig: «Nein. Ganz gewiß nicht. Eine deutsche Frau erscheint nicht in der Öffentlichkeit.»

Selbst wenn er sicher gewußt hätte, daß die Gegenwart seiner Frau auf der Zeugenbank sein Leben retten würde, bin ich überzeugt, daß die Reaktion dieses Mannes, der so vollkommen die deutsche Tradition verkörperte, nicht anders ausgefallen wäre.

Jodls ganze Haltung zeigte kalte Gleichgültigkeit gegenüber der Verurteilung, gepaart mit regem Eifer bei der Vorbereitung seiner Verteidigung. Er war der Gefangene, mit

dem es am schwersten war, ins Gespräch zu kommen. Seine Reserve, die ihn wie ein Panzer umgab, hätte dem steifsten preußischen Offizier Ehre gemacht. Durch viele Tage hindurch bestanden unsere Interviews im Wechsel weniger Worte, meist einsilbige Antworten auf Fragen, die ich ihm stellte. Während ich ihn ausfragte, stand er mir in korrekter Haltung gegenüber. Später schlug er die Hacken zusammen, wenn ich in seine Zelle trat.

Mit der Zeit gab er um einen Grad nach, und wir hatten eine Anzahl verhältnismäßig freundlicher Unterredungen. Er war durch das Urteil überrascht und hielt seinen Standpunkt aufrecht, daß er als Soldat nur die Pflicht hatte, Befehle auszuführen. Aber er schwor, von den Greueltaten nichts gewußt zu haben und konnte nicht verstehen, daß so etwas möglich war. «Die Männer, die solches getan haben, müssen Bestien gewesen sein und nicht wirkliche Deutsche», sagte er.

In seiner Verteidigung wollte Jodl es nicht wahrhaben, daß er in der Lage gewesen wäre, auf Hitler einen Einfluß auszuüben, wenn er gewollt hätte. Aber er war ein ungewöhnlich ehrgeiziger Mann und scheint nie etwas getan zu haben, was seine Beziehungen zur nationalsozialistischen Partei hätte trüben können. Seine wortkarge, reservierte Art und seine hohe Intelligenz sowie Organisationsgabe waren darüber hinaus Eigenschaften, die ihn Hitler wertvoll machten.

Wilhelm Keitel war, zum Unterschied von Jodl, von preußischer Geburt und Erziehung und der typische preußische General. Keitel hatte den Schulunterricht bei Privatlehrern genommen. Sein Vater, Sohn einer alten hannoveranischen Gutsbesitzerfamilie, war wohlhabend gewesen. Seine Vorfahren waren auf mehr als hundert Jahre zurück preußische Militärs und führende Landwirte.

Keitel heiratete im Jahre 1904 und hatte fünf Kinder. Eine

Tochter starb an Tuberkulose, und ein Sohn fiel an der russischen Front. Wo seine anderen Söhne sich zur Zeit aufhielten, wußte er nicht.

Keitel war ein preußischer Junker, hochintelligent, reichte aber nicht an Jodls vielseitige Fähigkeiten heran. Er war viel impulsiver als Jodl und deshalb viel leichter zum Sprechen zu bringen. Er kannte, daß ihm das Schicksal des deutschen Volkes am Herzen lag, blieb aber dabei, daß er als Befehlshaber der Deutschen Armee selbstverständlich nur für die militärischen Aktionen des Reiches verantwortlich war.

Obwohl Keitel im ersten Weltkrieg beim Generalstab gedient hatte, war er verhältnismäßig langsam avanciert, bevor die Nationalsozialisten an die Macht kamen. Er war der erste Mann in der Deutschen Armee, seit Hitler von Blomberg und von Fritsch im Jahre 1938 entlassen hatte.

Keitel war zweifellos der ideale Helfer Hitlers; sein bedingungsloser Gehorsam kannte keine Grenzen. Für ihn gab es einfach keinen Widerspruch gegen eine Verfügung des Obersten Kriegsherrn. Wenn ich ihn fragte, wie Offiziere und Kavaliere die schimpflichen Befehle Hitlers ausführen konnten, antwortete er immer wieder: «Wir können nur Befehle empfangen und gehorchen. Es ist schwer für einen Amerikaner, den Kodex preußischer Disziplin zu verstehen.»

Im Gefängnis gab er sich große Mühe, den nicht-preußischen Kodex zu verstehen; und als der Prozeß zu Ende ging, sagte er in offener Gerichtsverhandlung: «Ich konnte nicht begreifen, daß der Erfüllung der Soldatenpflicht eine Grenze gesetzt sein könnte.»

Keitel versuchte den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, ebenso wie Jodl es versuchte (und mit ebenso wenig Erfolg), aber was ihm in Wahrheit mehr am Herzen lag als sein Leben, war die Ehre der Heerführer. Er gestand mir, daß die Verbrechen und Greueltaten, die ihnen zugeschrieben wurden,

einen unaustilgbaren Schandfleck bedeuten würden. Er wurde sehr sentimental, wenn von der Ehre Deutschlands die Rede war. Ich bin sicher, daß er den Selbstmord dem Strang vorgezogen hätte. Keitel war bei Interviews nicht zurückhaltend. Er war sehr beeindruckt durch unsere Tests, und die amerikanischen Verfahren imponierten ihm offenkundig mehr als das, was er den «öden Unsinn» der deutschen Heerespsychologen nannte. Er konnte es nicht verwinden, daß diese letzteren sogar «seinen Sohn auf Grund eines Tests für Offiziersanwärter hatten fallen lassen – und dies wegen irgend einer blöden Geschichte in einem verdunkelten Raum und einer Stimmprüfung – mit der Begründung, daß seine Stimme von einer Zuhörerschaft nicht gehört würde, die gar nicht da war!» Als Beweis dafür, für wie unsinnig Keitel die Tätigkeit der Psychologen hielt, schaffte er sie später in der Deutschen Armee ab.

Keitel war loyal, nicht nur seiner Familie gegenüber, sondern auch zu Hitler. Er war begeistert von den militärischen Qualitäten des Führers und sah in ihm nichts weniger als ein Genie. Hitler, daran hielt Keitel fest, wäre besonders auf dem Gebiet der Strategie hervorragend gewesen, viel mehr als Goering und von Ribbentrop. Und viel mehr auch als er, Keitel selbst, und Jodl.

Keitel schrieb die Greueltaten der SS zu und erblickte das Unglück des Heeres in seiner Abhängigkeit von dem fanatischen Elitekorps, welches Hitler neben und außerhalb der regulären Heeresorganisation aufgestellt hatte. Er blieb dabei, daß er persönlich von den Greueltaten nichts gewußt hatte und daß er, wenn er davon erfahren hätte, nicht in der Partei geblieben wäre. Hitler hätte, behauptete er, ihm nur das zur Kenntnis gebracht, was sich unmittelbar auf die Vorbereitung militärischer Aktionen bezog.

Jedenfalls, angesichts des Schicksals von Blombergs und

Fritschs sowie anderer Generäle, die sich gegen Hitler gestellt hatten, scheint Keitel nie den Mut gehabt zu haben, etwas anderes zu sein als ein Jasager. Indirekt gab er einmal zu, daß sein völliger Verzicht auf Opposition dem Wunsche entsprang, keinen schwarzen Punkt zu bekommen, nicht einmal für versuchte Unfolgsamkeit. Hitlers Methode war es nämlich, zu jeder Konferenz einen Sekretär mitzubringen, der einen stenographischen Bericht aufnahm, und Keitel beklagte sich, daß dies «jede freie Meinungsäußerung unmöglich machte».

Keitel war wohl ebenso intelligent wie Jodl, aber er hatte nicht dessen Talent für militärische Pläne. Alles in allem könnte es scheinen, daß Keitel der Frontgeneral war, der auch mit Hitler auszukommen hatte, während Jodl die eigentliche Arbeit verrichtete.

Im Gefängnis waren beide Offiziere peinlich sauber und hielten ihre Zellen in vollkommener Ordnung. Sie waren die einzigen, die sich je über ungenügendes Reinigungsmaterial beschwerten – zweifellos eine Erinnerung an den spartanischen Drill des preußischen Militarismus.

KARL DÖNITZ

ERICH RAEDER

Von den zwei Flottenkommandanten, die zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden, ist Dönitz offenkundig der bedeutendere. Dönitz verbrachte sein ganzes Leben an der Nordsee oder in ihrer Nähe. Er kam 1910 zur Marine und wurde im ersten Weltkrieg von den Briten gefangengenommen. In England simulierte er Geistesgestörtheit, aber ohne Erfolg. Mir erklärte er: «In solchen Dingen war ich ein Kind. Ich wußte nichts von Geistesgestörtheit und wie sie zu simulieren. Zwei Kameraden und ich meinten, es könnte uns bei unseren Fluchtversuchen nützen, wenn man uns als verrückt ansah. Wir beschlossen, U-Boote zu mimen. Wir gingen herum, mit eingezogenem Kopf, machten Bzzzz, Bzzzz, und behaupteten, U-Boote zu sein. Die englischen Ärzte waren zu geschickt für uns. Wir erreichten nichts. Einzelhaft kurierte unseren ‚Geisteszustand‘ im Handumdrehen.»

Als Dönitz im Jahre 1919 nach Hause geschickt wurde, setzte er seine Karriere bei der Marine fort. Er wurde Kommandant einer Zerstörerflottille, dann eines Kreuzers und schließlich Oberbefehlshaber der U-Boot-Waffe. In dieser Stellung verbrachte er die meiste Zeit zur See und hatte offenkundig, auch während des Krieges, mit der deutschen Politik wenig zu tun, bis ihn Hitler im Jahre 1943 als Nachfolger

Raeders zum Oberkommandierenden der Deutschen Flotte ernannte.

Dönitz war hochintelligent und sehr gut informiert. Auch persönlich war er liebenswürdig und besaß viel Sinn für Humor. Er lehnte konsequent jede Verantwortung als Kriegsverbrecher ab und erklärte, einfach als Marineoffizier gehandelt und nur oberflächliche Beziehungen zum Nationalsozialismus gehabt zu haben. Es steht jedenfalls außer Zweifel, daß er ein aufrichtiger Verehrer Hitlers gewesen ist. Es ist aber ebenso außer Zweifel, daß er über die Enthüllungen von Hitlers brutalen Methoden ehrlich entsetzt war.

Wenn Hitler mit einfachen, unkomplizierten Männern zu tun hatte, wie mit Dönitz, konnte er mit wunderbarer Geschicklichkeit die Rolle des geraden Michels spielen, der an nichts anderes dachte als an Marineangelegenheiten. Dönitz war von Hitlers brillanter Organisationsgabe, seinem überlegenen Gedächtnis und seinen Kenntnissen in Marinefragen tief beeindruckt.

Ein Teil dieser heftigen Bewunderung für Hitler ist wahrscheinlich der Tatsache zuzuschreiben, daß es Hitler war, der die Deutsche Flotte, Dönitz' große Liebe, wieder aufgebaut hat und daß Deutschland durch ihn aufs neue zur Weltmacht wurde. Sicher ist, daß Hitler Dönitz' Treue hoch einschätzte und auf ihn zählte, als er mit Raeder über den Wert von Großkampfschiffen in Streit geriet. Hitler betrachtete Schlachtschiffe als veraltet. Raeder behauptete das Gegenteil. Als Dönitz an die Stelle Raeders berufen wurde, enttäuschte er Hitler dadurch, daß er Raeders Standpunkt in der Frage der großen Schlachtschiffe aufrechterhielt.

Dönitz hatte in den wenigen Jahren, in denen er an der Spitze der Seemacht stand, nur gelegentliche Zusammenkünfte mit Hitler, und er war scheinbar der ehrlichen Überzeugung, daß Hitler ein aufrichtiger, offener Charakter war. Im Ge-

fängnis erfuhr er mehr über Hitler; zuguterletzt schloß er, daß seine Einsetzung zu Hitlers Nachfolge der Tatsache zuzuschreiben war, daß alle anderen in Betracht kommenden Nachfolger tot oder in Ungnade waren, und daß er der einzige ehrliche Mann war, der noch in Deutschland übriggeblieben war.

Daran war viel Wahres: Dönitz war der einzige Führer, vor dem die Luftwaffe, das Heer und die Flotte Achtung hatten. Meine Untersuchungen bestätigten, daß Dönitz recht hatte, wenn er mir sagte: «Alles in allem war ich der einzige noch lebende Führer, der nicht unter Arrest oder zum Tode verurteilt war. Die Heerführer hatten allerdings noch ihre Kommandos inne, aber weder die Flotte noch die Luftwaffe hätten ihnen irgendwelche Beachtung geschenkt. Infolgedessen nahm man mich, einfach, weil man annahm, daß ich noch am ehesten den Frieden würde schließen können. Das tat ich auch so schnell ich konnte; und nun wollen mich die Amerikaner als Hitlers Nachfolger hängen. Das scheint mir eine Kostprobe von Yankee-Humor zu sein.»

Dönitz kam im Nürnberger Gefängnis ganz gut zurecht, nur durch seinen Sinn für Humor. Über alles konnte er Spaß machen – die Stehklosette, die K-Rationen und manche gestörte Nacht. Allerdings, der Humor verging ihm nach den Filmvorführungen und Zeugenaussagen über die Nazi-gruel. Er schien ehrlich erschüttert darüber, daß solche Mordtaten, wie sie im Film gezeigt wurden, wirklich vollbracht worden waren.

Zu Beginn des Prozesses war Dönitz völlig überzeugt, daß das Gericht ihn niemals verurteilen würde, aber im weiteren Verlauf verlor er die Hoffnung. Höchst interessant war für mich, zu beobachten, wie seine Haltung seinem früheren Ideal, Adolf Hitler, gegenüber sich veränderte. Anlässlich einer meiner letzten Gespräche mit ihm machte er die zynische Bemerkung: «Alles was ich sagen kann, ist, daß Hitlers Charak-

ter zwei Seiten gehabt haben muß, und daß er klug genug war, die andere Seite vor anständigen Leuten zu verbergen.»

Dönitz fügte sich gut in das Gefängnisleben und verwandte viel Zeit darauf, sein Englisch zu verbessern, indem er sowohl Prosa als auch Poesie las. Er war von scharfem Verstand, entschieden über dem Durchschnitt, und hatte dazu eine konstruktive Phantasie und schöpferische Fähigkeiten.

Zum Schluß hatte er die Überzeugung gewonnen, daß das deutsche Volk von Hitler zugrunde gerichtet worden war; eine Zeitlang hegte er sogar die schwache Hoffnung, freigesprochen zu werden, um irgendeine Rolle bei Deutschlands Wiederaufrichtung zu spielen. Mehr Gentleman und gewandter als die meisten anderen Gefangenen, verließ er sich auf seine Klugheit und Schlagfertigkeit, mit der er einer Situation besser gewachsen war als die anderen Militärs mit ihrem kalten Formalismus.

Dönitz' Theorie, daß man gegen ihn keine Anklage erheben hätte, wenn nicht der Zwischenfall mit der Nachfolge Hitlers gewesen wäre, war offenkundig falsch. Als Befehlshaber der Flotte hätte er auch sonst einen Platz am Trockendock gehabt, wie sein Vorgänger, Großadmiral Erich Raeder, sich ausdrückte.

Raaders Familienleben war spartanisch und freudlos. Als Knabe beschloß er, sich auf die Laufbahn eines Militärarztes vorzubereiten, gab diesen Plan aber auf und ließ sich als Seekadett anwerben.

Raeder brüstete sich mit seiner körperlichen und seelischen Härte, die er früher Übung zuschrieb. «Als Kadett», sagte er einmal, «bemerkte ich, wie ich mich zu innerer Festigkeit entwickelte, und ich wurde hart, auch gegen mich selbst.»

Als junger Seeoffizier hatte Raeder etliche Schriften über Marinefragen veröffentlicht; während des ersten Weltkrieges

diente er als Kommandant eines leichten Kreuzers. Außerdem hatte er die Stellung eines Stabschefs der Aufklärungskräfte inne. Im Jahre 1929 wurde er Admiral und 1935 Befehlshaber der Flotte.

Raeder hatte im Anfang wenig Verbindung mit der nationalsozialistischen Partei. Als jedoch Hitler im Jahre 1933 zur Macht kam, freundeten sie sich an; Hitler gewann Raeder durch die Idee einer starken Seemacht und besonders der Taschenkreuzer.

Persönlich ist Raeder ein schweigsamer kleiner Mann, kalt und hart, der nicht viele Worte macht. Seine Intelligenz ist guter Durchschnitt und reicht lange nicht an die brillanten Fähigkeiten von Dönitz heran. Er ist umständlich und geistesabwesend; bei Interviews verschanzte er sich hinter einem Wall von Förmlichkeit und Kälte und vermied intimere Konversationen, obwohl er auf direkte Fragen bereitwillig Antwort gab.

Keiner der Seeoffiziere entspricht dem klassischen preußischen Modell, das durch die Heerführer verkörpert wird. Sowohl Dönitz wie Raeder sind typische Marinekommandanten, bewandert in ihrem Spezialfach und die Politik ursprünglich nur als eine Methode betrachtend, ihren eigenen Dienstzweig zu entwickeln.

Raeder jedenfalls war in viel vertrauterer Beziehung zu Hitler als Dönitz. Ich zweifle nicht daran, daß Raeder sich in die Politik nur einließ, um die Flotte – und seine Stellung – aufzubauen, während Dönitz viel stärker an die nationalsozialistischen Grundsätze glaubte. Raeder verfolgte seine Pläne und gedachte Hitler *für* die Flotte zu gebrauchen; Dönitz war ein Jünger, der Hitler *mit* der Flotte zu dienen wünschte.

ERNST KALTENBRUNNER

Nachdem die Tschechen den Henker Heydrich beseitigt hatten, ersetzte ihn Ernst Kaltenbrunner als Hitlers Scherge und Chef der Gestapo. Er war einer der wenigen Nazibonzen, die den ersten Weltkrieg nicht mitgemacht hatten. Er war erst fünfzehn Jahre alt, als der Waffenstillstand geschlossen wurde.

Als armer Student brachte er sich mit Gelegenheitsarbeiten durch; er studierte ohne rechten Plan, bis er auf Drängen seines Vaters im Jahr 1926 das Doktorat der Rechte erwarb.

Als Anwalt war Kaltenbrunner nicht hervorragend. Eine verlorene Seele einer verlorenen Generation wandte er sich 1928 der Politik zu und wurde schließlich Unterstaatssekretär in der österreichischen Regierung.

Obwohl Kaltenbrunner zur illegalen österreichischen Nazi-partei Beziehungen hatte, trat er ihr nicht vor 1933 bei, als Hitler in Deutschland die Macht ergriff; und erst 1938, als die Partei in Österreich legalisiert wurde, bekannte er sich offen als Nationalsozialist. Dieses bezeichnende Benehmen offenbart ihn in seiner ganzen Feigheit, denn der große, klotzige, finsterblickende Mörder war in Wirklichkeit ein angstschlotternder Hasenfuß. Ein Riesenkerl, an die zwei Meter lang, von mächtigem Knochenbau und grobem, narbigem Gesicht, war er der typische Rohling, hart und anmaßend, solange er die Macht hatte, und nach der Niederlage eine Memme, die nicht einmal das Gefängnisleben ertragen konnte.

Knapp vor Beginn des Prozesses, nach etwa sechs Monaten Gefängnis, zeigten sich bei Kaltenbrunner schwere Depressionen. Ich besuchte ihn oft in seiner Zelle. Jedesmal brach er zusammen und weinte. Er hatte Angst und suchte Trost. Er fürchtete, ungerecht behandelt zu werden. Er war wie ein weinerlicher Junge, der sich einbildet, von allen verfolgt zu werden. Alle Härte war geschmolzen. Aus dem mitleidlosen Henker war ein schlotterndes, weinerliches Individuum geworden, das sich vor dem nächsten Tag fürchtete.

Am 17. November 1945 erlitt Kaltenbrunner plötzlich eine Gehirnblutung. Eines der winzigen Blutgefäße in der Hirnhaut war geplatzt. Dies führt nicht zu einem Schlaganfall oder einer Lähmung, da das Blut sich nicht in das Gehirn ergießt, sondern in das Rückenmark und die Hirnflüssigkeit eintritt.

Die Krankheit kann auch tödlich ausgehen, aber bei Kaltenbrunner zeigten sich nur Kopfschmerzen und Gleichgewichtsstörungen. Er kam für längere Zeit ins Spital, konnte aber schließlich wieder vor Gericht erscheinen. Nach einigen Tagen erlitt er eine neuerliche Blutung, die wieder Spitalpflege erforderte. Diese Blutungen treten plötzlich auf und können weder vorausgesehen noch verhütet werden. Es ist immerhin möglich, daß die Prozeßangst und die ständige Spannung und Aufregung erhöhten Blutdruck verursachten und mit ein Grund für seine Erkrankung waren.

Vor Gericht hielt sich Kaltenbrunner für seine Verhältnisse gut und benahm sich so ruhig er konnte. Für den Psychologen war er ein ziemlich primitiver Fall – roh und rücksichtslos, wenn er oben war, und um Gnade winselnd, wenn sich das Blatt gewendet hatte.

Sogar die Narben, die sein grobes Gesicht durchzogen, waren nicht Merkmale persönlichen Mutes. Sie stammten nicht von Messuren, wie man allgemein annahm, sondern

er war ganz prosaisch bei einem Autounfall mit dem Gesicht in die Windscheibe gefallen.

Viel interessanter als der «Ausländer» Kaltenbrunner, war sein Chef, Heinrich Himmler, der sadistische Schulmeister, der Kaltenbrunner die Technik des Terrors und die höhere Kunst des Folterns gelehrt hatte. Himmler, der bei seiner Verhaftung durch die Engländer Mut und Geschick genug gehabt hatte, Selbstmord zu begehen, war ein Mann von unbezähmbarem Ehrgeiz. Hinter seiner spitzen Schulmeisterstirn verbargen sich Machthunger und Menschenverachtung. Die Ideale, um derentwillen er der Partei beitrug, hießen: politischer Aufstieg für Heinrich Himmler.

Himmler war der typische Halbgebildete, der von sehr viel sehr wenig verstand. Er bildete sich ein, ein großer Sachverständiger in Rassenproblemen zu sein, und er war es, der die Theorie der Umsiedlung ganzer Bevölkerungen entwickelte. Er grub in ein paar Hünengräbern herum und fand einige Pfeilspitzen, die er wie Schätze aufbewahrte. Schirach erzählte mir, daß er diese Andenken stets mit sich herumtrug, sie bei jeder Gelegenheit voll Stolz zeigte und den großen Archäologen spielte.

Auch für einen Anthropologen hielt er sich und übernahm gläubig die Rassentheorien Rosenbergs, ohne sie zu verdauen. Er verfügte, daß niemand vollberechtigtes Mitglied seiner SS werden durfte, wenn er nicht seine arischen Vorfahren bis zum Jahr 1800 zurückverfolgen konnte. Offiziere mußten noch weitere fünfzig Jahre in die Vergangenheit zurücksteigen.

Himmler erließ Befehle für alle eroberten Gaue, darin er seine Mannen anwies, deutschen Landen deutsches Blut zurück zu erwerben. Dieses war durch blondes Haar und blaue Augen zu erweisen. Der Befehl bezog sich nur auf Kinder. So wurde zum Beispiel in der Ukraine ein Erlaß veröffent-

licht, daß allen blauäugigen, blonden Kindern – die ja offenkundig deutscher Abstammung waren – ausreichende Rationen zuzubilligen seien, um sie am Leben zu erhalten, damit sie später ins Reich zurückkehrten. Alle anderen Kinder, die ebenso offenkundig nicht deutscher Abstammung waren, durften sterben.

Es bedarf keiner gelehrten Monographie, um festzustellen, daß Himmler so gut wie nichts über die Probleme der Massenwanderung wußte, wahrscheinlich nichts über Archäologie und ganz gewiß nichts über Vererbungslehre. Was er aber wußte – und gut wußte – war, wie man Macht erlangt, festhält und mißbraucht. Er war wahrscheinlich für mehr Mißbräuche der Polizeigewalt verantwortlich, als man je geahnt hat.

Was sein Gefühlsleben anbelangt, scheint Himmler ein verschlossener Mensch gewesen zu sein, der nach außen hin den Anschein von Anspruchslosigkeit zu wahren wußte. Aber das war nur äußerlich. Denn Himmlers Privatleben war das Äußerste an Verstellung und Verlogenheit. In Bezug auf seine Ehe von einem Doppelleben zu sprechen, wäre zu wenig. Schirach, Kaltenbrunner und andere versicherten mir, daß dieser kurzsichtige Mann, der wie ein unreifer Bursche aussah, neben seiner Frau nicht weniger als vier oder fünf Maitressen standesgemäß aushielt.

Im Verkehr mit den anderen Söldlingen Hitlers spielte er die Rolle des Friedfertigen und Gleichgültigen. Seine Untergebenen kannten ihn besser, und für die Gefangenen, die in seiner Hand waren, war er ein hochmütiger, sadistischer, herzloser Mörder. Der schlechte Ruf, den ihm in Amerika seiner «Justiz» entkommene Flüchtlinge gemacht hatten, hing ihm scheinbar in seiner Heimat nicht an. In Deutschland war es ihm in unwahrscheinlichem Maße gelungen, diese Seite seines Charakters zu verbergen. Sogar seine Kollegen in Nürn-

berg waren zweifellos völlig über das Ausmaß seiner Grausamkeit und seiner Verbrechen gegen die Menschlichkeit verblüfft.

Dies gilt aber nicht für alle Nürnberger Nazi – Kaltenbrunner zum Beispiel wußte sehr wohl um das edle Wirken seines Meisters. Aber es gilt für die meisten. Sie wußten wohl, daß er Greueltaten vollbracht hatte, aber selbst die, die zum Teil mitschuldig waren, wußten nicht, *was für* düstere Verbrechen Himmler zur Schmach von ganz Deutschland begangen hatte. Ich behaupte als Psychiater und Psychologe, der gründliche Beobachtungen angestellt hat, daß bis auf einige wenige, alle Angeklagten durch die Unbarmherzigkeit, den Sadismus, die teuflische Bosheit überrascht waren, welche die Untersuchung Himmler nachweisen konnte.

DIE VOLKSVERHETZER

Der Nationalsozialismus rührte mit seinen Schlagworten mächtig an die Seele des Durchschnittsdeutschen. Die uralten Vorstellungen von Deutschtum und Judentum, von Freund und Feind, von Vaterland, Rasse, Scholle und Gottestum, die mehr im Gefühl als im Bewußtsein des Volkes ruhten, wurden einfach neu auflackiert.

Hitler brauchte die Unterstützung, ja die begeisterte Zustimmung des Durchschnittsdeutschen. In einer modernen Welt, in der die Menschen imstande sind, zu lesen und Radionachrichten zu hören, vermag eine Minderheit nur so lange an der Macht zu bleiben, als sie sich – mit welchen Mitteln immer – den Rückhalt der gedankenlosen Masse zu verschaffen weiß.

Um sich dieses Rückhalts zu versichern, kontrollierten Göbbels und Fritzsche jedes Wort, das geschrieben oder im Rundfunk gesprochen wurde; beseitigten Himmler und Kaltenbrunner die wenigen, die Hitlers Dogmen noch leugneten, und schreckten auch vor Mord nicht zurück. Doch war damit noch nicht alles getan. Es blieb eine Aufgabe übrig, die keine dieser offiziellen Stellen durchführte – jene Propaganda, die nicht durch authentisch klingende Falschmeldungen oder bloße Furcht ihr Ziel erreicht, sondern dadurch, daß sie an die dumpfen, unbewußten Gefühle der Massenseele rührt.

Die Meister dieser Kunst waren zwei nicht allzuklugen, aber instinktsichere Männer, Julius Streicher und Robert Ley. Beide

gehörten zu Hitlers treuesten Anhängern –, und wurden von ihren Genossen recht wenig geachtet. Obwohl ihre Talente hauptsächlich stimmlicher Natur waren, belohnte Hitler beide mit Stellungen, denen ihre Fähigkeiten in keiner Weise entsprachen. Auch mit offiziellen Ehrungen überhäuft, blieben sie zu den niedrigsten Tricks bereit, wann immer Hitlers Pläne die Aufpeitschung der Pöbelinstinkte erforderten. Trotz Haft und Niederlage, angesichts des Abscheus der gesamten Menschheit und der eigenen Kerkergenossen blieben sie was sie waren – Volksverhetzer bis an ihr Ende.

JULIUS STREICHER

Wenn man Julius Streicher auf seiner Pritsche lungern sah – einen kahlköpfigen, dickwanstigen Mann mit welker Haut, in einem abgelegten GI-Arbeitsanzug – dann konnte man kaum verstehen, daß dieses Wesen einmal Tausende «vernünftiger» Deutscher in Bann gehalten hatte. Ich habe viele Stunden mit Streicher verbracht, nicht weil seine Unterhaltung besonders amüsant war, sondern weil er mir als das Musterbeispiel eines Menschen erschien, der nur seinem dumpfen Instinkt folgte und auf diese Weise Erfolg hatte.

Streicher war ein untersetzter, kleiner, cholerischer Bayer. Er stammte aus einer Lehrerfamilie und bereitete sich von Jugend an auf diesen Beruf vor. Vor dem ersten Weltkrieg war er Volksschullehrer in Nürnberg. Während des Krieges diente er als Offizier und gründete nach seiner Heimkehr einen Verein von Offizieren, die sich untereinander durch ein gemeinsames Interesse, nämlich Antisemitismus, verbunden fühlten. Auf meine Frage, wieso ihn der Kriegsdienst zum Judenhasser gemacht hatte, erwiderte er, daß er schon vor dem Krieg darin seine Lebensaufgabe gesehen hatte.

Damals sei er öfter als Redner in einer demokratischen Jugendorganisation aufgetreten, die häufig Handel mit jungen jüdischen Anwälten hatte. «Man schärfte mir ein», erzählte er, «daß ich in meinen Reden sehr vorsichtig sein müsse, denn die Juden hätten viel Macht und könnten uns gefährlich werden.

Damals verstand ich diese Bemerkung nicht ganz; aber nach dem Krieg sah ich, daß die Juden überall in Deutschland ihr Wesen trieben, besonders in den Linksparteien, und daß sie ihre internationalen Aufwiegeleien begonnen hatten. Auf einmal erschienen Juden als einflußreiche Regierungsmitglieder und hohe Beamte auf der Bildfläche. Ich habe es erlebt, wie sie in der von ihnen kontrollierten Presse den Verrat als Heldentat priesen und Christus zum Spottbild herabwürdigten. In öffentlichen Diskussionen verlangten sie nichts Geringeres als die Aufhebung des Gesetzes, das die Abtreibung bestraft.

All dies und weit mehr habe ich erfahren, und als Deutscher begriff ich die Gefahr und ständige Bedrohung, die von den Juden ausging. Darum schloß ich mich der Bewegung jener Männer an, die die jüdische Gefahr erkannt hatten und sie bekämpfen wollten.»

Streichers Antisemitismus war reine Besessenheit, medizinisch gesehen eine echte paranoide Reaktion. Streicher hatte sich ein System von Glaubenssätzen errichtet, die bei oberflächlicher Betrachtung logisch erschienen, aber ausschließlich in seinen persönlichen Gefühlen und Vorurteilen und nicht in objektiven Tatsachen begründet waren. Dieses System hatte er so gründlich durchgearbeitet und fortgeführt, daß er selbst tatsächlich fest daran glaubte.

Bei meinen Gesprächen mit Streicher erwies es sich als unmöglich, die Unterhaltung einige Minuten lang zu führen, ohne daß er die «Judenfrage» zu diskutieren begann. Ständig zerbrach er sich den Kopf über die jüdische Verschwörung. Vierundzwanzig Stunden täglich kreiste jeder seiner Gedanken und jede seiner Handlungen um diese Idee.

Ansonsten war er ziemlich vernünftig, obwohl seine Intelligenz nur niedriger Durchschnitt war. Das Niveau seiner berüchtigten Zeitung «Der Stürmer» war natürlich noch niedriger. Er malte leidlich Aquarelle und war ein begeisterter – und

vielleicht auch tüchtiger – Landwirt. Im Gespräch war er plump, taktlos und ungeschickt. Auch sein Körper war ungeschlachtet, aber er war sehr stolz auf seine Stärke und Manneskraft. Er prahlte damit, daß er für seine Hurerei berühmt gewesen sei und behauptete noch jetzt, mit einundsechzig Jahren, daß der einzig richtige Test für seine Gesundheit darin bestehen würde, ihm eine Frau zu verschaffen.

Streicher war innerlich unrein, aber äußerlich sauber und sogar pedantisch. Seinen Körper pflegte er mit spartanischer Strenge. Zum Erstaunen der amerikanischen Wachsoldaten stand er jeden Morgen pünktlich um sechs auf und absolvierte eine Reihe von Leibesübungen. Dann übergieß er sich mit einem Eimer eiskalten Wassers, sogar mitten im Winter.

Obwohl er seine Zeit mit Lesen und Schreiben verbrachte, interessierten ihn ausschließlich Bücher über die Judenfrage oder solche, die ihm neues Diskussionsmaterial für sein Lieblingsthema boten. Und von seinem Standpunkt war alles, was von Juden oder über Juden geschrieben wurde, ein Zeugnis gegen das Judentum. Während des Prozesses befaßte er sich monatelang mit einer Analyse der Bibel, mittels welcher er den Beweis erbringen wollte, daß das jüdische Volk sich in seinen Schriften selbst verdammt habe.

Ich fragte ihn über seine berühmte pornographische Sammlung aus, die eine der bekanntesten der Welt geworden ist. Er schämte sich durchaus nicht, als Sammler von Obszönitäten bekannt zu sein, betonte aber immer wieder, daß seine gesamte Bibliothek aus jüdischen Quellen stammte. Er erklärte mir milde: «Ich habe die Sachen nur studiert, um die Art von Büchern kennenzulernen, welche diese Leute lesen.»

Scheinbar hatte er diese Forschungen mit großem Fleiß betrieben, denn er kannte die Bücher auswendig. Die Begeisterung, mit der er sie beschrieb, ließ mich vermuten, daß sein wissenschaftliches Interesse nicht nur ihrer Herkunft galt.

Es ist gewiß richtig, daß Streicher eine große Bibliothek besaß, die durchaus nicht nur pornographische Werke umfaßte, und daß viele dieser Bücher aus jüdischem Besitz gestohlen waren. Durch eine Ironie des Schicksals wird dieser fortgesetzte Raub vielleicht als einzige verdienstvolle Tat Streichers in die Geschichte eingehen. Wo immer eine Synagoge entweiht oder ein Rabbi aus seinem Heim vertrieben wurde, suchte Streicher dies rechtzeitig zu erfahren und ließ alle Bücher und Schriften bergen und zu sich schaffen, die sonst vielleicht verbrannt worden wären. Aus diesen wählte er die seltensten Handschriften und schönsten Ausgaben aus und schuf so in der Bibliothek des «Stürmer» eine prachtvolle Sammlung jüdischer Werke, und die gesamte Bibliothek hat die Zerstörung Nürnbergs überlebt. So hat gerade der Volksverhetzer, der für die Zerstörung großer Mengen jüdischer Literatur verantwortlich ist und in seinem Ruf als Judenheter Nummer eins schwelgte, den kommenden Geschlechtern einen großen Teil der wertvollsten und seltensten Literatur des deutschen Judentums bewahrt.

Streicher beschränkte sich nicht darauf, seine eigenen Schmähschriften gegen die Juden zu veröffentlichen. Eines der abscheulichsten Bücher, die im Stürmer-Verlag erschienen sind, ist «Der Giftpilz, Fabeln für jung und alt» von Ernst Heimer. Auf Seite 6 ist eine Schulstunde beschrieben:

«Es ist bald Mittag», sagte der Lehrer. «Wir wollen nun zusammenfassen, was wir heute gelernt haben. Worüber haben wir gesprochen?»

Alle Kinder zeigen auf. Der Lehrer ruft den kleinen Karl Scholz in der ersten Bank auf. «Wir haben gelernt, woran man einen Juden erkennen kann.»

«Gut! Erzähl uns was darüber.»

Der kleine Karl nimmt den Zeigestock, geht zur Tafel und zeigt auf die Zeichnungen.

„Gewöhnlich erkennt man den Juden an der Nase. Die Juden haben krumme Nasen, die wie ein Sechser aussehen. Man nennt sie darum ‚Judensechser‘. Viele Nichtjuden haben auch krumme Nasen, aber die Nasen sind dann nicht an der Spitze, sondern höher oben gekrümmt. Man nennt sie Adlernasen oder Hakennasen, und sie haben nichts mit Judennasen zu tun.“

„Sehr gut!“ sagt der Lehrer. „Aber man erkennt den Juden nicht nur an seiner Nase . . .“ Der Junge fährt fort: „Man erkennt den Juden auch an seinen Lippen. Seine Lippen sind meistens dick, und die Unterlippe hängt oft herunter. Das nennt man Hängelippen. Und man erkennt den Juden auch an seinen Augen. Seine Augenlider sind meistens dicker und fleischiger als unsere. Der Jude hat einen scharfen, lauern den Blick.“

Auf Seite 9: «Dann geht der Lehrer zur Tafel und dreht sie um. Auf der Rückseite steht ein Vers, den die Kinder im Chor aufsagen:

Wenn's Judenblut vom Messer spritzt,
Dann geht's nochmal so gut!»

Streicher war fanatisch davon überzeugt, daß man einen Juden an seinem Äußeren erkennen kann. Er konnte es natürlich nicht. Einer meiner Hauptdolmetscher war ein deutscher Jude, der 1939 aus Deutschland geflüchtet war. Wie viele deutsche Juden war er ein «nordischer» Typ – blond, blauäugig und von schlanker, kräftiger Gestalt.

Eines Tages übergab mir Streicher einige Aufzeichnungen über die Judenfrage. Er legte mir nahe, sie «durch einen intelligenten Arier übersetzen zu lassen, weil ein jüdischer Übersetzer den Text fälschen würde». Vor meiner Nase überreichte er die Blätter meinem jüdischen Dolmetsch mit den Worten: «Hier – übersetzen Sie es! Sie sind ein guter Deutscher.» Dies nenne ich ein unfehlbares Urteil!

Im «Giftpilz» können wir auf Seite 32 ein anderes Beispiel Streicherscher Propaganda lesen:

«Inge sitzt im Wartezimmer des jüdischen Arztes. Sie muß lange warten und beginnt, die Zeitschriften auf dem Tisch zu durchblättern, aber sie ist viel zu nervös, um auch nur ein paar Sätze zu lesen. Immer wieder kommt ihr das letzte Gespräch mit der Mutter in den Sinn und immer wieder die Warnung der BDM-Führerin: ‚Ein Deutscher geht zu keinem jüdischen Arzt! Und besonders ein deutsches Mädchen nicht! Viele Mädchen, die bei einem jüdischen Doktor Heilung gesucht haben, haben nichts als Krankheit und Schande geerntet!‘

Als Inge das Wartezimmer betreten hatte, war etwas Ungewöhnliches vorgefallen. Sie hatte aus dem Sprechzimmer des Doktors lautes Weinen gehört und die Stimme eines Mädchens: ‚Herr Doktor, Herr Doktor, lassen Sie mich los!‘

Dann hörte sie einen Mann höhnisch lachen, und dann wurde alles totenstill. Inge hatte atemlos gelauscht.

Was kann das bedeuten? hatte sie sich selbst mit klopfendem Herzen gefragt. Und wieder ging ihr die Warnung der BDM-Führerin durch den Sinn.

Nun wartet Inge schon eine Stunde. Wieder nimmt sie die Zeitung zur Hand und versucht zu lesen. Da öffnet sich die Tür. Inge blickt auf. Der Jude steht vor ihr. Sie schreit und läßt vor Entsetzen die Zeitung fallen. In namenloser Angst springt sie auf. Ihre Augen starren dem jüdischen Arzt ins Gesicht, und es ist das Gesicht des Teufels. In der Mitte dieser Teufelsfratze ragt ungeheuerlich die krumme Nase hervor. Hinter der Brille sieht sie zwei Augen verbrecherisch blinzeln. Die dicken Lippen verzerren sich zu einem teuflischen Grinsen: ‚Hab ich dich endlich, du kleines deutsches Mädchen!‘

Und dann nähert sich der Jude dem Mädchen. Gierig strecken sich seine dicken Finger nach ihr aus. Aber nun hat Inge ihre Geistesgegenwart wieder gefunden. Bevor der Jude nach

ihr greifen kann, hat sie ihn mit aller Kraft in sein fettes Gesicht geschlagen. Ein Sprung, und sie ist an der Tür. Atemlos stürzt Inge die Treppen hinunter, atemlos flieht sie aus dem Haus des Juden.»

Dies ist ein typischer Angriff gegen die intellektuellen Schichten des Judentums. Es ist Propaganda rohester, primitivster Art, typisch für Streichers Einstellung.

Ebenfalls typisch – aber diesmal für die deutsche Speichelleckerei und die Interessiertheit der Nazibonzen – ist Heimers Methode, seinem Buch einen Verlag zu sichern. Auf Seite 61 lesen wir folgendes saftiges Stück triefender Schmeichelei:

«Der Pimpf hat bis jetzt geschwiegen. Plötzlich bleibt er stehen, packt seine beiden Freunde bei den Armen und zieht sie mit sich. Sie bleiben vor einer Anschlagssäule stehen und lesen ein großes Plakat

JULIUS STREICHER

SPRICHT IN DER VOLKSHALLE ÜBER DAS THEMA:

DIE JUDEN — UNSER UNGLÜCK

„Da gehen wir hin!“ ruft Konrad. „Ich wünsche mir schon so lange, ihn sprechen zu hören!“ „Ich habe ihn vor zwei Jahren einmal bei einer Versammlung gehört“, sagt Erich. „Bitte, erzähl uns!“ betteln die beiden Pimpfe. Der Hitlerjunge erzählt:

„Der Saal war überfüllt. Es waren viele Tausend Menschen da. Zuerst sprach Streicher von den Jahren des Kampfes und den ungeheuren Errungenschaften des Dritten Reiches. Dann begann er über die Judenfrage zu reden. Alles was er sagte, war so klar und einfach, daß sogar wir Jungen alles verstehen konnten. Er erzählte viele Beispiele aus dem wirklichen Leben.

Einmal sprach er voll Humor und erzählte Witze, daß wir uns alle vor Lachen bogen, dann wieder voll Ernst, und es war so still im Saal, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören. Er sprach über die Juden und ihre abscheulichen Verbrechen.

Er sprach von der schweren Gefahr, die das Judentum für die ganze Welt bedeutet. ‚Wenn wir die Judenfrage nicht lösen, gibt es keine Rettung für die Menschheit!‘ rief er uns zu.

Keiner von uns, der ihn nicht verstanden hätte. Und als er zum Schluß ein ‚Sieg Heil dem Führer‘ rief, war unsere Begeisterung grenzenlos. Damals hat Streicher zwei Stunden lang gesprochen, aber uns kam es vor wie ein paar Minuten.‘»

Diese brüllende Bestie, die nie versuchte, an ein Organ zu appellieren, das höher als der Nabel liegt, war im öffentlichen Leben Gauleiter von Franken. Er war ein berüchtigter Tyrann und seine Lebensführung sogar für Naziverhältnisse mehr als locker. Vielleicht wegen seines liederlichen Lebenswandels – wahrscheinlich auch wegen des schlechten Geruches, in den ihn seine pornographischen Bücher gebracht hatten – ganz gewiß schließlich weil Goering ihn beschuldigte, sein eigenes Kind nicht anerkannt zu haben – aus allen diesen Gründen plus der Tatsache, daß seine Genossen ihn nicht leiden konnten, wurde Streicher 1939 aus der Partei ausgeschlossen.

Er zog sich mit seiner fünfunddreißigjährigen Sekretärin in die Verbannung auf sein Gut Pleikershof bei Nürnberg zurück und heiratete sie schließlich kurz vor seiner Verhaftung. Das Leben, das er auf dem Gut führte, war bezeichnend für ihn. Er baute für teures Geld drei U-förmige Ställe, füllte sie mit dem schönsten Vieh und den hochwertigsten Schweinen, und für sich selbst baute er eine kleine Wohnung, direkt über dem Schweinestall.

Sogar Streichers Mord- und Kerkergenossen fühlten sich von seiner vulgären Grobheit abgestoßen. Vor seiner Verbringung nach Nürnberg saß er im amerikanischen Gefängnis von Luxemburg, und dort versuchten seine Kameraden, ihn von den gemeinsamen Mahlzeiten auszuschließen. Eine feierliche Abordnung unter der Führung von Dönitz ersuchte, daß

man sie wenigstens als Ehrenmänner behandeln und nicht zwingen solle, an einem Tisch mit Julius Streicher zu essen. Das Ansuchen wurde abgelehnt, denn die amerikanischen Behörden fanden, daß die Herren die Suppe, die sie gemeinsam eingebracht, auch gemeinsam auslöffeln sollten.

Streichers frühere Kameraden hielten sich aber weiter demonstrativ abseits, und der einzige Mensch, der überhaupt während der ganzen Gefängniszeit mit ihm redete, war sein Busenfreund, der entartete Robert Ley. Streicher seinerseits vertrat den Standpunkt, daß die Majorität, die ihm Verachtung bewies, weit unter ihm stand. Er deutete an, daß sie nur ein schlechtes Gewissen hätten, während er sich keiner schändlichen Handlung bewußt war und sich tatsächlich für einen rechten Prachtkerl hielt, der nur für Deutschlands Wiederaufbau gearbeitet hatte.

Streicher arbeitete hauptsächlich mit Stimmeffekten, aber er machte Eindruck. Geistig war er völlig unreif, erreichte jedoch sein Ziel durch gewaltige Tiraden im «Stürmer» und endlose demagogische Reden. Während einer dieser Reden lernte er Hitler kennen, der großen Eindruck auf ihn machte. Hitler imponierte ihm nicht durch den Inhalt seiner Reden, sondern durch ihre Dauer. Scheinbar war Hitler der einzige Mensch, der längere Reden halten konnte als Streicher. Das war nicht wenig, denn Streichers Ansprachen dauerten gewöhnlich zwei, wenn nicht drei Stunden.

Eine weitere Ironie des Schicksals brachte Streicher, dem Bewahrer jüdischen Schrifttums, reichen Gewinn. Sein Vermögen verdankte Streicher, der antisemitische Verleger, den Juden. Als «Der Stürmer» noch in seinen Anfängen war, bemerkte Streicher, daß die Juden möglichst viele Exemplare jeder Schmähschrift aufkauften, um ihre allgemeine Verbreitung zu verhindern. Nach dieser Entdeckung wurden Streichers Artikel noch gemeiner und abstoßender, um die Juden

zum Kauf anzuspornen. Diese jüdische «Unterstützung», prahlte er, habe ihm zu Macht und Reichtum verholfen.

Obwohl Streicher sich äußerst intensiv an der Aufhetzung zu den Nazipogromen beteiligt hatte, leugnete er, etwas damit zu tun zu haben. Er war stolz darauf, der Funke gewesen zu sein, der die Volkswut in Brand setzte, beteuerte aber gleichzeitig seine völlige Unschuld. «Ich hasse die Juden nicht persönlich», stellte er einmal fest. «Mein Kampf gegen sie entspringt einem tiefen Verständnis.»

Aus allen seinen Reden und Schriften ersah ich, wie oberflächlich dieses «Verständnis» war, doch die oberflächlichste Erkenntnis schien diesem schwerfälligen Geist schon tief. Treu einem unerschütterlichen Glauben, schrieb er den unglücklichen Ausgang des Krieges dem «Internationalen Judentum» zu und ließ sich nicht davon abbringen, daß der Nürnberger Prozeß nichts als ein Komödienspiel war, das die «Judenpresse» erzwungen hatte.

«Natürlich», sagte er mir einmal, als der Prozeß schon ziemlich fortgeschritten war, «natürlich wird man mich schuldig sprechen, aber es freut mich, daß das Gericht wenigstens den Schein der Gerechtigkeit wahrt. Das gibt mir Gelegenheit, meine Aussagen zu machen und der Welt das Wesen des internationalen Judentums vor Augen zu führen.»

Ein andermal spann er das Thema «Streicher als Märtyrer» aus. «Die Weltgeschichte beweist uns», deklamierte er, «daß die Wahrheitsbringer immer in der Minderheit sind. Auch ich gehöre dazu. Ich weiß, daß ich den Menschen die Fackel bringe, und das gibt mir die innere Kraft, diese harte Zeit zu überleben.»

Es war ein Glück für Julius Streicher, daß er diese «innere Kraft» besaß, denn durch seine haßerfüllte, vernunftwidrige und unsaubere Verrantheit stand er in des Wortes vollster Bedeutung allein in der Welt.

ROBERT LEY

Dr. Robert Ley, Reichsleiter und Chef der Deutschen Arbeitsfront, war der einzige der Männer um Hitler, an dem man Anzeichen tatsächlicher Geistesstörung auf organischer Grundlage konstatieren konnte. Ein höchst unsympathisches Individuum in abgetragenen GI-Arbeitshosen. Er war genau so wirrköpfig und großrednerisch wie Streicher, dem er auch in physischer Hinsicht sehr ähnelte. Auch er war untersetzt, klein, kahlköpfig und dickwanstig. Schon in Hitlers ersten Anfängen war er einer seiner glühendsten Jünger gewesen und gelangte zu Macht, nicht weil er fähig war, sie auszuüben, sondern einfach zum Lohn für sein Talent, den Pöbel aufzuhetzen.

Ley war der Sohn eines kleinen Landwirts, das siebente von elf Kindern. Er hatte eine harte, freudlose Jugend. Trotz seiner Armut gelang es ihm, sich durch die Mittelschule und die Universität durchzuarbeiten. Er erhielt sich während seiner Studienzeit durch Stundengeben und Gelegenheitsarbeiten, und war gerade so weit, seine Doktorprüfung in Chemie abzulegen, als der erste Weltkrieg ausbrach.

Ley meldete sich freiwillig und machte, um mit seinen Worten zu reden, «den Krieg vom sechsten August 1914 bis zum Januar 1920 mit». Er rückte als Freiwilliger ein, wurde zum Leutnant der Luftwaffe befördert, ausgezeichnet und dreimal verwundet. Am 29. Juli 1917 wurde sein Flugzeug

bei Arras abgeschossen. Sein Pilot war tot, und er erlitt schwere Verbrennungen und eine Kopfverletzung. Die Franzosen nahmen ihn gefangen. Er war einige Stunden lang bewußtlos und fast eine Woche lang nicht fähig zu sprechen. Seit dieser Verwundung stotterte er. Er wurde erst ein Jahr nach Kriegsschluß aus der Gefangenschaft entlassen, woraus sich auch die Lücke in seiner Lebensbeschreibung erklärt.

Er kehrte zu Beginn des Jahres 1920 nach Deutschland zurück und machte seinen Doktor magna cum laude. Er erhielt eine Assistentenstelle an einer westphälischen Universität und heiratete bald darauf. Nach kurzer Zeit wandte er sich der Politik zu und trat 1924 der nationalsozialistischen Partei bei. Er verließ die Universität und trat als Chemiker bei der «I. G. Farben» ein, aber gab diesen Posten bald wieder auf «wegen politischer Differenzen mit seinen Vorgesetzten». Von da an widmete er sich ausschließlich der Politik.

In den Anfängen der Nazibewegung scheint Ley intensiv gearbeitet zu haben. «Ich hatte den Führer zu vertreten, wenn er irgendwo oder irgendwann nicht sprechen konnte», erklärte er mir. «Ich habe eine Unmenge langer, packender, politischer Ansprachen gehalten, zu manchen Zeiten jeden Tag eine.» Es war, als ob ihn ein innerer Drang zur Arbeit triebe. «Es war Bestimmung. Eine innere Stimme trieb mich wie ein gehetztes Wild. Obwohl meine Vernunft mir davon abriet und meine Frau und meine Familie mich immer wieder baten, von meinem Treiben zu lassen und zu einem normalen, bürgerlichen Leben zurückzukehren, befahl mir diese innere Stimme: ‚Du mußt! Du mußt!‘ Und ich konnte nicht anders, als ihr folgen. Nennen Sie diesen unwiderstehlichen Zwang wie Sie wollen, Schicksal, Mystik – meinetwegen Gott!»

Ley war offensichtlich stets ein unausgeglichener Mensch gewesen. Seine Geisteskrankheit war nicht die Folge von Syphilis oder einer anderen ansteckenden Krankheit, sondern

scheinbar eher eine pathologische Entartung des Hirns, begünstigt und beschleunigt durch Alkoholgenuß und möglicherweise durch seine alte Kopfverletzung. Jedenfalls können wir auch in seiner politischen Laufbahn überall die Anzeichen seiner inneren Labilität verfolgen.

Sein Familienleben war ungeregt. Er ließ sich von seiner ersten Frau scheiden, die zweite beging 1942 Selbstmord. Seit 1943 lebte Ley mit einer jungen Estländerin, die er jedoch nicht heiratete – vielleicht weil Hitler gegen eine solche Ehe war.

Ley war völlig unfähig, ein zusammenhängendes Gespräch zu führen. Er nahm jedes Thema zum Anlaß, schwulstige, hochtrabende Reden vom Stapel zu lassen. In diesem Punkt war er zweifellos Hitler sehr ähnlich. Wenn ich ihn in seiner Zelle besuchte, begann er wohl ein ganz normales Gespräch, geriet aber bald in Wut, sprang auf, durchmaß mit großen Schritten und heftigen Armbewegungen den Raum, gestikulierte immer wilder und begann laut zu schreien.

Sein Gedächtnis war scheinbar nicht schlecht, außer für Vorkommnisse der jüngsten Vergangenheit, und sein Verstand schien nicht stark beeinträchtigt. Medizinisch bedeutsam war vor allem seine auffallende Urteilslosigkeit, ein Symptom, das man in Verbindung mit ausgesprochener seelischer Labilität sehr oft als Folge von Verletzung oder Schädigung der vorderen Hirnlappen konstatiert. Auf Grund medizinischer und psychologischer Untersuchungen, insbesondere auf Grund des Rorschachschen Tintenklecks-Tests, diagnostizierte ich eine rein physische Entartung der vorderen Hirnlappen. Die Zeit sollte meine Diagnose bestätigen. Ganz zweifellos war Robert Leys Unfähigkeit sich zu beherrschen, ebenso wie sein ungeheurer Mangel an Urteilskraft, die Folge eines effektiven Hirndefekts.

Wie bei einigen der andern Nazibonzen, hatte ich auch bei

Ley Gelegenheit, das Urteil seiner Sekretärin zu hören. Sie war die jüngste und hübscheste aus dem Korps der Häuptlings-Sekretärinnen, aber nicht die klügste. Trotzdem sind ihre Bemerkungen aufschlußreich:

«Nur ein Mensch wie Ley, der in allem Idealist und Optimist war und die Welt immer nur durch rosa Brillen sah, der, immer betrunken, die Menschen für besser hielt als sie waren, war der richtige Mann, um die Deutsche Arbeitsfront zu organisieren.

Hitler war kein guter Menschenkenner, aber in diesem Fall hatte er absolut die richtige Wahl getroffen. Man wußte, daß Ley, der nie ein Diplomat war und selten diplomatisch handelte, sich als Arbeiterführer gegen die wütendsten Angriffe zu verteidigen haben würde.»

Wenn wir diese Charakteristik unserer Kenntnis von Leys beeinträchtigter Urteilskraft hinzufügen, erhalten wir das Bild eines dynamischen, hemmungslosen, ungezügelten Volksverhetzers. Hitler wußte Ley wohl zu benutzen. Mit seiner Hilfe war Hitler imstande, die Arbeiterschaft für die Ziele des Großdeutschen Reiches zu begeistern, und Ley hat wohl die Zukunft in unwahrscheinlich schönen Farben gemalt, um die deutsche Arbeiterklasse zu gewinnen.

Seine Sekretärin drückt dies folgendermaßen aus:

«Er war von großem Ideenreichtum. Allerdings war er manchmal ein Phantast. Er hatte unmögliche und oft undurchführbare Ideen und Pläne, um das Einkommen der deutschen Arbeiter zu erhöhen. Zum Beispiel wollte er eine gigantische Flotte von hundert Vergnügungsdampfern für die deutsche Arbeiterschaft bauen. Der Wohnungsnot wollte er durch die Vergebung von gigantischen Bauprojekten und die Schaffung von ungeheuren Genossenschaften abhelfen.

Alle diese und noch ganz andere Dinge sicherte er den Arbeitern in seinen Reden fest zu. Die Versprechungen wurden

deshalb nicht allgemein bekannt, weil stets das Propagandaministerium die Reden Leys, oder eher die Goebbelsche Version seiner Reden, für die Presse textierte. So kam es, daß Hunderttausende und vielleicht sogar Millionen Arbeiter hörten, wie Dr. Ley ihnen mit eigenem Mund Autos, Ferienreisen, schöne neue Wohnungen und noch viel mehr versprach; aber die Masse der Parteigenossen, die Outsider, die Angehörigen anderer Klassen, hatten keine Ahnung von diesen glänzenden Versprechungen. Und wenn die Versprechungen nicht erfüllt wurden, mußte Ley nur eine neue packende Rede mit neuen Versprechungen halten, und die Arbeiter waren wieder zufrieden.

Wir, die wir uns Leys Mitarbeiter nennen, hielten ihn für einen Fanatiker. Er liebte Kinder und Tiere und übertrieb diese Liebe wie alles andere. Er lebte in einer unwirklichen Welt. Die alltäglichen Ereignisse, besonders die Kriegsereignisse, interessierten ihn überhaupt nicht, und er hatte auch keine Ahnung von ihnen. Wenn ihm etwas davon zu Ohren kam, wollte er es nicht glauben. Als man ihm zum Beispiel berichtete, daß das deutsche Volk durch die unaufhörlichen Bombardements am Ende seiner moralischen Widerstandskraft war, weigerte er sich, dies zu glauben.»

Diese Einstellung, im Verein mit seinem unerschütterlichen Vertrauen in Hitlers Weisheit und seinem nie wankenden Glauben an Deutschlands Endsieg, stempelt seinen Geisteszustand endgültig zu einem anormalen. Er verehrte Hitler als einen Gott-Menschen. Es ist nicht allgemein bekannt, daß Ley ein so schamlos schmeichlerisches Buch über Hitler schrieb, daß selbst der Führer in Verlegenheit geriet. Hitler ließ die ganze Auflage vernichten, mit Ausnahme eines einzigen Exemplars, das er aller Wahrscheinlichkeit nach seiner Privatbibliothek einverleibte.

Dr. Ley erschien seinen Genossen, die nicht wußten, daß

gewisse Zentren seines Gehirns nicht mehr funktionierten – daß er buchstäblich kein Urteil mehr, sondern nur spontane gefühlsmäßige Reflexe hatte – als ein lebhafter, zäher, leicht erregbarer, geistig begabter Mensch. Er war allgemein unbeliebt. Durch seine Art, jede Meinung freimütig und unumwunden auszusprechen, schloß er sich selbst aus der Gesellschaft aus. Er hegte aber gegen niemanden Groll und war niemals in irgendeine der ständigen Partei-Intrigen verwickelt. Vielleicht hing auch dies mit seinem Leiden zusammen.

Diese Reaktionen Leys sind in der Hauptsache eindeutige Symptome seiner mangelhaften Hirnfunktion. Seine Grobheit und Taktlosigkeit, seine völlige Gleichgültigkeit der Meinung seiner Mitmenschen gegenüber, sein absoluter Mangel an Hemmungen, sein absichtliches Ignorieren unangenehmer Tatsachen und seine verblüffende Urteilslosigkeit sind dem Arzte wohlbekannte Symptome. Sie sind typisch für Individuen, deren Gehirnvorderlappen beschädigt oder entfernt worden ist.

Ich bat ihn, mir in einem kurzen Exposé seine Ideen über die Wiederaufrichtung Deutschlands auseinanderzusetzen, und er verfertigte das folgende Dokument, das ich hier mit Titel und ungekürztem Text wiedergebe, weil es besser als alle medizinischen Darlegungen seine Unfähigkeit, bei der Sache zu bleiben, und seine Tendenz, jede Äußerung zu einer Rede an das deutsche Volk zu gestalten, demonstriert.

LEBEN ODER RUHM ?

Eine politische Analyse
von ROBERT LEY

Am Ende seines Dramas «Napoleon Bonaparte» stellt Carl Hauptmann die Frage: «Leben oder Ruhm?» Ich glaube, daß dieses Problem nicht eine Antithese, sondern ein untrennbares

Ganzes darstellt. Für das Individuum kann der Ruhm das höchste Gut sein; für ein Volk jedoch ist es das Leben, und der Ruhm des Einzelnen besteht darin, dieses Leben unter allen Umständen zu sichern.

Hitlers Ruhm ist unangreifbar. Er hat sein gewaltiges Werk und seine Ruhmestaten durch das höchste Opfer gekrönt. Er hat sich tapfer bis zu seinem Bunker durchgekämpft, und hier fiel er als letzter Soldat des Krieges – getreu bis in den Tod. Ihm gebührt der höchste Ruhm, und der Nachwelt wird er als strahlender Held dieser Epoche erscheinen, wenn auch das Leben seinen alltäglichen Trott weitergeht – etwas, was mir zuerst unfassbar schien. Die Sonne geht jeden Morgen fahrplanmäßig auf und jeden Abend unter, gerade als ob es nie einen Hitler gegeben hätte; die Erde dreht sich weiter, und die Menschen leben und gehen ihren täglichen Geschäften nach. Nichts steht still, alles bewegt sich, und das Leben verlangt unweigerlich sein Recht.

Und Deutschland *muß* leben und *will* leben. Dieses Volk hat ein Recht auf das Leben, denn durch seine einzigartige Kraftentfaltung, die es befähigt hat, sechseinhalb Jahre lang drei Weltmächten standzuhalten, hat es bewiesen, daß seine Niederlage nicht seiner Schwäche oder Verderbtheit entsprungen ist, sondern der Übermacht seiner Gegner. Deutschland muß sich seiner Niederlage nicht schämen. *Es muß aber diese Niederlage bedingungslos anerkennen und die richtigen Schlüsse daraus ziehen.* Und auch seine ehemaligen Gegner sollten dies tun. Deutschland ist geschlagen, völlig geschlagen, aber selbst in seiner Niederlage hat es solche Kraft bewiesen, daß es in Deutschlands und der ganzen Welt Interesse liegt, diese Kraft zu erhalten und zu nutzen. *Deutschland will leben und muß leben.* Und es ist jetzt unser aller Aufgabe, Mittel und Wege zu finden, um aus seiner Lebenskraft das Maximum herauszuholen.

Der Krieg hat viele Fragen ungelöst gelassen – Fragen, die früher oder später gelöst werden müssen – aber auf eine Frage hat er die endgültige Antwort erteilt. *Das Zeitalter der Nationen ist zu Ende; das Zeitalter der Kontinente beginnt. Die einzelnen Völker werden nur untergeordnete Rollen spielen; der Kampf um die Erhaltung und Bewahrung der Rassen wird die nächsten tausend Jahre beherrschen.* Adolf Hitler hat diese Entscheidung immer vorausgesehen. Er wußte, daß wenn Deutschland unterlag, das letzte Volk in seinem Tod den Kampf aller Völker und Staaten und vor allem den Kampf Europas verloren hatte.

Zwei Kontinente beherrschen die Welt – Amerika und Asien, obwohl Asien vorübergehend in zwei große Gruppen, Rußland und China, gespalten ist. Ich rechne England zum amerikanischen Weltteil, denn ohne Amerika oder Rußland hätte es niemals seine volle Größe erreicht.

Europa liegt mitten zwischen Amerika und Asien und wird augenblicklich von beiden beherrscht. Unglücklicherweise bedingt die geographische Lage, daß die Demarkationslinie mitten durch Deutschland läuft. «Wer Deutschland beherrscht, beherrscht Europa», sagt ein altes Wort. Das ist der springende Punkt. Denn gerade deswegen wird der Kampf fort dauern, bis diese Machtfrage entschieden ist. Dies ist, zusammen mit anderen theoretischen und revolutionären Fragen, meine innerste Überzeugung.

Soll das deutsche Volk warten, bis der Kampf, der in seiner Mitte ausgekämpft wird, entschieden ist, und dann nach der Entscheidung zermürbt und abgekämpft seine Wahl treffen? Hat das deutsche Volk nicht jetzt und immer die heilige Pflicht, selbst die Entscheidung zu treffen und den Gang der Ereignisse so zu beeinflussen, daß ihm für die Zukunft die *besten* Lebensbedingungen erstehen? Wer sich blind von der Strömung treiben läßt, wird sicherlich untergehen; wer aber

in Wind und Wogen gegen die Elemente kämpft, hat Aussicht, sich zu retten. Wer sich selbst verläßt, den verläßt auch Gott. Gleichgültig sich treiben lassen ist die größte Gefahr; die nächstgrößte ist sinnloses Hadern mit dem Schicksal. Von diesen feststehenden Tatsachen müssen wir ausgehen und daraus die Schlüsse ziehen, die in Anbetracht unserer Lage die zweckmäßigsten scheinen. *Laßt uns einzig in Deutschlands Interesse handeln und einzig Deutschland dienen.* Ich verspreche euch, meine Deutschen, daß ich einzig als Deutscher handeln werde. Das ist das Ehrenhafteste und Anständigste.

Trotz meiner lebhaften Phantasie und meinem vorherrschenden Gefühlsleben hat die Natur mir ein gesundes, nüchternes Denken verliehen, und nach sorgfältiger, nüchterner Erwägung will ich meine Gedanken über das zukünftige Los des deutschen Volkes niederschreiben. Ich habe keine Illusionen, aber ich übersehe keinen der Faktoren, die zu Deutschlands Gunsten arbeiten. Ich werde sorgfältig beide Seiten der Frage erwägen und als Politiker meine Schlüsse ziehen. Ich werde mich nicht von Wünschen, sondern von Tatsachen leiten lassen.

Vor allem: 1. Deutschland ist völlig geschlagen, sein Gebiet aufgeteilt, seine Wirtschaft gelähmt, seine Städte liegen in Trümmern, und seine Freiheit ist vernichtet. 2. Noch schlimmer ist die drohende Gefahr, daß die *Substanz* des deutschen Volkes vernichtet wird. Hunger, Mangel und Not, welche die noch nicht dagewesenen Verluste noch vergrößern, erinnern an den Untergang von Karthago. 3. Am aller schlimmsten ist die Gefahr, daß, sobald das Herz von Europa – Deutschland – zu schlagen aufhört, der ganze Körper dahinsiechen und sterben wird. Da es aber auf der Welt und zwischen Völkern kein Vakuum geben kann, würde Asien mit seinem phantastischen Bevölkerungspotential einströmen. Amerika, das selbst unterbevölkert ist, würde an der Neube-

siedlung Europas nicht teilnehmen und daher keine Stimme in seinem Rat haben. Das Machtpotential würde sich notwendigerweise zugunsten Asiens verschieben. Die Anwesenheit der Besatzungstruppen würde die Lage nicht im geringsten ändern. Deutschlands und Europas Reichtum an Menschen und Energie würde zerstreut werden und Asiens Macht und Bevölkerung an seine Stelle treten, wie wir jetzt schon sehen können. Und der Hauptgrund dafür ist, daß Asien eine mächtige und dynamische *Idee*, den Bolschewismus, besitzt, dem die westlichen Nationen noch nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben. Man kann über den Nationalsozialismus denken wie man will, aber bis jetzt stellte er die einzige Idee dar, die ihre Anhänger gegen den Bolschewismus feite. Ich bin sicher, daß die Entwicklung so und nicht anders verlaufen wird, wenn man ihr nicht Halt gebietet. Deutschland – selbst das Deutschland von heute, das deutsche Volk – und seine einstigen westlichen Gegner – Amerika und England, hauptsächlich Amerika – haben noch die Macht, dieser Entwicklung entgegenzutreten und ihren Lauf abzuändern. Und um dies zu bekräftigen, möchte ich die Gründe dafür so kühl und nüchtern aufzählen, wie ich es für Deutschlands Niedergang getan habe.

1. Amerika ist augenblicklich uneingeschränkter Sieger und somit der Beherrscher der Welt. Infolge seiner Überlegenheit an Technik und Waffen hat es Zeit genug, die noch in Deutschland – in Europa – existierenden Kräfte für seine eigenen Zwecke zu mobilisieren und mit ihrer Hilfe seine dauernde Vorherrschaft zu sichern. Diese Kräfte sind:

2. Mitten in Europa leben, trotz aller Verluste, achtzig bis neunzig Millionen Deutsche, die von *einer einzigen Idee* – der nationalsozialistischen – besessen sind und besessen bleiben werden, ob sie wollen oder nicht.

3. Die nationalsozialistische Idee weist eine *Autorität*, eine

Führerschaft und eine *Disziplin* auf, wie sie bisher niemals erreicht wurden. Dies alles existiert noch und kann noch dienstbar gemacht werden. Selbst der Führer kann, dank seinem Opfertod, noch über das Grab hinaus eine mystische Macht ausüben, die noch gewaltiger sein kann als zu Adolf Hitlers Lebzeiten. *Wer sie sich dienstbar machen kann, gebietet über Deutschland und damit über Europa.* Denn ihm werden diese achtzig bis neunzig Millionen Deutsche folgen. Und da Gedanken sich nicht auf Okkupationszonen begrenzen lassen und moderne technische Verkehrsmittel es ermöglichen, Gedanken über Demarkationslinien hinauszutragen, werden *alle* Deutsche dem zu Willen sein, der so weise und vorausblickend handelt.

Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß die Deutschen aller Gaue und aller Gebiete aus ihrer Betäubung erwachen würden, um dem zuzujubeln, der diese schlummernden Kräfte zu nutzen weiß. *Allen voran die deutsche Jugend.* Ich täusche mich nicht: sie würden ausnahmslos Amerika zufallen, wenn Amerika den Mut hätte, diesen Schritt zu tun. Ich weiß, daß dieser Schritt vom amerikanischen Standpunkt aus kühn erscheint, aber von meinem Standpunkt ist es ein vernünftiger und selbstverständlicher Schritt. Denn ich kenne das deutsche Volk wie wenige es kennen. Es wird dankbar die Hand Amerikas ergreifen, die es vor der Vernichtung bewahrt.

Und nun wende ich mich an dich, deutsches Volk. Ich habe schon gesagt, daß ich nur als Deutscher schreibe und handle.

1. Du mußt dich für oder gegen entscheiden, für Amerika oder für Asien. Du hast keine andere Wahl. Es mag sein, daß Asien dir rein materiell wieder zum Leben verhilft und sogar zu einem guten Leben. Der kleine Mann wird sagen: mir ist es gleich, solange ich nur leben kann. Menschen mit geringer Glaubenskraft, die sich nur vom Verstand leiten lassen, werden sich auf Bismarck berufen, wenn sie die Anlehnung an

Asien vorziehen. Aber ich sage euch, Deutsche, das ist euer nationales Verderben. Asien wird euch überfluten und aufsaugen. Deutschland und Europa werden zu einem Teil von Asien werden. Alles, wofür zu leben es sich lohnt, alles Höhere, euer Blut, euere Kultur, euere Eigenart, mit einem Wort, euere Substanz – all dies wird entarten. Deutsches Volk, ich spreche zu dir, genau wie der Führer es getan hätte. Ich weiß es aus manchem Gespräch, das ich mit ihm geführt habe. Er wies jede Einigung mit Asien ab, weil er wußte, daß Deutschland in dieser Flut untergehen würde. Er schätzte, ja bewunderte Stalin, aber er schüttelte stets den Kopf beim Gedanken einer *Annäherung*. Er wollte lieber – wie er häufig sagte – bis zum bitteren Ende kämpfen, als zu einem Bündnis mit der asiatischen Seite kommen und von Asien überflutet werden. Ihm erschien Deutschland als ein Damm gegen diese Flut, und hierin sah er seine Aufgabe, seine Berufung.

Nun ist der Damm geborsten. Du, deutsches Volk, kannst ihn nicht allein wieder aufbauen. *Amerika muß ihn wieder erbauen*, um existieren zu können, und du, deutsches Volk, mußt Amerika zur Seite stehen. *Für dich und Amerika gibt es keine andere Wahl.*

Amerika will euch nicht eurer völkischen Eigenart berauben. Ihm liegt daran, sie zu bewahren. Erstens ist Amerika selbst von europäischem Blut – fast zu einem Drittel von deutschem Blut – zweitens verleiht euch euere Eigenart eine Kraft, die Amerika im kommenden Kampf mit Asien braucht. Amerika wird euere Substanz nicht angreifen, aber in seinem eigenen Interesse dafür sorgen, daß euere wirtschaftlichen Bedingungen einen neuen Aufschwung ermöglichen.

2. Niemand anderer als Amerika kann und wird euch beim Wiederaufbau eurer Städte, eurer Wirtschaft und eurer Kultur helfen. Niemand anderer hat die Macht, die Mittel und das notwendige Interesse dazu.

3. Andererseits wird Amerika eine Garantie brauchen, daß diese Mittel in seinem Interesse verwendet werden. Verständlicherweise wird es einen Gewinn sehen wollen. Aber dieser Gewinn ist auch euer Gewinn und Amerikas Interesse euer Interesse. Je enger du dein Schicksal an das von Amerika kettest, deutsches Volk, desto besser wirst du fahren. Allein vermagst du nichts. Du wirst nur zur sicheren Beute der asiatischen Flut. *Mit* Amerika kannst du gerettet werden, und mit Amerika kannst du, ihm zu Dank und in seinem Interesse, einen neuen Damm gegen Asien errichten.

Wie stelle ich mir diese Beziehung zwischen Amerika und Deutschland vor? Wie sollte diese Freundschaft sich gestalten? Amerika ist der Sieger, du der Besiegte; *daher wird Amerika führen, und du wirst folgen*. Dies muß in aller Offenheit zugegeben werden, wenn es auch schmerzt. Die zeitgenössische Geschichte kennt einen analogen Fall, wenn auch in kleinerem Maßstab – die Beziehungen zwischen den Buren und England nach dem südafrikanischen Krieg. Damals hatten die Buren eine völlige Niederlage erlitten, so wie jetzt Deutschland. Der Krieg war mit bitterstem Haß bis zum Letzten geführt worden. Damals hat England zuerst den Ausdruck «Kriegsverbrecher» geprägt und zwei Männer, die heute angesehene Minister sind, Smuts und Botha, waren die ersten Kriegsverbrecher und kamen ins Gefängnis. Damals wurden die ersten Konzentrationslager in all ihrer Scheußlichkeit errichtet. Kurz, ein solch bitterer Haß war noch nie dagewesen. Aber dessen ungeachtet ist Südafrika heute eines der treuesten Glieder des britischen Commonwealth, und Sir Smuts ist sein Premier. Engländer und Buren handelten vernünftig, erkannten ihre gemeinsamen Interessen und kamen zu einem Einverständnis. Die Buren waren unterjocht. Die Engländer anerkannten ihre Eigenart, bauten ihr Land wieder auf, und beiden Teilen erwuchs beispielloser Segen und

Reichtum aus diesem Bündnis. Könnten die Buren mehr Freiheit haben, als sie jetzt genießen? Und könnte England einen besseren Garanten seiner Macht haben als das jetzige blühende und dankbare Südafrika? So stelle ich mir die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika vor. Deutschland rettet seine Bevölkerung und wird sich wieder erheben, und Amerika gewinnt Deutschland und Europa. Wie stelle ich mir die Ausführung dieses Planes vor?

1. Zwischen Deutschland und Amerika steht etwas wie ein böser Geist – der Antisemitismus. Solange die Judenfrage in Deutschland nicht gelöst ist, sehe ich keine Möglichkeit, das Vertrauen der Amerikaner zu erwerben. Das ist die Vorbedingung zum Erfolg. In meinem Buch «Mein politisches Testament» habe ich ausführlich über diesen Gegenstand geschrieben und den Weg gewiesen, auf welchem wir zu einer völligen Lösung dieser brennenden Frage kommen können und kommen müssen. Nur wenn wir diese Frage ernsthaft angehen, können wir den nächsten Schritt tun – das deutsche Volk unter Amerikas Schutz stellen und zu einem Glied des amerikanischen Commonwealth machen.

2. Dieser Schritt muß *mit* Hitler, nicht *gegen* Hitler getan werden. Nur dann werden wir, wie ich oben sagte, die notwendige *Autorität, Führung und Disziplin* haben. Der nationalsozialistische Gedanke – gereinigt vom Antisemitismus – ist in Verbindung mit einer vernünftigen Demokratie der wertvollste Beitrag, den Deutschland liefern kann. *Ohne diesen Gedanken ist die Wiederaufrichtung eines europäischen Walles gegen Asien völlig unmöglich.* Allein der Nationalsozialismus kann auf die Dauer dem Bolschewismus entgegenwirken. Dies muß man sich klar machen.

Es wird auch zweckdienlich sein, etwas der Partei Ähnliches zu reorganisieren, meinetwegen in der Form von «Kraft durch Freude». Die Menschen sind noch da, und sie

waren und sind *die besten* Vertreter deutscher Führerschaft. Die geachtetsten und tätigsten Mitbürger sind die Männer, die als Gauleiter, Kreisleiter und Ortsgruppenleiter eingesetzt waren. Heute sind sie alle oder fast alle eingesperrt. Sie sollten für diesen edlen Zweck eingesetzt werden – Deutschland mit Amerika zu versöhnen und proamerikanisch zu machen; sie könnten Wunder bewirken. Ich wage sogar zu behaupten, daß ohne diese Führerschaft und Organisation das Ziel des politischen und wirtschaftlichen Wiederaufbaus niemals erreicht werden kann. Mit der Führerschaft und der Organisation können alle diese Fragen rasch gelöst werden.

Ich weiß, daß ich einen kühnen Gedanken ausspreche. Aber wo liegt die Gefahr für Amerika? Es kann alle Zweifel und das Mißtrauen, das ihm als Besatzungsmacht entgegengebracht wird, durch eine solche Aktion entkräften. Es ist klar, daß diese Aufgabe nur unter der offiziellen Aufsicht der Besatzungsbehörden durchgeführt werden kann.

Abgesehen von diesen Tatsachen muß streng auf einen Punkt geachtet werden, wenn eine anständige Propaganda in jede Hütte in Deutschland hinausgetragen werden kann und wenn diese deutsch-amerikanische Zusammenarbeit erfolgreich sein wird.

3. Diese Aktion muß unbedingt im geheimen durchgeführt werden. Ich glaube, daß dies vor allem im Interesse der amerikanischen Außenpolitik liegt, damit sie im Spiel mit Asien nicht zu früh ihre Karten aufdecken muß. Es ist auch in Deutschlands Interesse, diesen – ich möchte sagen – *illegalen* Weg zu benutzen, um alle Deutschen, auch die im Osten und Südosten, zu erfassen. Und drittens wird eine Propaganda für eine Versöhnung mit Amerika wie auch mit den Juden eindringlicher sein, wenn sie den Beigeschmack illegaler Romantik trägt. Ich kenne die Deutschen, vor allem die Jugend.

Ich spreche nicht deshalb so, weil ich mich als Träger die-

ser Ideen, die besser jetzt als später ausgesprochen werden sollen, verbergen möchte; die Vernunft nötigt mich, diese Vorschläge zu machen. Erst bis dieser Plan sich als durchführbar erweist – vielleicht in einem Jahr – werden wir Nationalsozialisten die Möglichkeit haben, offen unsere Gedanken auszusprechen; aus diesem Grunde möchte ich weiterhin vorschlagen:

4. Das Haupt der Aktion, die Führerschaft, sollte in der gegenwärtigen Form und Aufmachung in Nürnberg verbleiben. Die amerikanische Gruppe in den vorderen Büroräumen, die deutsche Arbeitsgruppe im Gefängnistrakt des Gerichtsgebäudes. Jeder, der nicht dieser Arbeitsgruppe angehört, sollte entfernt werden, und nur diejenigen unter den Gefangenen, die zur Mithilfe herangezogen werden und sich dazu bereit erklären, sowie einige Hilfskräfte bleiben. Einzelhaft müßte natürlich abgeschafft werden. Andere Vergünstigungen erbitte ich nicht. Es versteht sich, daß die technischen Propagandamittel mir und meinem Personal zur Verfügung gestellt werden müßten. Auf diese Weise wäre strengste Geheimhaltung gesichert, und die amerikanischen Behörden könnten sich leicht davon überzeugen, daß wir anständig und korrekt vorgehen.

Um diese Theorie praktisch zu erproben, schlage ich vor, daß die Aktion vorerst in einem Gau – dem Gau Franken-Nürnberg – begonnen wird, um sich allmählich auf Bayern zu erstrecken, bis schließlich ganz Deutschland erfaßt wäre. Durch diese schrittweise Ausdehnung wären wir gegen Überraschungen geschützt.

Für den Augenblick will ich keine weiteren Schlußfolgerungen ziehen. Sie werden sich Amerika und Deutschland automatisch darbieten. Ich möchte auch keine weiteren Einzelheiten aufzählen; sie würden nur die großen Zusammenhänge und den allgemeinen Überblick verwirren.

Ich möchte nur einen Punkt noch aufs schärfste betonen. *Wenn Amerika nicht zugreift, wird es Asien tun!* Deutschland ist *führerlos*; wenn es überhaupt leben will, und es will und muß leben, sogar wenn dies bedeutet, daß es seinen letzten höchsten Wert – seine Substanz – aufgeben muß, *dann muß es sich irgendwo anlehnen*, entweder an Amerika oder an Asien. Asien ist im Vormarsch; Amerika muß handeln, und Deutschland muß sich ohne Zögern und mit rückhaltlosem Vertrauen unter Amerikas Schutz stellen.

Ich habe meine Pflicht getan, indem ich dies mutig ausgesprochen habe – und sollte es mein Leben kosten. Möge Gott alles zum Besten wenden!

Ruhm für den Einzelnen! Leben für das Volk!

Ich gebe gern zu, daß dies ein erstaunliches Dokument ist. Aber Ley schien es vollkommen logisch, daß er und ich gemeinsam eine deutsch-amerikanische Verschwörung anzetteln sollten, in welcher unsere Militärbehörde die Tarnung einer Wiederherstellung des Nationalsozialismus im Kerker übernehmen sollte, und die von dort aus von Ley und Genossen geleitet würde. Ich muß wohl nicht hinzufügen, daß dieser Vorschlag nicht weiter gelangte als in die offiziellen Akten.

Der letzte Auftrag, den Ley von Hitler erhielt, war die Organisierung des Hitler-Freikorps, einer Truppe, die aus Männern, Frauen und jungen Burschen und Mädchen der Arbeitsfront zusammengestellt und von Arbeiterführern kommandiert werden sollte. Aufgeteilt in Neunergruppen – acht Männer und eine Frau – sollte das Freikorps einen Guerillakrieg führen und den vordringenden Truppen der Alliierten jeden nur möglichen Widerstand leisten. Ley behauptete, daß verschiedene Gruppen tatsächlich in der Nähe von Berlin in die Kampfhandlungen eingegriffen hätten, daß aber die meisten Beteiligten gefallen wären.

Als Ley von der amerikanischen Armee gefangen wurde, machte er drei schüchterne Selbstmordversuche. Im Nürnberger Gefängnis kam er von seinen selbstmörderischen Gedanken ab und rang sich sogar zu der Anschauung durch, daß die nationalsozialistische Ideologie einige Schönheitsfehler aufzuweisen habe – wie er es in «Leben oder Ruhm» andeutet. Als ich ihn fragte, wieso er als begeisterter Nazi von der alten Garde so schnell seinen Glauben abschwören konnte, gab er mir eine Antwort, die für die Primitivität seines Denkkapparates bezeichnend war. «Meine Studien haben mich zu diesem Schluß gebracht», sagte er. «Die Weltgeschichte lehrt uns, daß immer die rechte Sache gesiegt hat. In jedem Krieg hat die gerechte Sache den Sieg davongetragen. Nachdem wir Deutschen unter der Führung des Nationalsozialismus eine so furchtbare Niederlage erlitten haben, ist es klar, daß wir im Unrecht gewesen sein müssen. Und nachdem der Antisemitismus in unserem Programm eine so große Rolle gespielt hat, bin ich zur Erkenntnis gekommen, daß hierin unser großer und schwerer Fehler gelegen hat.»

Diese Naivität war für Leys Denken bezeichnend, aber noch bezeichnender war sein Vorschlag zur Lösung der Judenfrage. Denn obwohl er den Antisemitismus verdammt, war Ley noch immer überzeugt, daß die Juden für Deutschland ein schweres Problem darstellten. «Als ich 1920 als Held und um mein Vaterland verdienter Soldat aus dem Krieg zurückkehrte, sah ich, daß die Juden die besten Stellungen hatten. Für uns Frontkämpfer waren die Reste gut genug. Ich kam zu der Überzeugung, daß die Juden diejenigen waren, die Deutschland eingekreist und angegriffen hatten, und alles, was ich unter Hitler getan habe, war einfach Notwehr gegen die Juden.

Aber statt die Juden umzubringen, was sich ja im Verlauf des Krieges als Fehler herausgestellt hat, hätte Hitler mir die

ganze Sache überlassen sollen. Wie einfach hätte ich die Frage gelöst, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen! Schließlich war ich nicht nur der Arbeitsführer, sondern der Bevollmächtigte in Wohnfragen für ganz Deutschland. Ich hätte zuerst einmal den Juden das Recht entzogen, in Deutschland zu arbeiten, und dann hätte ich ihnen Wohnungen verweigert.

Sehen Sie schon, wie gut der Plan gewesen wäre? Ohne Arbeit hätten sie sich nicht ihr Brot verdienen können. Ohne Wohnung hätten sie nicht leben können, auch wenn sie es nicht nötig gehabt hätten, zu arbeiten. Sämtliche Juden Deutschlands hätten sich in aller Stille zusammengepackt und wären fortgezogen. Stimmt es oder nicht?»

Diese oberflächliche Lösung ist so einfältig wie Leys ganzes Denken.

Ley sah voraus, daß in der Verhandlung die Judenverfolgungen den Naziführern zur Last gelegt werden würden. Dies machte ihm große Sorge. Bei jeder Unterredung wiederholte er mir, daß er persönlich niemals jemanden getötet hätte; daß er ein Patriot sei und als Patriot sterben würde, aber nicht den Gedanken ertragen könne, als Kriegsverbrecher bezeichnet zu werden.

Sofort nach Verlesung der Anklage, die ihn als Verbrecher hinstellte, wurde er furchtbar unruhig und hielt hochtrabende Reden, in denen er seine Unschuld beteuerte und hoch und heilig schwor, daß er niemals unter solchen Anklagen vor Gericht erscheinen würde. Mitten in seiner Deklamation durchmaß er dramatisch seine Zelle, lehnte sich gegen das Fenster, breitete die Arme aus und schrie: «Erschießt mich! Erschießt mich jetzt als einen Deutschen! Bringt mich nicht als Verbrecher vor Gericht!»

Ein paar Tage darauf besuchte ich ihn wieder und fragte ihn, wie weit er mit seiner Verteidigung sei. Er brach in bittere Klagen aus. «Wie kann ich eine Verteidigung vorberei-

ten? Soll ich mich verteidigen, wenn man mir Verbrechen zur Last legt, von denen ich keine Ahnung hatte? Hitler und ich haben zum Besten des Volkes gearbeitet. Wenn die Sieger nach all dem Blutvergießen noch ein paar Opfer brauchen, um ihre Rachegelüste zu stillen, dann ist es ja gut.»

Dann stellte er sich wieder gegen die Wand, breitete die Arme aus und bat, erschossen zu werden. Als ich wieder seine Bitte zurückwies, fuhr er ruhiger fort: «Alles recht und schön. Ihr seid die Sieger, aber warum schleppt man mich vor Gericht wie einen V-v-v-v-v-»; er konnte nicht weiter reden. Als ich ergänzte: «Verbrecher», sagte er: «Stimmt. Ich kann das Wort nicht einmal herausbringen. Ich kann es einfach nicht aussprechen.»

Ley brütete diesen ganzen Tag und die Nacht darauf über sein Los. Am nächsten Morgen sprach er noch darüber. Dann, um 20 Uhr 14, am 25. Oktober 1945 erhängte er sich in seiner Zelle. Der Tod durch Erdrosseln wurde um 20 Uhr 45 festgestellt.

Die Ausführung des Selbstmordes bewies seine Verzweiflung. Er hatte den Saum seines Handtuches abgerissen, eine Schlinge geknüpft und die Knoten in Wasser getaucht, damit sie nicht aufgingen. Dann hing er das improvisierte Seil an den oberen Wasserhahn seines Klosetts, setzte sich auf das Klosett, steckte den Kopf durch die Schlinge und stopfte sich Fetzen von Hemden in den Mund, um nicht im letzten Augenblick zu schreien.

Dann lehnte er sich vorwärts und erwürgte sich, indem er absichtlich sein ganzes Gewicht gegen die Schlinge stemmte. Dies ist ein langsamer und qualvoller Tod. Es beweist, daß Ley unbedingt sterben wollte.

Medizinische und psychologische Untersuchungen hatten Anzeichen von organischem Hirndefekt ergeben, aber ich war sehr gespannt, die Diagnose zu bestätigen und die Ursache

des Defekts zu ergründen. Ich ergriff die Gelegenheit, die Untersuchung zu vervollständigen. Die Obduktion ergab einen deutlich begrenzten Hirndefekt im Gebiet des Vorderlappens. Dies bestätigte die Diagnose und erklärte Leys sonderbares Benehmen als Führer der Arbeitsfront im Dritten Reich.

Ich will hier noch die letzte Szene aus Robert Leys Laufbahn berichten, nicht um seinen Charakter zu beleuchten, sondern weil sie ein grauenhaftes Zeugnis für die tatsächliche Einstellung mancher Deutschen zu ihren Führern bildet.

Nachdem das Hirn entfernt war, wurde Leys Leiche einer deutschen Leichenbestattung übergeben. Er wurde in einer offenen Kiste, die mit Packpapier ausgelegt war, weggekarrt. Am Friedhof wurde die Kiste neben einem frisch ausgehobenen Grab abgeladen. Hier lag Leys nackter Leichnam eine Weile, bis ein paar ältliche, trüfäugige, trüfnasige Totengräber erschienen.

«Das ist also der große Robert Ley, hm?» sagte der eine. Der andere brummte ein paar beißende Bemerkungen über Ley und seine Taten. Dann packten sie gemeinsam die Kiste und kippten sie um, und der Körper plumpste zwei Meter tief in die offene Grube, mit dem Gesicht in Kies und Lehm. Leys einziges Leichentuch war ein Bogen Packpapier, das an seinem Rücken haften geblieben war. Dann begannen die Schollen zu fallen. Ohne weitere Umstände schaufelten die beiden Alten das Grab zu und stampften die Erde fest, damit niemand es finden konnte.

DIE GESCHÄFTSLEUTE

Weder in großen Geschäften noch in der hohen Politik kann man ohne tüchtige Juristen und Finanzfachleute auskommen. Hitler hatte das bald heraus, und er suchte sich die besten Köpfe zu kaufen. Er zahlte mit Versprechungen – von Macht, Ansehen und Reichtum – und ließ ihnen alle Chancen, sich den Lohn selbst einzukassieren. Als Gegenleistung lieferten sie die juristischen Kniffe und die Geldschwindeleien, die Hitler von ihnen verlangte. Ohne sie hätte er es jedenfalls nicht geschafft.

HANS FRANK

Als Gauleiter von Polen beförderte Dr. Hans Frank Millionen von Menschen ins Jenseits. Aber nicht seine Verdienste als Henker hatten ihn in der nationalsozialistischen Partei groß gemacht. Frank war das juristische Gehirn des Nationalsozialismus; daß er zum Herrn des polnischen Beinhauses wurde, mutet fast als Ironie des Schicksals an.

Frank hatte, wie sein Vater, die Anwaltslaufbahn ergriffen. Er war ein stilles, aber trotziges Kind und lernte lieber für sich allein, als mit anderen Kindern zu spielen. Seine Mutter war sehr stolz auf seine Fähigkeiten und erzählte, daß er auf seinem ersten Schulweg ein Zeitungsblatt mitnahm, das er schon zu lesen gelernt hatte.

Als Student veröffentlichte Frank Flugblätter und Zeitschriften für seine Kameraden; alle freie Zeit verwandte er auf Lektüre und Schriftstellerei. Gesellig war er nicht. Im Jahre 1924 wurde er zum Doktor der Rechte promoviert, und im Jahre 1926 legte er die Anwaltsprüfung ab.

Er heiratete 1925 und hatte fünf Kinder. Seine Frau war römisch-katholisch, so wie auch alle Mitglieder seiner eigenen Familie, aber Frank trat aus der Kirche aus, als er Parteimitglied wurde. Vor seiner Hinrichtung zeigte er sich als reuiger, wiederbekehrter Katholik. Sogar während der Jahre, in welchen er sich nicht ohne Zynismus einen «verflossenen Katholiken» nannte, zwang er seine Angestellten, zur Messe zu

gehen und bat sie, ihn in ihr Gebet einzuschließen. Daß Frank den Katholizismus niemals völlig abgeschworen hat, um sich dem Heidentum zu ergeben, läßt sich auch aus einem Buche mit stark katholischer Tendenz schließen, das er im Jahre 1944 veröffentlichte, «Der Schiffsjunge und Kolumbus».

Franks große Liebhaberei war das Bergsteigen; viel Zeit widmete er auch geologischen Studien in seiner bayrischen Heimat. Die Geschichte Bayerns und Münchens interessierte ihn ganz besonders, und er besaß eine bedeutende Sammlung von Büchern über diesen Gegenstand.

Gegen Ende der Zwanzigerjahre übernahm er die Anwaltspraxis seines Vaters, nachdem dieser wegen begangener Unterschlagungen von der Anwaltsliste gestrichen worden war. Franks Vater führte aber tatsächlich die Kanzlei weiter, während er nach außen hin als Buchhalter seines Sohnes auftrat. Als Frank unter der nationalsozialistischen Herrschaft bayrischer Justizminister wurde, ließ man Herrn Frank sen. wieder zur Praxis zu, aber bald beging er neuerliche Unterschlagungen, und trotz der einflußreichen Stellung seines Sohnes wurde er zum zweiten Mal gestrichen.

Als der erste Weltkrieg ausbrach, war Frank noch zu jung, um sich zu melden; gegen Ende des Krieges aber wurde er eingezogen und diente kurze Zeit in einem bayrischen Regiment.

Nach dem Kriege beteiligte er sich an einer antisemitischen Organisation, die von Dietrich Eckhardt in München geführt wurde. Kurz darauf wurde er Mitglied der damals noch kleinen nationalsozialistischen Partei und eifriger Gefolgsmann Hitlers. Frank beteiligte sich am Münchener Putsch; obwohl er nicht verhaftet wurde, verließ er Deutschland für einige Monate. Er kehrte erst gegen Ende der Zwanzigerjahre nach München zurück und wurde gleich ein aktiver und begeisterter Nationalsozialist. Während der letzten Jahre der Republik

übernahm er die Verteidigung zahlreicher Nazis; er war auch der persönliche Anwalt Hitlers.

Als der Nationalsozialismus siegte, erntete Frank die Früchte seiner Treue zu Hitler. Als bayrischer Justizminister führte er einigermaßen neue Moralbegriffe ein, indem er neben seinem hohen Amt seine Anwaltspraxis weiterführte. Bald hatte er reiche Klienten in Hülle und Fülle, die gerne jedes Honorar zahlten, um ihren Fall durch einen Anwalt vertreten zu lassen, der gleichzeitig der höchste Magistrat des Landes war.

Frank heimste bald weitere Titel und Ehrenstellen ein. Schließlich wurde er zum Reichsleiter und bestallten Präsidenten der Akademie für Deutsches Recht ernannt sowie zum Reichsminister ohne Portefeuille. Je bedeutender seine Stellung wurde, desto anmaßender benahm er sich. In seinem eigenen Fache erwachsen ihm viele Gegner, denn er war im nationalsozialistischen Staat das Werkzeug der Zerstörung altüberkommenen Rechts. Frank war es, der am meisten dazu beitrug, die These zu begründen, daß das Deutsche Recht nicht das Individuum zu schützen, sondern der Nation zu dienen hätte – nämlich Hitler und seiner Partei.

Im Jahre 1939 wurde Frank zum Chef der Zivilverwaltung in Polen ernannt, und von da an widmete er sich einzig und allein dieser Aufgabe. Franks Sekretärin, ein ausgelaugtes, ältliches Frauenzimmer, die sich sehr bemühte, ihm bei seiner Verteidigung behilflich zu sein, behauptete mit großem Nachdruck, daß seine Ernennung in Polen keine Beförderung, sondern eher eine Degradierung bedeutete, die auf den Druck seiner Gegner in der Partei zurückzuführen war. Frank war zum Teil der gleichen Meinung.

Um Hitlers Gunst in vollem Maße wiederzugewinnen, konzentrierte Frank in Polen seine ganze Energie auf die Verfolgung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung. Frank war,

mehr als irgend ein anderer, für die in einem Zeitraum von nur vier Jahren durchgeführte Liquidierung und Deportation von anderthalb Millionen Juden verantwortlich – fast der gesamten jüdischen Bevölkerung Polens. Während er auf der einen Seite die Polen dezimierte, hob er auf der anderen Seite die Stellung der Deutschen im Land. Zum Schluß waren auf seine Anordnung hin Erziehung, Musik, Museen, Buchhandlungen und wissenschaftliche Institutionen einzig und allein den paar tausend Volksdeutschen in Polen vorbehalten. Seine Idee war es, daß die übrigbleibenden Polen sich zu einem Sklavenvolk rückbilden sollten.

Frank war mittelgroß, aktiv, leidenschaftlich und überaus belesen. Selbst im Gefängnis, zwischen zwei Verhören, während der Mahlzeiten und während eines großen Teils der Nacht konnte man ihn über Büchern der Gefängnisbibliothek brüten sehen. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und die akademische Bildung quoll nur so aus seinem Mund. Er interessierte sich für Kunst und ließ sich in den Tagen seiner Macht von Künstlern und Gelehrten Privatvorlesungen halten. Für Musik hatte er eine besondere Vorliebe und zog, anders als die meisten Nazis, Beethoven, Mozart, Chopin und Strauß Wagner vor.

Er suchte Erholung von politischen Widerwärtigkeiten und Spannungen in der Musik und beim Schach. Er war ein guter Spieler und betrieb es nicht nur zur Zerstreuung, sondern auch als ein Mittel der Menschenbehandlung. Wenn er einen seiner Mitarbeiter, den er im Laufe des Tages zu hart angefaßt hatte, versöhnen wollte, forderte er ihn zu einer Schachpartie auf und richtete es so ein, daß der andere gewann.

Frank besaß nicht nur ein ausgezeichnetes Gedächtnis, sondern auch Phantasie. Er hatte Ideen und entwarf immer neue Pläne. Er war von unbändiger Begeisterung, aber es fehlte ihm an Ausdauer, und er führte seine Pläne selten bis zur

völligen Reife durch. Oft verlor er innerhalb weniger Tage alles Interesse. Seine Sekretärin charakterisierte ihn als einen optimistischen Künstler und Philosophen, der im Innern den Wunsch hatte, sein Leben auf seine eigene Weise zu führen. Er war überaus großmütig seinen Freunden gegenüber, schützte sich aber gegen die politischen Machenschaften seiner vielen Gegner durch einen Wall von Arroganz und trotziger Ablehnung jeglicher Einmischung.

Nicht nur seine Sekretärin, sondern auch alle seine anderen Untergebenen, die einvernommen werden konnten, zeigten sich Frank gegenüber loyal und trachteten ihn von der besten Seite darzustellen. Offenkundig war er freundlich zu seinen Angestellten und loyal zu seinen Freunden. Einer seiner Mitarbeiter sagte mir mit Überzeugung, daß «Dr. Frank ein gutes Herz hatte. Um es nicht zu zeigen, verbarg er sich oft hinter einem abwesenden oder barschen Äußern. . . . Er gab seinen Leuten Anweisungen, ohne auf ihre Einwendungen zu hören, was natürlich die Zusammenarbeit erschwerte.» Diese «Anweisungen» beinhalteten während Franks Amtszeit als Gauleiter von Polen den Tod von Millionen hilfloser Menschenwesen. Die Mohrenwäsche erwähnte dies nicht. Und auch die Erklärungen der meisten anderen Mitarbeiter Franks, die ich ausfragen konnte, gingen meist darüber hinweg.

Frank selbst war ganz überzeugt, daß Hitler sich von ihm abgewandt hatte und daß seine Beorderung nach Polen eine Art Strafe war. Er unterstrich, daß er nach 1939 aller politischen Ämter enthoben war, wie zum Beispiel als Reichsleiter der Juristenkammer und als Präsident der Rechtsakademie. Er war überzeugt, daß dies eine Folge von Reden war, in denen er das Terror-Regime und die Konzentrationslager kritisiert hatte. Frank gab vor, daß er zu dieser Zeit versucht hatte, sich zurückzuziehen, daß Hitler ihn aber nicht gehen lassen wollte.

Frank wurde am 3. Mai 1945 gefangen und versuchte sofort Selbstmord zu begehen, indem er sich Schnittwunden am linken Handgelenk, am Arm und an der Kehle beibrachte. Die Wunde an der Kehle war ganz oberflächlich, aber die Schnitte am Handgelenk beschädigten einige Nerven und bewirkten eine mäßige Lähmung der linken Hand.

Im Gefängnis bewahrte er meistens philosophische Ruhe und verteidigte sein Wirken mit der Behauptung, daß er nur dem Namen nach ein Führer war. Er hielt seine Zelle ordentlich; während der Interviews war er höflich aber förmlich. Er verlor leicht den Mut und offenkundig hatte das Gefühlsleben die Oberhand. Er weinte, wenn er Briefe von seiner Familie erhielt, und geriet in heftigen Zorn, wenn er über Fehler der Hitlerschen Politik diskutierte. Er erklärte, daß das Urteil gegen ihn und seine Kollegen «ein furchtbares, wenn auch etwas übertriebenes politisches Dokument gegen unsere Führerschaft bildet.»

Sogar noch vor seinem Wiedereintritt in die katholische Kirche gab er die Erklärung ab, daß «Hitler das destruktivste Phänomen der Geschichte war», ein böses Wesen, das bei seinen Anhängern eine Art von Massenwahnsinn hervorrief, in welchem sie seine grausamen Ideen ohne Bedenken verwirklichten.»

In dem Maße als er sich mit seinem voraussichtlichen Schicksal abfand, nahm Frank immer mehr die Haltung gottgleichen Märtyrertums an. Er sagte mir: «Jemand muß zur Verantwortung gezogen werden. Wir Führer müssen für Hitler und Himmler zahlen, die sich der Strafe entzogen haben.» Im nächsten Atemzug allerdings leugnete er seine persönliche Schuld, indem er ausrief: «Die Frage einer individuellen Schuld kommt gar nicht in Betracht. Wenn wir nicht die Schuld auf uns nehmen, wird das ganze deutsche Volk leiden müssen.»

Oft zeigte er seine Verachtung für das «Gewinsel» der anderen Führer. «Jetzt zittern sie für ihren eigenen Kopf. Aber es scherte sie wenig, Millionen Menschen in den Krieg zu schicken und große Reden über noch tapferere und selbstlosere Opfer fürs Vaterland bis in den Tod zu halten. Nun, da ihr eigenes Leben im Spiel ist, zittern und wimmern sie, und die, auf denen am meisten Verantwortung lag, sind durch feigen Selbstmord von der Bildfläche verschwunden.» Offenkundig hatte er vergessen, daß es nur dem Geschick der amerikanischen Militärärzte zu verdanken war, daß sein eigener Selbstmordversuch nicht gelang.

Je näher die Verhandlung rückte, desto religiöser gebärdete sich Frank. Er wurde in seiner Zelle am 25. Oktober 1945 getauft. Um diese Zeit erklärte er auch, sich dessen bewußt zu sein, daß das Schicksal ihn mit den fürchterlichsten Verbrechen der Geschichte belastet hätte. Er gab die Größe der deutschen Verbrechen zu und sagte: «Alle meine Untaten habe ich aus Begeisterung für Hitler begangen. Jetzt habe ich sie eingestanden und mein Teil der Schuld auf mich genommen. Ich will dafür zahlen, indem ich meine Strafe trage.

Vieles ist mir klar geworden in der Einsamkeit der Gefängniszelle. Es gibt eine Ironie des Schicksals, die härter trifft als jede Strafe. Hitler verkörperte den Geist des Bösen auf Erden; er erkannte keine Macht an über seiner eigenen. Gott betrachtete nur diese Brüderschaft im Bösen, geschwellt von ihrer winzigen Macht, und fegte sie dann hinweg mit Zorn und Gelächter.

Ich sage euch, das zornige Lachen Gottes ist schrecklicher denn die Rache menschlicher Gesetze. Hier sind die, die sich die Herrschaft über Deutschland angemäßt haben, jeder von ihnen in einer Zelle wie diese da, vier Wände und ein Abtritt, die Verurteilung erwartend als gemeine Verbrecher. Ist

das kein Beweis für Gottes Gelächter über ihr frevelhaftes Machtstreben?

Sind sie aber dankbar für diese letzten wenigen Wochen, die ihnen gegeben wurden, um für ihre Sünden Buße zu tun und zu bekennen, daß sie, den Teufel nicht erkennend, mit ihm einen Bund geschlossen hatten. Nein. Sie sorgen sich um ihr armseliges Schicksal und suchen allerhand kleine Ausflüchte, um sich der Strafe zu entziehen. Können sie nicht die Größe dieser Tragödie ermessen, die einzigartig ist in der Geschichte der Menschheit und erkennen, daß wir Symbole dieses Bösen sind, das Gott hinwegfegt?»

In seinen eigenen Augen war Frank offenkundig eine große tragische Gestalt, ein Stellvertreter Gottes, der seine Seele verkauft hatte und jetzt im Begriffe war, sie mit seinem Leben zurückzulösen. Durch dieses Gefühl gewann er die Pose von Überlegenheit und Größe wieder, nach der er sein Leben lang gestrebt hatte. Die Todesgewißheit wurde für ihn zur Stütze seiner Selbsterhöhung.

Andererseits war er der festen Überzeugung – immer mit der ihm eigenen egozentrischen Einstellung – daß er durch das Eingeständnis seiner Schuld und die Hingabe seines Lebens die Anerkennung der Welt erringen konnte. Die Oberflächlichkeit seiner «Sühne», ihm selbst unbewußt, trat im Verlaufe des Prozesses zu Tage, als der Vatikan gewisse Fakten bekanntgab. Frank bestritt durch seinen Anwalt das Recht des Vatikans, dieses Material vorzulegen und drohte von neuem aus der Kirche auszutreten, wenn der Vatikan als politische Macht auftreten würde.

Nachdem Frank beschlossen hatte, sich einen Heiligen-schein zuzulegen, nahm er eine immer abwesendere und zurückgezogenere Haltung an und wandte seine ganze Phantasie und Vorstellungskraft daran, sich in die Haltung eines großen und gütigen Menschen hinaufzusteigern. Infolgedes-

sen wurde er zornig und später tief verstört, als Filme und andere Dokumente über Greueltaten seine Tugend in Zweifel setzten. Nach der Vorführung der Filme hielt er eine lange und heftige Protestrede gegen die Männer, die solche strafwürdige Taten vollbracht haben konnten. Dann erklärte er wieder, in weniger herausforderndem Ton, seine eigene völlige Schuldlosigkeit.

Als Psychiater möchte ich sagen, daß Franks Heiligenpose bloß die inneren Spannungen in ihm verdeckte und daß er diese Spannungen in eine äußerlich zur Schau getragene Haltung umbog, die ihn vor seinen eigenen Gefühlen schützen sollte. Damit entfernte er sich in gefährlicher Weise von der Realität. Frank war ganz der Typus, der zu pathologischen Reaktionen neigt.

WILHELM FRICK

ARTHUR SEYSS-INQUART

Außer Frank waren noch zwei Anwälte dabei, die zu Berühmtheit gelangten und Schuld auf sich luden – Frick und Seyß-Inquart.

Wilhelm Frick war mittelgroß, von gutmütigem Aussehen und trug das weiße Haar kurzgeschnitten. Er war Hitlers erster Innenminister und im Krieg der deutsche «Protektor» von Böhmen und Mähren gewesen. Frick hätte das biblische Alter von siebenzig Jahren erreicht, wenn man ihn nicht einige Monate zu früh gehenkt hätte.

Frick studierte an mehreren Universitäten, absolvierte aber seine Rechtsstudien in München und wurde auch dort im Jahre 1903 promoviert. Er befaßte sich frühzeitig mit Politik und wurde Anwalt in München, ohne jedoch zu besonderem Ansehen zu gelangen, bis er sich Hitler anschloß und in die nationalsozialistische Partei eintrat. Er war damals knapp über vierzig. Als einer der ersten Mitglieder der kleinen Gruppe, die sich um den Führer scharte, wurde er auch als einer der Ersten im Jahre 1924 in den Reichstag entsandt.

Frick war der typische Berufspolitiker. Ebenso glatt, höflich und unverbindlich, wie kalt und hart und bar jedes Moralgefühls und jeder menschlichen Regung. Er betrachtete die Partei als ein Mittel, zur Macht zu gelangen, und war rücksichtslos gegen jeden, der sich ihm in den Weg stellte.

Im Gefängnis und angesichts des Todes widerrief Frick nichts. In unseren Gesprächen stellte er sich auf den Standpunkt, daß das Recht auf seiten des Siegers sei und fügte sich in sein Schicksal. Er verteidigte sich damit, daß die nationalsozialistische Partei für Deutschland viel Gutes getan hatte. Als einer der Urheber der Nürnberger Gesetze vertrat er den Standpunkt, daß sie wissenschaftlich und politisch richtig und notwendig waren. Als er damit nicht durchdrang, wechselte er die Taktik und brachte vor, daß er persönlich «nur geholfen hatte, diese Instrumente für die Erhaltung von Deutschlands Rassenreinheit vorzubereiten; als die Hinschlachtung der Juden begann, war ich in einer Stellung, die mich daran hinderte, einzugreifen.»

Diese Art der Verteidigung war um nichts weniger haarspalterisch als die Rosenbergs und Streichers. «Ich wünschte nie die Juden zu töten, aber der Antisemitismus entwickelte sich so, daß ich die Kontrolle verlor.»

Das ist für Frick charakteristisch, der von Natur aus ruhig und zurückgezogen war und lieber seine Macht im Schatten des Thrones ausübte, als wie Goering den Führerplatz einzunehmen. Es ist bezeichnend, daß meine Notizen über den Mann dürftig sind, denn er hinterließ keinen besonderen Eindruck; es war so ein mittelmäßiger, freundlich aussehender Herr in einer Sportjacke, mit sehr kurz geschnittenem grauem Haar – wie bei uns die Veteranen. Diese trügerische Milde war seine Hauptstärke, denn niemand konnte erraten, daß sich hinter seinem glatten Gesicht ein sadistischer, erbarmungsloser Mörder verbarg. Dem finstern Kaltenbrunner war der Mörder wenigstens ins Gesicht geschrieben, aber Frick, der mit Hitler zusammen den Münchner Putsch gemacht und jeden seiner Streiche gekannt und unterstützt hatte, sah eher wie ein kleiner Angestellter aus als wie der mächtige Innenminister.

Frick zeigte in meiner Gegenwart nie das geringste Schuldgefühl – nicht einmal wegen der Kranken, Geistesgestörten und Alten, den «unnützen Essern», über die mit seinem vollen Einverständnis das Todesurteil gesprochen wurde. Er trug immer kalte Gefühllosigkeit zur Schau – der Typus des selbstsüchtigen Mannes, der mit den anderen marschiert, aber nur seine eigenen Machtzwecke im Auge hat.

Arthur Seyß-Inquart, einer von den «Ausländern», errang einen der zwei höchsten Intelligenzteste. Er war in Mähren geboren, das damals zu Österreich gehörte. Groß und mager, hinkend (eine Erinnerung an den Kriegsdienst als österreichischer Offizier im ersten Weltkrieg), war er zurückhaltend, in sich gekehrt, fleißig. Die Verwundung hatte ihm die Befreiung vom Militärdienst eingebracht, und er hatte im Jahre 1917 sein Doktorat der Rechte gemacht, kurz bevor der unabhängige tschechoslowakische Staat gegründet wurde.

Seyß-Inquart übersiedelte von Mähren nach Österreich und begann im Jahre 1930 in der österreichischen Politik eine Rolle zu spielen. Zwischen 1934 und 1938 arbeitete er Hand in Hand mit der illegalen österreichischen nationalsozialistischen Partei, hütete sich aber, ihr beizutreten. Im Jahre 1938 ernannte ihn Schuschnigg, offenkundig in der Annahme, daß er ein loyaler Österreicher war, zum Minister für Inneres und Öffentliche Sicherheit. Daraufhin ließ Seyß-Inquart die Maske fallen und öffnete den deutschen Truppen die Grenze.

Interessanterweise war Seyß-Inquart zu jener Zeit noch gar nicht Mitglied der nationalsozialistischen Partei und konnte deshalb für seinen Verrat nicht durch eine offizielle Parteistellung belohnt werden. Diesem Manko wurde aber bald abgeholfen, denn Seyß-Inquart wurde Gouverneur von Österreich.

Im Jahre 1939, nach der Eroberung Polens, wurde er Frank an die Seite gestellt und half mit, den Terror in Polen auf-

zurichten. 1940 wurde er zum Reichskommissar für die Niederlande bestellt, und in dieser Stellung war er für die Verfolgung und Abschachtung holländischer Juden und die Zwangsarbeitspläne und Deportationen verantwortlich, durch welche Holland ausgeplündert und seiner Jugend beraubt wurde.

Persönlich war Seyß-Inquart von distanzierterm und kaltem Gehaben; soweit ich ihn beobachten konnte, blieb er überzeugt, daß alles, was er getan hatte, zum Besten Deutschlands gewesen sei. Der Ausgang des Krieges brach nicht im geringsten seine Zuversicht. «Angesichts der totalen Katastrophe Deutschlands und des deutschen Volkes, auf nationalem, wirtschaftlichem, politischem und geistigem Gebiet, bleibt nichts anderes übrig als geduldig die Entwicklung der Situation abzuwarten und zu hoffen, daß diese Leiden nicht umsonst waren.»

In diesem eisigen, in sich gekehrten Individuum hatte offenkundig nur Gefühl für die Leiden des deutschen Volkes Raum. Mitleid für die ungezählten Tausende Österreicher, Polen und Holländer, die unmittelbar auf Grund seiner Befehle zugrundegegangen waren, kannte dieses verhärtete Herz nicht.

HJALMAR HORACE GREELEY SCHACHT

WALTHER FUNK

Hjalmar Schacht verdankte seine zwei mittlere Namen der Verehrung, die man in seiner Familie dem großen amerikanischen Journalisten entgegenbrachte. Mit seinen 69 Jahren war er immer noch der weitaus intelligenteste der ganzen Gesellschaft von Hitlers Helfern, die vor dem Nürnberger Gericht standen. Schacht, ein völlig ausgeglichener Charakter, war einfach ein Geldmann, ein smarter Bankier, der die Entdeckung machte, daß die nationalsozialistische Partei – zumindest kurzfristig – eine ideale Anlage darstellte.

Schacht hatte ausgedehnte Reisen durch Europa, Asien und Nordamerika gemacht; er sprach ausgezeichnet englisch und französisch. Sein Privatleben war nicht anders als das jedes soliden großen Geschäftsmannes, und als solcher benahm er sich auch stets, sogar im Gefängnis. Er hatte zweimal geheiratet, das zweite Mal eine um dreißig Jahre jüngere Frau. Seine erste Frau starb nach dem Ende des ersten Weltkrieges.

Schacht war immer nur Finanzmann gewesen. Er begann als ein Durchschnitts-Bankier. Im Jahre 1923 aber hat er die Wiederaufwertung der Mark durchgeführt, womit die Nachkriegsinflation beendet wurde. Diese erfolgreiche Aktion trug ihm die Ernennung zum Reichsbankpräsidenten ein, danach widmete er sich vorwiegend der Entwicklung der deutschen Wirtschaft.

Zur Beschönigung seiner Tätigkeit im Dienste des Nationalsozialismus versicherte er mir, daß sogar nach 1933 seine Bemühungen nicht auf die Stärkung des Nationalsozialismus gerichtet waren, sondern in erster Linie auf den Aufbau eines starken Deutschland. Schacht bewies sehr eingehend, daß die Schaffung einer starken deutschen Armee, Flotte und Luftwaffe die Vorbedingung dazu bildete. Nichtsdestoweniger konnte er nicht leugnen, daß ohne ihn die Partei über keine gut gespickte Brieftasche verfügt hätte.

Jedenfalls unterstrich Schacht – und er konnte das Gericht davon überzeugen – daß er Hitlers politische Grundsätze, sowie fast die ganze Nazi-Ideologie, abgelehnt hatte. Wie groß auch die Uneinigkeit mit Hitler gewesen sein mag, er blieb bis 1938 dessen erster Bankier. Schacht behauptete, damals der Überzeugung gewesen zu sein, daß übertriebene Rüstungen zu Deutschlands wirtschaftlichem Ruin führen mußten. Es kam zu einem offenen Bruch mit der Partei, und als der Krieg herannahte, wurde Schacht als Leiter der Reichsbank durch Funk ersetzt.

Schachts Verteidigung war, sogar zwischen den vier Wänden der Gefängniszelle, geschickter als die der meisten anderen. Vielleicht sah er das Schicksal, das ihm nach dem Krieg drohte, voraus, und legte deshalb schon im Jahre 1942 seine Besorgnisse über Deutschlands ungewisse Zukunft dokumentarisch nieder. Obwohl er damals in völliger Zurückgezogenheit auf seinem Landgut lebte, kamen seine Kritiken schließlich Hitler zu Ohren, und er wurde im Jahre 1944 in ein Konzentrationslager gesteckt.

Schacht gab vor, zweimal bei Anschlägen auf Hitlers Leben eine Rolle gespielt zu haben. Er lehnte es aber ab, über diese Anschläge zu sprechen, denn sie bildeten einen Teil seines Beweismaterials, mit dem er sich als Gegner Hitlers ausweisen wollte. Soviel ich seinen gelegentlichen Andeutun-

gen entnehmen konnte, war seine Rolle eine untergeordnete, und er war auch nie tatsächlich an der Ausführung der Verschwörungen beteiligt.

Schacht war überglücklich, als sein Konzentrationslager als Ganzes in die Hand der amerikanischen Armee fiel. Seine Enttäuschung war umso größer, als die Amerikaner ihn nicht mit großen Ehren als Mitglied der Untergrundbewegung empfangen, sondern auf die Kriegsverbrecherliste setzten und vor Gericht stellten. Verständlich, daß er nachher bitteren Groll sowohl gegen den Nationalsozialismus als auch gegen die Alliierten hegte.

Im Grunde ist Schacht ein schwer zugänglicher Charakter. Der Antrieb zu seinen Handlungen geht vom Verstand und nicht vom Gefühl aus. Seine Einstellung im Prozeß war einfach die, daß der Strick für Goering und seine Clique gerade recht war. Daß er selbst im Gefängnis saß und als Kriegsverbrecher betrachtet wurde, nahm er sehr übel. Er hielt dafür, daß er mit Goering oder Kaltenbrunner oder Streicher nicht in einen Topf geworfen werden dürfe; er erwartete auch nicht, gehängt zu werden. In einer unserer Unterredungen drückte er das so aus: «Es ist klar, daß die deutsche Führerschaft viel Verantwortung auf sich geladen hat, und es ist besser, die Wahrheit vor Gericht festzustellen und über Schuld und Unschuld ein für allemal zu urteilen. Sicherlich wird kein Unschuldiger bestraft werden.»

Schachts Erklärung seines eigenen Verhaltens war interessant und offenkundig auch überzeugend für das Gericht, das ihn freisprach: «Ich war töricht genug, im Anfang an Hitlers friedliche Absichten zu glauben. Ich unterstützte die Wiederaufrüstung, soweit sie Deutschlands Sicherheit gewährleistete, aber ich wurde immer mißtrauischer, als er versuchte, alle finanziellen Hilfsquellen des Landes für die Rüstungen zu vergeuden.

Den Wendepunkt bildete die Entlassung Fritschs, der keinen Angriffskrieg wollte, und die Betrauung Keitels, der einfach Hitlers Lakai war. Damals weigerte ich mich, für weitere Rüstungen Geld zur Verfügung zu stellen und wurde infolgedessen hinausgeworfen. Je aggressiver er wurde, desto defaitistischer war ich. Schließlich steckte er mich im Jahre 1944 ins KZ.

Was den Antisemitismus anbelangt, erwirkte ich von ihm noch im Jahr 1934 eine Vereinbarung, daß in der Industrie keine Rassenunterschiede gemacht werden dürften. Das Problem lag nicht in der Rassenfrage. Das ist alles barer Unsinn. Es handelte sich einfach darum, den Einfluß der Juden im Geschäftsleben und in anderen Berufen zu mindern.

Von den Greuelthaten erhielt ich erst Kenntnis, als ich in Flossenburg interniert war. Ich hörte, wie Menschen gezwungen wurden, sich zu entkleiden, und in den Tod geführt wurden. Es war bestialisch. Daß man mich am Leben ließ, erkläre ich mir nur damit, daß man mich möglicherweise später als Geisel oder Unterhändler hätte brauchen können.»

In diesen wenigen Worten ist Schachts wahre Meinung über das Nazi-Deutschland enthalten. Er war ein raffinierter, hochintelligenter, kaltblütiger Bankmann, der das deutsche Finanzsystem reorganisierte und die Nazi-Partei unterstützte, weil er darin einen Weg sah, ein besseres Deutschland aufzubauen – und damit ein besseres Bankensystem, an dessen Spitze er gestanden hätte.

Seine Reaktion auf die Verfolgungen entsprang nicht irgend einem menschlichen Gefühl für die Opfer, sondern der Erwägung, daß Deutschlands finanzielle Stellung, und infolgedessen seine eigene Stellung, dadurch erschüttert würde. Seine Meinungsverschiedenheiten mit Hitler kamen nicht daher, daß er Hitlers Aktionen mißbilligte, sondern daß er rein verstandesmäßig vorausberechnete, daß sie zur Nieder-

lage und zum Bankrott Deutschlands führen würden – und zu seinem, Schachts, Ruin.

Schacht war nichts als ein gewissenloser Finanzmann. Er ließ sich mit der Nazi-Partei ein, einfach weil sie ihm die größten Chancen für die Verwirklichung seiner Ideen bot und er mit ihrer Hilfe am schnellsten zu Reichtum und Ansehen gelangen konnte.

Schacht wurde «nichtschuldig» gesprochen, auf Grund des Umstandes, daß er aus Hitlers Regierung austrat, acht Monate, bevor polnische Truppen die deutsche Invasion abzuwehren versuchten. Ich kann nicht umhin mich zu fragen: Wäre Schacht «schuldig» gewesen, wenn österreichische Truppen achteinhalb Monate, bevor er sein Amt niederlegte, oder tschechoslowakische Truppen nur fünf Wochen vorher auf die eindringenden deutschen Soldaten geschossen hätten?

Als Hitler sich entschloß, an Stelle Schachts Walther Funk mit der Leitung der Reichsbank zu betrauen, traf er die armseligste Wahl seiner Regierungszeit. Äußerlich und innerlich sind Funk und Schacht die denkbar größten Gegensätze. Man kann sich keinen stärkeren Kontrast denken als zwischen dem hochgewachsenen, schlanken, aristokratischen, intelligenten Schacht und Funk, der mit seinem dicken Bauch daherwatschelte, klein und plump, und von sehr mittelmäßiger Intelligenz war. Schacht kühl, raffiniert und auf sich selbst gestellt, Funk hingegen von labiler Gemütsverfassung und leicht beeinflusßbar. Das Gefängnisleben macht ihn unglücklich, dieses Leben zwischen in Sträflingskleider gehüllten Schatten einer Regierung von Dämonen, die in den Tresors der Reichsbank das erbärmliche Gold der Plomben und Kronen aus dem Mund ihrer unzähligen Opfer gehortet hatten.

Ich bin der Meinung, daß Funk für den Posten, auf den Hitler ihn gestellt hatte, so wenig geeignet war, daß er die

Geschäfte nur dank der bestehenden, von Schacht genial ausgedachten Organisation der Reichsbank weiterführen konnte. Funk war ein dienstfertiger Laufbursche, ein schmieriger Ja-sager, der weder die Fähigkeit hatte, der Nazipartei eine Richtschnur zu sein, noch ihr entgegenzuarbeiten.

Geboren am 18. August 1890, wuchs Funk auf einem Landgut auf – «mit Hunden und Pferden», wie er einmal zu mir sagte. Er hatte nur Mittelschulbildung, besuchte aber später einige literarische und juristische Vorlesungen. Er wurde Journalist und gab nach seinem Eintritt in die Partei eine wirtschaftspolitische Zeitschrift heraus. Im Jahre 1933 machte ihn Hitler zu seinem Pressechef und nahm ihn vier Jahre später in sein Kabinett als Wirtschaftsminister auf. Er löste Schacht in der Reichsbank im Jahre 1939 ab.

Neben Heß war Funk unter den Nürnberger Nazis der einzige, der an Astrologie glaubte. Schon bei der ersten Unterredung erzählte er ungefragt, daß er «an einem Sonntagmorgen geboren wurde, um neun Uhr, im Zeichen des Löwen, einer ausnehmend günstigen Konstellation des Jupiter». Funk war sehr mit sich selbst beschäftigt und dachte nur an seine Gesundheit. Er weinte oft in seiner Zelle, von rührseligem Mitleid mit sich selbst übermannt. Er stieß leicht mit anderen zusammen und brachte mehr Beschwerden vor als sonst jemand im Gefängnis. Er war von großer Zungenfertigkeit.

Funk fiel im Nürnberger Gefängnis ganz aus dem Rahmen. Es ist erstaunlich, daß dieser ausgemacht schwächliche, unfähige, weiche Charakter überhaupt in den Verband der Nazibonzen aufgenommen worden war. Vielleicht war es nur seiner Schlagfertigkeit zu verdanken und dem Umstand, daß die anderen, an harte Arbeit gewöhnten Naziführer im Verkehr mit ihm eine gewisse Entspannung fanden.

ALBERT SPEER

FRITZ SAUCKEL

Die Durchführung des Produktionsprogramms von Hitlers Geschäftsunternehmen, einschließlich Arbeit und Bautätigkeit, oblag dem Architekten Speer und dem Werbeoffizier Sauckel.

Albert Speer, ursprünglich Hitlers Architekt und später Reichsminister für Rüstung und Munition und Leiter der Organisation Todt, kann als hochintelligenter, lebhafter, schöpferisch veranlagter und hochbegabter Architekt beschrieben werden, irgendwie knabenhaft im Charakter und nur seiner Arbeit hingegeben. Ich habe Speer oft mit einem Rennpferd mit Scheuklappen verglichen – er war für die schönen Künste geboren und erzogen und konnte nur dieses einzige Ziel sehen und verfolgen.

Speer nützte die Nazipartei für seine Zwecke in noch höherem Maße aus als selbst Goering. Er war Hitlers Speichel-lecker und schmeichelte ihm, so etwa wie Leonardo da Vinci Ludovico Sforza schöngetan hat. Er trat der Partei im Jahre 1932 bei und wurde bald beauftragt, eines der größten Gebäude Berlins umzubauen. Er war ein Genie in der Architektur, aber nicht im Rechnen. Die Ausgaben, in welche er die Partei stürzte und die den Voranschlag um ein Vielfaches überschritten, erregten viel Spektakel und beschworen den Zorn Münchens auf die Berliner herab. Woraufhin er ein Jahr lang keine Partei-Aufträge erhielt.

Mit Hitlers Machtantritt im Jahre 1933 hörten die Geldfragen auf, ein Problem zu sein. Dem Führer gefiel auch sein grandioser Stil, und er erhielt den Auftrag, die Dekorationen für etliche Parteitreffen zu liefern. Schließlich wurde Speer in aller Form zu Hitlers Architekt ernannt, und Hitler hatte große Zuneigung für den schüchternen, offenherzigen, intelligenten Menschen. Diesem genialen Schmeichler wurde der Auftrag zuteil, die baulichen Grundlagen für das «Tausendjährige Reich» zu legen.

Speer war sich nicht im geringsten im unklaren darüber, woher ihm seine Aufträge kamen, aber darüber hinaus interessierte ihn nichts als Architektur. Sogar im Gefängnis, das ihm nie geblüht hätte, wenn er nicht den Posten eines Kriegsproduktions-Ministers bekleidet hätte, betrachtete er den 8. Februar 1942 als seinen Glückstag. Das war der Tag, an dem Todt bei einem Flugzeugunfall ums Leben kam und Speer Herr des gesamten Bauwesens in Deutschland wurde. Die Tatsache, daß er gleichzeitig für die gesamte Kriegsproduktion verantwortlich wurde, war ein unvermeidlicher Begleitumstand. Ich bezweifle es, daß er sich je über die Behandlung und Ernährung seiner Arbeitssklaven Gedanken gemacht hat. Er wehrte sich gegen jede Ablenkung von seinen architektonischen Arbeiten und seiner Forschertätigkeit.

Speer war auch im Gefängnis ruhig und in sich gekehrt und verwandte seine ganze Zeit und Energie auf das gewohnte Ziel – er zeichnete Pläne. Seine ganze Einstellung zum Prozeßverfahren spiegelt sich in einer Äußerung, die er mir gegenüber nach der Filmvorführung eines Parteiaufmarsches gemacht hat: «Ich bin froh, daß man diese Bilder gezeigt hat, so konnte ich noch einmal die schönen Gebäude sehen, die ich entworfen habe.» Er wird vielleicht auch jetzt zwanzig Jahre Kerker als einen nicht zu hohen Preis für die Bauten ansehen, die er geschaffen hat.

Speers Schuld beruht auf seiner Verantwortung für den Mißbrauch der Sklavenarbeit, die ihn als obersten Leiter der Kriegsproduktion trifft. Wahrscheinlich betrachtete er diese Stellung wie er alles andere betrachtete, mit den Augen eines Träumers, für den Bauten wichtiger waren als Menschenleben, und nicht als ein nüchterner Kriegsmaterial-Produzent. Es scheint, daß die gewaltige Organisation Todt erfolgreich weiter arbeitete, nicht dank, sondern trotz Speers Leitung.

Fritz Sauckel, Leiter der Sklaven-«Werbung» für das nationalsozialistische Deutschland, war unzweifelhaft der unbedeutendste unter den Angeklagten. Körperlich war er klein, intellektuell bestenfalls Durchschnitt und charaktermäßig äußerst unreif. Als ich ihn das erste Mal einvernahm, hatte er viele Entschuldigungen für seine Handlungen bereit; als ich aber seine Verbrechen an den Fremdarbeitern durch unwiderlegliches Tatsachenmaterial belegte, holte er zu einem pathetischen Glaubensbekenntnis für den Führer aus und erklärte sich bereit, dafür zu sterben, daß er Hitlers Befehle ausgeführt hatte.

Das Schema, nach dem er sich zu verteidigen pflegte, war erst kriecherische Höflichkeit und Beflissenheit, eine Situation zu «erklären», und sturer Trotz, sobald seine Schuld offenbar war.

Sauckel besuchte fünf Jahre lang die Volksschule; dann ging er zur See und wurde Schiffsjunge. Das war der Abschluß seiner Schulbildung. Den Rest seiner Erziehung genoß er in zwei Dutzend Schiffs-Mannschaftsräumen und so ziemlich sämtlichen Häfen der Welt.

Fast am ersten Tag des ersten Weltkrieges wurde das Handelsschiff, auf welchem er diente, aufgebracht, und Sauckel kam in Kriegsgefangenschaft. Er wurde fünf Jahre lang in Frankreich festgehalten und kam erst ein Jahr nach Kriegs-

ende nach Hause. Dann arbeitete er als Hilfsarbeiter in einer Fabrik und später als Werkzeugmacher. Er wurde ein Arbeiterführer und beteiligte sich in den Zwanzigerjahren an den politischen Kämpfen, die in Deutschland zwischen Sozialdemokraten, Kommunisten und anderen Gruppen wütheten. Als Sozialdemokrat nahm er an vielen Streiks und Arbeitsverhandlungen teil.

Als sein politischer Einfluß wuchs, wurde er im Jahre 1927 in die politische Verwaltung Thüringens entsandt und schließlich zum Regierungspräsidenten von Thüringen ernannt. Er machte im Jahre 1933 seinen Einfluß zugunsten der Nationalsozialisten geltend, und Hitler belohnte ihn, indem er ihn zum Reichsleiter von Thüringen machte. Nach Kriegsbeginn, im Jahre 1939, wurde er einer der maßgebenden Leiter der Arbeitsfront für den Vierjahresplan.

Sauckels Begründung seiner Politik war die eines einfachen, ungebildeten Menschen, der blind glaubt, was von der Partei kommt, und danach handelt, als wäre es Gottes Wort. Er war überzeugt, daß die vereinigten Völker der Erde – mitsamt dem «internationalen Judentum» natürlich – dem deutschen Volk nicht wieder gutzumachenden Schaden zugefügt hatten. Er sah es als seine Berufung an, gegen diese Einflüsse zu kämpfen.

Ich konnte in einige Briefe Sauckels an Hitler Einblick nehmen. Sie waren in buchstäblich anbetendem Ton gehalten. Zweifellos empfand er für Hitler die Treue eines Hundes zu seinem Herrn. Im Nürnberger Gefängnis kam er auf den Gedanken, daß vielleicht Himmler und Goebbels Hitler verdorben hatten, und er machte sie dafür verantwortlich, die Partei zu Verbrechen gegen die Menschlichkeit angestiftet zu haben. Er schwor, daß seine Hände von Blut rein seien und glaubte zuversichtlich, daß man ihn nicht hinrichten würde.

Sein Standpunkt war, daß er lediglich bestellt gewesen war,

um Arbeitskräfte für Deutschland zu beschaffen. Daß so viele Arbeiter in Deutschland starben, ging ihn nichts an. Er sah keinen Zusammenhang zwischen ihrem Tod und seinen Anordnungen, in den eroberten Gebieten aus den verfügbaren Arbeitskräften die besten für Deutschland auszuwählen. Er sah nichts Schlechtes darin, Hunderttausende von Franzosen, Holländern und Angehörigen anderer fremder Völker zu entwurzeln, damit Deutschland den Krieg gewinnen könne. Ganz offenkundig fühlte er sein Gewissen rein von Schuld. Schließlich hatte man ihm ja gesagt, und er glaubte es, daß Deutschland das volle Recht und sogar die Pflicht hatte, Arbeit in Europa zu mobilisieren. Er glaubte ehrlich, daß Deutschland der Erretter und Beschützer Europas war und bestärkte sich selbst im Glauben, daß die Deportation von ungezählten Tausenden zur Zwangsarbeit in Deutschland dem Wohle Europas diene.

Sauckel war einer der wenigen im Nürnberger Gefängnis, die weder die Vorstellungs- noch die Urteilskraft besaßen, das Ausmaß ihrer Schuld zu erfassen. Klein an Leib und Seele machte er keinesfalls den Eindruck eines Führers. Es war nicht überraschend, daß Sauckel einen gewissen Stolz darüber empfand, vor Gericht zu stehen. Ich habe ihn sogar im Verdacht, noch unter dem Galgen etwas von dieser Befriedigung verspürt zu haben. Bis dahin war er gewohnt gewesen, sich zur zweiten Garnitur zu zählen. Zu den Prominenten gerechnet zu werden, wenn auch nur als Kriegsverbrecher, bedeutete für Sauckel entschieden eine Erhöhung seines Ich-Gefühls.

DER FÜHRER

Hitlers Deutschland war eine riesige, rücksichtslose und allmächtige Organisation, die sich im geschäftlichen Verkehr vollkommen unpersönlich gab, selbst den eigenen Beamten gegenüber. Sie verlangte lediglich, daß Resultate erzielt wurden und kümmerte sich wenig darum, mit welchen Mitteln dies geschah. Aber das war nicht alles – es kam noch etwas hinzu: zur Organisation gehörte der Organisator, Adolf Hitler, und das eine war ohne das andere nicht denkbar.

Die tatsächliche Unpersönlichkeit der Nazimaschine, ihr vollkommener Mangel an menschlichem Gefühl oder Gewissen, ist direkt auf Hitlers Theorie zurückzuführen, wonach eine kleine Anzahl sorgfältig ausgewählter Männer, geschickt auf ihre Posten gestellt mit der Aufgabe, Erfolge zu erzielen, totalitäre Führer eines ganzen Landes sein können. Hitler wählte diese Männer aus und wies ihnen ihre Posten an. Daß sie Erfolge erzielten, hat die Geschichte gezeigt.

Es ist wichtig, sich darüber klar zu sein, daß das Nazisystem nicht wie andere Regierungen gebildet worden war, sondern daß es den Schlußpunkt in der Entwicklung eines totalitären Staates darstellte. Jeder einzelne Deutsche war ebenso Hitler unterstellt, wie jedem Unterführer, der im Rang über ihm stand. Hitlers Entscheidung war in allen Angelegenheiten endgültig, und er besaß nicht nur die Macht, über das Tun und Lassen seiner Untergebenen zu bestimmen, sondern auch über ihr Leben zu verfügen.

Offensichtlich war Adolf Hitler die wichtigste Persönlichkeit in der Hierarchie. In zahlreichen Büchern ist die Geschichte seines Lebens mehr oder weniger vollständig dargestellt worden. Alle diese Angaben sind von höchster Bedeutung, wenn man Hitlers Persönlichkeit schildern und die Frage beantworten will, wie es zu der tatsächlichen Entwicklung kam.

Für den Zweck, den ich mit diesem Buche verfolgte, waren indes die Kommentare seiner Zeitgenossen, seiner Mitarbeiter, seiner persönlichen Ärzte und seiner Sekretäre von größerem Interesse. Ein bedeutender Teil dieses Materials ist bis heute unveröffentlicht, und verschiedene kritische Urteile über seine Persönlichkeit stammen von Menschen, die nicht mehr unter den Lebenden weilen.

Die Entwicklung von Hitlers Persönlichkeit bildet ein Problem, das eines eingehenden Studiums bedarf, eine Aufgabe, die noch nicht beendet ist. Im folgenden wollen wir ein Porträt dieser Persönlichkeit geben.

ADOLF HITLER

I

Es kann nicht geleugnet werden, daß Adolf Hitler eine bemerkenswerte Persönlichkeit war. Ich benütze absichtlich die Vergangenheitsform, weil – obwohl Hitler den Tod fürchtete und eine starke Abneigung gegen den Selbstmord besaß – seine besten Freunde, mit denen ich persönlich sprach, alle der Meinung sind, daß er tot ist, und daß er sich selbst das Leben nahm.

Natürlich war es wohlbekannt, daß Hitler bereits seit mehreren Jahren eine ausgesprochene Angst vor dem Tode geäußert hatte. Er sagte öfters, daß er sich mit seinem Werk beeilen müsse, da ihm nur noch wenig Zeit zur Verfügung stünde. Ständig zwang er seine Mitarbeiter zu Überstunden, um so zu erreichen, daß sie mit ihren Aufgaben fertig wären, falls ihm etwas zustieße. Er lebte in der quälenden Angst, daß er Magenkrebs habe, während er in Wirklichkeit nur unter einer nervösen Magenkrankheit litt.

Gleichzeitig mit dieser außerordentlichen Todesfurcht bekundete er eine starke Abneigung gegen jede Erörterung über den Selbstmord. Ein Ausspruch Hitlers lautete: «Nur ein Schwächling oder ein Narr begeht Selbstmord.» Er erklärte nachdrücklich, daß es immer einen Weg gäbe, seine Lage wiederherzustellen, solange man am Leben sei; nach dem Tode bestände indes keine Hoffnung mehr. So waren die Meinungen, die Hitler immer und immer wieder in den Tagen vor dem Beginn der Katastrophe äußerte.

Als jedoch die militärische Katastrophe des Jahres 1944 einsetzte, bemerkten Hitlers Mitarbeiter, daß der Führer anders zu sprechen anfang. Und als sich mit fortschreitender Zeit die Niederlagen häuften und auch sein Körper unter der Spannung nachgab, hörte man ihn sagen, er könne es durchaus verstehen, wenn jemand, der nicht mehr gesund sei, sich selbst den Tod gebe. Um jene Zeit litt er an einer partiellen, von Zittern begleiteten Lähmung der linken Hand. Er war äußerst besorgt, daß dieses Leiden auch auf die rechte Hand übergreifen könne. Eines Tages sagte er geradeheraus, wenn dies einträte, würde er seinem Leben ein Ende bereiten.

Goering erwähnte einen anderen Fall, der darauf hindeutet, daß Hitler sich immer mehr mit Selbstmordgedanken beschäftigte. Der Marschall befand sich in der Gesellschaft Hitlers, als man diesem die Bilder des hingerichteten Duce und seiner Geliebten zeigte. Noch unter dem Eindruck dieser Erinnerung erzählte Goering mit geballten Fäusten folgende Geschichte:

«Wir erhielten die vollständige Serie der Bilder Mussolinis, der tot mit seiner Geliebten in der Gosse lag und dann mit dem Kopf nach unten gehängt zu sehen war. Sie waren einfach scheußlich. Hitler geriet in Raserei. Er nahm die Bilder an sich und schritt brüllend in der Halle auf und ab. „Das wird mir nie passieren!“ rief er aus, und mit diesen Worten schwenkte er die Bilder erregt in der Hand hin und her. Später kam Hitler mehrmals spontan auf das Thema zurück. Er schwor, man werde ihn nie lebend in die Hände bekommen, und nie würden böse Deutsche Gelegenheit haben, seine Leiche zu besudeln.

Das ist auch der Grund, warum Hitler sich nie entschloß, persönlich einen letzten heldenhaften Angriff gegen die Russen zu unternehmen. Wir sprachen über dieses Thema, doch sagte Hitler, es könne sein, daß er dabei nicht umkäme, son-

dern nur verwundet würde. Dann aber bestünde die Möglichkeit, daß man ihm das gleiche Schicksal wie Mussolini bereite.»

Bei dem Studium der Ereignisse, die zu Goerings Ungnade führten, stellte ich fest, daß Hitler auch über den Plan eines Selbstmordes mit Ribbentrop, Jodl, Himmler, Goebbels und Bormann in der Woche des 30. April 1945 gesprochen hatte. In seinem letzten Testament erklärte er: «Meine Frau und ich beschlossen zu sterben, um der Schande der Niederlage oder der Kapitulation zu entgehen.»

Daher ist es vom psychologischen Standpunkt aus durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß Hitler tatsächlich Selbstmord begangen hat. Wenn er verlangte, daß seine Leiche und die Eva Brauns verbrannt würden, anstatt pomphaft vom deutschen Volke zu Grabe getragen zu werden, so ist dies erklärlich, nämlich durch die Angst vor der Schändung.

Ich unterstreiche diese Tatsachen, weil Hitlers Persönlichkeit, wie man später sehen wird, zum paranoischen hysterischen Typus gehört, der gewöhnlich nur Selbstmordversuche mimt und den Selbstmord tatsächlich lediglich in Ausnahmefällen ausführt. In Hitlers Fall muß nun der Druck von außen her, als es dem Ende entgegenging, außerordentlich stark gewesen sein, denn wir finden bei ihm eine sich stufenhaft steigernde Neigung zum wirklichen Selbstmord, der als Flucht aus seiner Lage zu betrachten ist.

Daß Hitler ein bemerkenswerter Mann war, bildete die eigentliche Ursache seiner Vergötterung durch das deutsche Volk; das muß auch von jenen in unseren Reihen zugegeben werden, die seine heftigsten Feinde waren. Biographen in Deutschland haben langatmige Darstellungen über ihn geschrieben, die voller Verehrung sind und in denen jede gute Eigenschaft Hitlers erwähnt wurde. Außerhalb Deutschlands Lebende indes, von denen manche vor seinem Terror geflohen sind, betonen besonders seine Schwächen und Absonderlich-

keiten. Sie stellen ihn als unbeständig, sexuell pervers, geistig unausgeglichen hin, als einen verzogenen, tyrannischen Narren.

Wenn wir verstehen wollen, warum dieser in körperlicher Hinsicht unbedeutend aussehende Mann dazu kam, das Leben so vieler Menschen so vollkommen zu beherrschen, so müssen wir unsere Vorurteile aufgeben und uns an jene Seiten in Hitlers Persönlichkeit halten, die ihn zur Herrschaft befähigten.

Hans Frank äußert sich folgendermaßen in der Autobiographie, die er im Gefängnis schrieb – wie er sich ausdrückt – «damit meine Kinder aus meinen Irrtümern lernen sollen»:

«Es ist nicht zu erklären, daß das Schicksal des ganzen Reiches von einem gewöhnlichen Individuum abhing, von einem Menschen, der nichts anderes war wie wir auch, nämlich ein Mensch aus Fleisch und Blut.

Ich glaube, daß die Gestalt Adolf Hitlers in der Erinnerung des deutschen Volkes ein unbestimmter Alpdruck, eine Gestalt für zukünftige Legenden sein wird. Und diese Legenden werden dazu führen, daß man die Schmerzen und Leiden, die er verursachte, vergißt; sie werden bewirken, daß man diesen einen Mann verherrlicht und preist, diesen Mann, der das deutsche Volk und die deutsche Nation als Privateigentum betrachtete, mit dem er nach Belieben verfahren konnte.»

Ich fürchte, daß diese Voraussage genau eintreffen wird. Die Hitlerlegende kann nur dadurch verhältnismäßig harmlos gestaltet werden, daß wir der ganzen Welt zeigen, wie Hitler tatsächlich war. Bevor wir nun daran gehen, von ihm ein objektives Bild als menschlichen Organismus zu entwerfen, wollen wir erst einmal prüfen, wie ihn die Ärzte gesehen haben, bei denen er in Behandlung stand. Folgende Zeilen sind den Berichten seiner Ärzte entnommen.

Hitler wog etwa 150 Pfund und war fünf Fuß, neun Zoll

groß. Er war von blasser Haut und sein Äußeres im allgemeinen nicht einnehmend. Die medizinischen Untersuchungen haben ergeben, daß er durchaus normal war, und die üblichen ärztlichen Ermittlungen ergaben nichts Positives. Gegen Ende des Jahres 1943 zeigte sich bei ihm eine gewisse Schwäche im linken Bein und im linken Arm, dem sich ein immer stärker werdendes Zittern zugesellte. Er wurde von einer Reihe von Ärzten untersucht. Die Symptome, welche sich fanden, diagnostizierten die Ärzte als hysterisch, ohne dabei ein eigentliches Nervenleiden festzustellen.

Im Frühling des Jahres 1944 wurde das Zittern so stark, daß Hitler oft unfähig war, den linken Arm zu gebrauchen. Er hielt ihn dann eng an den Körper gepreßt. Während dieser Zeit zeigte er sich bisweilen äußerst ärgerlich über das ständige Zittern seiner linken Hand. Er hielt sie dann mit der rechten fest. Einer seiner Ärzte berichtete den außerordentlich interessanten Umstand, daß dieses Zittern aufhörte, wenn man Hitler darüber befragte.

Nach dem erfolglos verlaufenen Attentatsversuch auf Hitler im Juli 1944, als er durch den Luftdruck Quetschungen am rechten Bein und am rechten Arm erlitten hatte, funktionierte seine linke Hand während acht Wochen tadellos. Als dann die rechte Seite wieder normal wurde, verschlimmerte sich die linke Seite nach und nach erneut, und während des Winters 1945 waren seine linke Hand und sein linkes Bein fast unbrauchbar.

Abgesehen von dieser hysterischen Reaktion wies Hitler keinerlei körperliche Abnormalitäten auf. Als Mensch war er jedoch ein viel schwierigeres Problem. Einer seiner Ärzte bemerkte darüber resigniert: «Sein seelischer Zustand war sehr kompliziert.»

Wenn wir Hitlers Einstellung zum Leben kennenlernen wollen, so müssen wir kurz über seine Familienprobleme,

seine Jugend und seine ersten Mannesjahre sprechen, über das, was man den «Entwicklungs-Hintergrund» nennt. Anscheinend war sein Vater ein etwas unbeständiger Mensch gewesen, der sich dreimal verheiratet hatte, viel Ehrgeiz besaß und außerordentlich streng war. Bisweilen wies Hitler auf die Strenge seines Vaters hin. Anscheinend entwickelte sich aus diesem Grunde bei ihm in jungen Jahren ein heftiger Haß gegen jede Art von Autorität – mit Ausnahme derjenigen, die er selbst ausübte oder die in seinem Namen ausgeübt wurde.

Hitlers Mutter hingegen war eine einfache Hausfrau. Er sprach oft und mit Respekt von ihr als einer bescheidenen und ruhigen Frau, die nur für ihre Kinder lebte. Anscheinend war sie oft über die Barschheit ihres Gatten entsetzt, der seiner Familie gegenüber sehr rücksichtslos war. Viele von Hitlers Biographen haben auf Hitlers starke Anhänglichkeit an seine Mutter hingewiesen und behauptet, er habe an einem Ödipuskomplex gelitten. Das mag wohl der Fall sein.

Als Hitler 19 Jahre alt war, starb seine Mutter. Gewissermaßen in Auflehnung gegen seinen Vater begab er sich nach Wien, um bei einer Tante zu leben. Dort kümmerte man sich wenig um ihn. Es gelang ihm nicht, zum Architekturstudium zugelassen zu werden; er war anscheinend faul und bewies seine Abneigung gegen jede Autorität, indem er weder eine Schule besuchte noch arbeitete. Während dieser Periode entwickelte sich bei ihm ein starkes Gefühl für Deutschland und ein heftiger Haß gegen Wien, besonders die Wiener Juden.

Hitlers politische Ansichten rühren wahrscheinlich von dem Umstand her, daß seine Heimstätte Linz eine ländliche Stadt im deutschen Stil war, ganz verschieden von dem raffinierten Wien. Hitler muß sehr unter der Tatsache gelitten haben, daß er in Wien als absoluter Niemand betrachtet wurde.

Während er sich in Wien zu einem überzeugten Alldeutschen und Antisemiten entwickelte, war er nicht imstande, sich mehr als ein kümmerliches Halbwissen in künstlerischen Dingen anzueignen. Natürlich hatte er gehofft, Architekt zu werden, dann glaubte er, Maler werden zu können. Beides mißlang ihm.

Nachdem er in allen seinen Versuchen Schiffbruch erlitten hatte, verließ er Wien und begab sich nach München. Dort trat er bei Ausbruch des Krieges von 1914 als Kriegsfreiwilliger in die deutsche Armee ein. Fast alle Biographen haben auf den Umstand hingewiesen, daß für Hitler der Krieg eine Lösung seiner Schwierigkeiten bedeutete, daß der Krieg ein Ventil bildete für seinen aggressiven Charakter. Nun war er Soldat im Sinne der rein deutschen Tradition und besaß eine gewisse Autorität. Karl Brandt, einer seiner Ärzte, sagt über diesen Abschnitt in seinem Leben folgendes:

«Ich möchte besonders darauf hinweisen, daß in jener Periode bei Adolf Hitler Verstand, Vernunft und Kritik erwachten. Im Felde trug er fast ausschließlich Werke des Philosophen Schopenhauer bei sich. Adolf Hitler galt als tapferer und zuverlässiger Soldat. Er wurde Regimentsmeldegänger und blieb bis zum Ende des Krieges in dieser Verwendung. Obwohl er sich als Soldat ausgezeichnet bewährte, brachte er es nur bis zum Gefreiten. Eine Beförderung würde für ihn bedeutet haben, daß er seinen Posten beim Regimentsstab hätte aufgeben müssen. Er lehnte indes die Beförderung ab, da ihm die Stellung beim Stab, wo alle Fäden zusammenliefen, besser gefiel. Die Meldegänger waren alle durch eine herzliche Freundschaft miteinander verbunden, und keiner wollte seinen Posten freiwillig aufgeben. Will man Hitler vollständig verstehen, so muß man sich bewußt sein, daß dieser erste Krieg ihn, der Künstler war oder wenigstens eine künstle-

risch veranlagte Natur, zu einem harten, entschlossenen Mann umwandelte. Mehr und mehr entfremdete er sich Schopenhauer. Hitler wurde auch von den Offizieren dazu verwendet, Ansprachen an die Soldaten zu halten, und selbst diese Reden enthielten politische Tendenzen. In dem stark links orientierten München hatte Hitler sich der nationalen Richtung verschrieben, wie er sie in Linz verherrlicht hatte. Durch die Kameradschaft mit den Soldaten und alten Frontkämpfern entwickelten sich langsam sozialistische Neigungen bei ihm.»

Diese Erklärung eines Arztes, der jahrelang mit Hitler zusammenarbeitete, ist wahrscheinlich der Wahrheit entsprechend. Sie gibt uns aber außerdem einen Begriff von seinem Verhalten als Soldat. Während Brandt betont, daß Hitler sich selbst entschloß, lediglich Gefreiter zu bleiben, hat es ganz den Anschein, als mußte er sich sogar glücklich schätzen, diesen Grad behalten zu können. Kein Offizier in irgendeiner Armee wird es gern sehen, wenn ein Soldat – wie Brandt es von Hitler erzählt – politische Ansprachen an seine Kameraden hält. In der Wehrmacht mit ihrer eisernen Disziplin muß Hitler mit seinem kleinlichen Haß, seinem aufbrausenden Wesen, seiner eindringlichen Redeweise und seinen politischen Ideen für seine Offiziere eine schwere Bürde gewesen sein, und es ist erstaunlich, daß er nicht einfach von seinem Posten davongejagt wurde.

Es besteht kein Zweifel, daß Hitlers Charakter durch den Krieg beeinflusst worden ist und daß die Kameradschaft in dieser Zeit die erste wirkliche Zuneigung darstellte, die er anderen Menschen entgegenbrachte. Außerdem erkannte Hitler während dieses Krieges zweifellos, infolge seiner Tätigkeit als Vertreter der Soldaten, sein großes Talent als machtvoller und begabter Redner. Da er sah, daß man ihm Vertrauen entgegenbrachte, setzte er seine politische Tätigkeit fort. Das

Weitere in dieser Entwicklungsperiode ist zur Genüge von andern Biographen beschrieben worden.

Was seine Eigenschaften anlangt, nachdem er ein reifer Mensch geworden war, so stellten seine Ärzte folgende als charakteristisch fest: starkes intuitives künstlerisches Talent, ungeheure physische Energie, verbunden mit körperlichem Mut, klaren Verstand mit ungewöhnlichem Gedächtnis und absolute Willensstärke, die unbedingt zur Intoleranz neigte.

Ferner besaß er ein herrschsüchtiges Wesen und ein unheimliches Talent, Kniffe anzuwenden, um mit einer verwickelten Lage fertig zu werden. Diese Faktoren bilden bestimmt die Grundzüge von Hitlers Persönlichkeit. Sie sind von allen, die ihn kannten, bestätigt worden und scheinen tatsächlich die hervorragendsten seines Charakters zu sein.

Um ein besseres Bild der positiven Seiten seines Charakters zu erhalten, wollen wir sie kurz im einzelnen prüfen.

Sein künstlerisches Talent ist von vielen Künstlern, die lediglich seine Versuche in der Malerei kannten, ins lächerliche gezogen worden. Was Hitler als Maler leistete, ist schwer zu beurteilen und eine Frage, die nur von Kunstkritikern entschieden werden kann. Außer der Malerei interessierte er sich jedoch sehr stark für Architektur; eine große Anzahl der Pläne für den Umbau von Berlin, München, Linz usw. stammen aus seiner frühen Zeit. Er fühlte sich stets als Architekt. Sowohl die Reichsautobahnen als die deutschen Reichsbahnen waren Gegenstand seiner Pläne. Stets bedauerte er, seine architektonischen Pläne nicht ausführen zu können; so äußerte er zum Beispiel: «Da ich Architekt sein möchte und Künstler bin, muß ich, um meine Pläne ausführen zu können, zu einem Umweg meine Zuflucht nehmen und mich mit Politik beschäftigen. Kein regierender Fürst wird mir je die Mittel zur Verfügung stellen, die zur Ausführung meiner Pläne notwendig sind.»

Neben dieser Beschäftigung mit architektonischen Dingen konnte man Hitler stets, selbst in den trübsten Stunden, bei der Anfertigung von Skizzen und Zeichnungen sehen. Bei seinen Besuchen an der Ost- und Westfront zeichnete er häufig Artilleriestellungen, Bunker und Verteidigungswerke. Desgleichen beschäftigte er sich mit Kostümfragen und entwarf unter anderem die Uniform der Beamten des Außenministeriums.

Seine Tatkraft ist allgemein bekannt. Die Berichte aus dem ersten Weltkrieg besagen, daß er persönlichen Mut besaß und ein tüchtiger Arbeiter war. Nach Angaben seiner Mitarbeiter war er oft imstande, mehrere Tage hintereinander ohne Unterbrechung zu arbeiten; am meisten leistete er in der Nacht. Er sagte selbst, als Studierender habe er in Wien am Tage arbeiten müssen, während er in der Nacht las und studierte. Diese Gewohnheit habe er beibehalten. In den allerletzten Jahren wurde seine Arbeitskraft durch die Eingriffe verschiedener Ärzte gefördert, die ihm zahlreiche Einspritzungen, besonders von Glucosepräparaten, machten, wodurch vielleicht seine Energie bis zu einem gewissen Grade gesteigert wurde. Im ganzen betrachtet, müssen wir feststellen, daß er stets fleißig war, ständig über der Arbeit saß und über eine ungeheure Tatkraft verfügte.

Über seine Intelligenz wird sehr gestritten. So weit aus den Berichten zu ersehen ist, wurde er nie einer eigentlichen Intelligenzprüfung unterworfen, aber es ist sicher, daß sie weit über dem Durchschnitt gewesen sein muß.

Sein Gedächtnis, das Brandt als außergewöhnlich bezeichnete, war anscheinend phänomenal. Alle, die je mit ihm zu tun gehabt haben, bestätigen diese Tatsache. Obwohl er keine eigentliche Erziehung genossen hatte, las er ständig über alle Wissensgebiete und war offensichtlich imstande, nicht nur rasch zu lesen, sondern auch das Gelesene im Gedächtnis zu

behalten und die auf diese Weise erlangten Kenntnisse zu verwerten. Sein Gedächtnis scheint gleich gut in bezug auf Ereignisse, Personen und abstrakte Dinge gewesen zu sein. Brandt behauptet, er habe Hitler nie bei einem Gedächtnisfehler ertappt, obwohl er ihn während zehn Jahren unter Zuhilfenahme von Handbüchern und Wörterbüchern kontrolliert habe.

Was das militärische Gebiet anlangt, so schwor Keitel darauf, daß Hitler ein strategisches Genie war. Nun steht es tatsächlich fest, daß er in seiner riesigen Militärbibliothek, die nahezu jedes bekannte Werk über Militärwissenschaften enthielt, sehr gut zu Hause war. Sein ausgezeichnetes Gedächtnis machte auch auf Doenitz großen Eindruck, der mir erzählte, Hitler sei imstande gewesen, jederzeit eine ins einzelne gehende Beschreibung aller Schiffstypen zu geben. Keitel und Jodl wunderten sich ebenfalls über diese Fähigkeit. Ferner konnte Hitler aus dem Stegreif jede Information über jedes Geschütz der Artillerie der Wehrmacht geben, wobei er alle Einzelheiten aus dem Gedächtnis zitierte.

Es war jedoch nicht das Gedächtnis allein, das Hitlers Stärke ausmachte. Seine geistigen Fähigkeiten sind auch aus seinem großen Organisationstalent ersichtlich. Er war anscheinend ein geborener Organisator und besaß die Gabe, seine Mitarbeiter dort hinzustellen, wo sie am besten am Platze waren.

Schließlich aber – und dies ist meine eigene Schlußfolgerung, die sich aus dem Zeugnis seiner Ärzte, Sekretäre und Minister ergibt – war Hitler selbst überzeugt davon, daß er große Fähigkeiten besaß; diese Überzeugung ging bei ihm bis zum Größenwahn. Er glaubte fest daran, daß er der einzige Mensch sei, der das Dritte Reich emporführen könnte, und eine Zeitlang schien er das Gefühl zu haben, daß er von der Vorsehung auserkoren sei, seine Aufgabe zu erfüllen. In-

folgedessen zeigte er sich äußerst intolerant gegenüber jeder Idee, die mit der seinen nicht in Einklang stand. Tatsächlich konnte er auf keinem Gebiet den geringsten Wettbewerb ertragen, und er war ernstlich aufgebracht, wenn sich jemand mit ihm stritt.

Im vertrauten Kreise war Hitlers Benehmen im allgemeinen freundlich. Niemand widersprach ihm, und seine Umgebung liebte ihn eben seines freundlichen und herzlichen Wesens wegen. Besonders freundlich verhielt er sich gegenüber Kindern und alten Leuten. Er besaß ein großes Verständnis für die kleinen Freuden des Lebens. Frauen gegenüber zeigte er sich wirklich charmant.

Jeder, der mit mir über diesen Punkt sprach, sagte, daß Hitler die Art eines «Wiener Herrn» gehabt habe. Dies ist ein deutscher Charaktertypus, der etwa unserem «Gentleman aus dem Süden» entspricht. Darunter verstand man nicht nur einen Menschen von angenehmem Wesen, sondern jemanden, der ein Übermaß an Höflichkeit zur Schau trägt. So hatte es sich Hitler zum Beispiel zur Pflicht gemacht, jeder Dame, der er vorgestellt wurde, die Hand zu küssen. Anscheinend liebte er es überhaupt, mit Frauen zusammen zu sein, und oft verlangte er, was nicht gerade taktvoll war, daß die schönste und interessanteste an seiner Seite sitzen sollte. Brandt bemerkte, daß Hitler bisweilen fast kokett gegenüber dem weiblichen Geschlecht gewesen sei.

Hitlers Frauenideal war ein Geschöpf, das Schönheit mit Intelligenz vereinigte und die Männer bei Gesellschaften und Bällen entzückte. Er meinte daher, daß die Intelligenz der Frau nicht politisch orientiert sein dürfe, und er äußerte oft, er persönlich interessiere sich nicht für Frauen, die eigene Ideen besäßen, denn er selbst «habe deren genügend für beide».

Wie Brandt – der sie gut kannte – einmal bemerkte, hatte

Eva Braun, Hitlers Geliebte und spätere Frau – obwohl sie hübsch, intelligent und äußerst lebhaft war – etwas Männliches an sich. Sie trug meist Sportkleidung und interessierte sich für Schwimmen, Skilaufen und Bergsteigen. Brandt sagt, sie sei in ihrem Wesen eher barsch, als weiblich und sanft gewesen.

Es ist viel darüber gesprochen worden, daß Hitler seine anerkannte Geliebte erst in den letzten Stunden seines Lebens heiratete. Der Grund dafür ist ein politischer; anscheinend fürchtete Hitler die Unterstützung jenes Teils der Bevölkerung zu verlieren, der sich für ihn als Mann interessierte. Sowohl Goering als auch Schirach, die gegen eine Ehe gestimmt hatten, waren der Meinung, daß ein unverheirateter Hitler eine größere Anziehungskraft auf die deutschen Frauen ausübe als ein verheirateter Führer. Hitler stimmte dem, wie sie behaupteten, zu. Anscheinend wurde diese Auffassung in hohem Maße von Goebbels geteilt, der bei seiner Propaganda für den «schönen Adolf» stets sein Junggesellentum in den Vordergrund stellte.

Ich bin überzeugt, daß Hitler nicht ausgesprochen sexuell pervers veranlagt war, wie es so manche Biographen angedeutet oder offen ausgesprochen haben. Aus all dem, was ich von seinen Ärzten und Freunden erfahren konnte, geht hervor, daß er einen weniger starken Geschlechtstrieb besaß als der normale Mann. Vielleicht war er sogar das was man einen «latenten homosexuellen Typus» nennt, ein Mann mit stark verdrängter Homosexualität. Er machte aus diesem Mangel an Geschlechtstrieb eine Tugend und sublimierte ihn, indem er ihn in Energie umsetzte, wodurch er fähig war, sechzehn bis zwanzig Stunden am Tage zu arbeiten.

Als ich Goering über Hitlers abnorme sexuelle Veranlagung befragte, erhielt ich interessanterweise eine unbedingt ablehnende Antwort. Goering erwiderte barsch: «Hitler war

in jeder Hinsicht so normal wie jeder andere normale Mann.»

Außer seinem Gefühl der Überlegenheit, seinem Größenwahn, zeigten sich bei Hitler deutliche neurotische Reaktionen. Es wurde bereits erwähnt, daß er unfähig war, die Meinung anderer anzuhören. Wie Dr. Brandt sagt, entwickelte sich mit der Zeit diese «Rechthaberei zu dem absoluten Entschluß, stets Recht haben zu wollen». Schließlich haßte er Menschen, die mehr Kenntnisse besaßen als er, duldete gerade noch jene, die genau so viel wußten und liebte jene, deren Kenntnisse geringer waren.

Zweifellos bewirkten seine ersten militärischen und politischen Erfolge, daß nun – seiner Meinung nach – der Beweis erbracht sei, er habe stets Recht und könne immer nur Recht haben. Wenn ein Fehler gemacht wurde oder ein Irrtum vorkam, so redete sich Adolf Hitler leicht ein, daß der Fehler nie an ihm, sondern stets an einem anderen gelegen hatte. Im Verlauf seiner Führerschaft beherrschte ihn diese Idee immer mehr. Sie ist typisch für Individuen, die an innerer Unsicherheit leiden.

Auch in gesellschaftlicher Hinsicht zeigten sich bei dem Plebejer Hitler die gleichen Gefühle. Seine Manieren waren äußerst gepflegt, da er wußte, daß ihm an sich die gute Kinderstube fehlte. Wie zwei seiner Sekretäre erzählten, überwachte und kontrollierte er, wenn er die Rolle des Gastgebers zu spielen hatte, in nervöser Stimmung alle Vorbereitungen. Waren die Gäste gegangen, so wünschte er oft von seiner Umgebung oder von seinem Stab die Bestätigung zu erhalten, daß «die Sache tadellos geklappt habe». Er liebte es sehr, wenn irgend etwas, das mit seinen gesellschaftlichen Empfängen zusammenhing, gelobt wurde. Diese Einstellung gegenüber Erfolgen im Salon wurde mit der Zeit immer stärker. Selbst nachdem er bereits Führer geworden, – das heißt also: ein Mann, der nichts falsch machen konnte, war er im-

stande, vor einem geplanten Fest Bemerkungen folgender Art zu machen: «Ich will ihnen schon zeigen, daß ich von derlei Dingen ebenso viel verstehe wie sie.»

Als weiteres Beispiel wurde mir die Anekdote erzählt, wie er den italienischen König und den italienischen Hof dadurch beleidigte, daß er bei einer Gesellschaft im Schlosse von Neapel einfach vom Tisch aufstand und wegging. Man erklärte diesen Vorgang folgendermaßen: Während des Essens sei über die Art und den Zweck der verschiedenen Formen der Gesellschaftskleidung gesprochen worden. Hitler glaubte nun, der König und sein Hof hätten dieses Thema absichtlich angeschnitten, um seine, Hitlers, Unwissenheit auf diesem Gebiet zu beweisen und ihn gesellschaftlich zu diskreditieren.

Diese Minderwertigkeitsgefühle sind zweifellos auf die Mängel in Hitlers früherem Leben und seine Entbehrungen in den Wiener Jahren zurückzuführen. Als Überkompensation entwickelte sich bei ihm die Neigung, Ratschläge oder Meinungen anderer abzulehnen. Ein anderer kompensatorischer Kunstgriff war der, daß er sich mit intelligenten Menschen umgab und diese durch seine überlegenen Kenntnisse in Erstaunen setzte. Solange dieser Kunstgriff wirkte, erschien Hitler als ein Mann, der in ruhiger Unterhaltung begriffen war. Entglitt ihm jedoch die Führung des Gesprächs, so geriet er immer mehr in Erregung, bis er schließlich zu brüllen begann und alle anderen überschrie.

Die Gerüchte über seine gelegentlichen Wutausbrüche sind zweifellos zutreffend, indes scheint es nicht zu stimmen, daß er sich am Boden gewälzt, in Teppiche gebissen, die Vorhänge zerrissen und ähnliche Dinge getan habe. Wenigstens konnte ich eine Bestätigung hierüber weder von einem seiner Ärzte noch von seinen vertrautesten Mitarbeitern erlangen. Dabei habe ich tatsächlich einen jeden ausgefragt, den wir durch die Militärpolizei erreichen konnten und der darüber vielleicht

etwas wußte. Auf alle Fälle gestattete Hitler in solchen Fällen nie, daß man ihn unterbrach; wenn er wütend war, erging er sich ausschließlich in Monologen.

Selbst bei freundschaftlichen «Besprechungen» redete Hitler häufig endlos; Kommentare seiner Zuhörer, die über das einfache Wort «Ja» hinausgingen, waren durchaus nicht nach seinem Geschmack. Schirach erzählte mir eines Tages folgenden Vorfall aus seiner frühen Zeit, als er die Jugendbewegung schuf: Goering, Goebbels und mehrere andere sprachen mit dem Führer über allgemeine Probleme, wobei er, Schirach, so kühn war, einen Vorschlag zu machen. «Mehrere meiner älteren und erfahrenen Kollegen», so berichtete er, «versuchten, mir ein Zeichen zu geben, damit ich schweigen sollte.

Ich verstand den Grund damals nicht. Nach der Besprechung aber nahmen mich Goebbels und Goering auf die Seite und erklärten mir, es sei besser, wenn ich diese Vorschläge einem von ihnen mache, aber erst, wenn der Führer seine Ansprache *beendet* und die Versammlung aufgehoben habe.»

Außer diesen Minderwertigkeitsgefühlen zeigten sich bei Hitler andere Zeichen von ausgesprochenen neurotischen Reaktionen. Er litt unter zahlreichen Phobien und Zwangsvorstellungen. Er empfand starke Furcht vor dem Tode und verlangte daher, daß bis zu fünf Ärzte für ihn in ständiger Bereitschaft waren. Nie gestattete er einem Arzt, ihn vollständig zu untersuchen. Er erlaubte auch nicht, daß man ihn mit Röntgenstrahlen durchleuchtete, da er fürchtete, daß dadurch ein unheilbares Krebsleiden zutage kommen könne.

Hitler berührte selten ein Tier, ohne Handschuhe zu tragen. Wenn er einmal seinen Hund ohne Handschuhe liebte, so stand er sofort hinterher auf, um sich mehrmals die Hände zu waschen. Anscheinend war er von Pferden begeistert, obwohl er Angst vor ihnen hatte. Er umgab sich mit Bildern und Gobelins, auf denen die schönsten Zuchthengste dargestellt

waren, lehnte es jedoch unbedingt ab, selbst ein Pferd zu besteigen. Eine derartige Reaktion trifft man häufig bei Männern vom Typus Hitlers. Wahrscheinlich stellte für ihn der Hengst ein sexuell starkes Tier dar – denn auf allen Bildern war der Geschlechtsteil sichtbar. Hitler umgab sich mit diesen Bildern, bewunderte neidisch die dort dargestellte Kraft, hatte aber gleichzeitig wirkliche Angst vor den Tieren selbst, die jene Eigenschaften besaßen, welche ihm fehlten und die er am meisten begehrte. Die Bilder bedeuteten ihm einen Ersatz «sexueller Kraft», der Befriedigung gewährte. Wenn er aber dann dem wirklichen Objekt gegenüberstand, so verwandelte sich die Befriedigung in Haß und Angst.

In seinem Privatleben, das äußerst einfach war, können wir eine strenge Beobachtung von Regeln feststellen. Hitler war außerordentlich sauber und badete häufig. Seine vegetarische Lebensweise erklärte er damit, daß sein Schweiß schlecht roch, wenn er Fleisch aß, und er schwitzte oft bei seinen Reden. Er trank nicht und gab während seiner Studienzeit in Wien das Rauchen auf. Tatsächlich war ihm der Tabak schließlich so zuwider, daß das Rauchen in seiner Gegenwart verboten wurde. Oft erwähnte er, wie unangenehm die Menschen röchen, deren Kleidern ein leichter Tabakgeruch anhaftete.

Sein Tagesplan war genau festgelegt und wurde mit größter Pünktlichkeit eingehalten. In diesem Punkte stimmen alle seine Freunde überein. Unternahm er einen Spaziergang, so schlug er – wenn dies möglich war – stets den gleichen Weg ein, den er am Tage vorher bereits gegangen war. Begab er sich mit seinem Hunde auf ein Feld und warf ein Stück Holz weg, damit dieser es zurückhole, so blieb er am nächsten Tag an derselben Stelle stehen, um das Holzstück genau an derselben Stelle und in die gleiche Richtung zu werfen. Täglich mußte der Hund am selben Platz niedersitzen und warten,

bis Hitler ihm befahl, das Holzstück zu holen. Dieses Verfahren wurde täglich wiederholt, so daß der Hund schließlich seiner Aufgabe nachkam, ohne daß sein Herr ein Wort zu sagen brauchte.

In Berchtesgaden besaß Hitler einen kleinen Hof, in dem er spazierenging, wobei er jedesmal die gleiche Anzahl Schritte auf dem gleichen Wege machte. Jeder Versuch, ihn davon abzubringen, hatte zur Folge, daß er erregt und ärgerlich wurde.

Inbezug auf seine Kleidung und besonders seine Wäsche war er mehr als peinlich genau. Kam es einmal vor, daß er einen Flecken auf dem Kragen hatte, so nahm er sofort ein Bad und zog sich vollständig um, einschließlich der Unterwäsche. Er ging allem aus dem Wege, was schmutzig war, er putzte sich jedesmal die Zähne wenn er etwas gegessen hatte und wusch sich mehrmals am Tage die Hände.

Ein solches Verhalten, aus der Angst vor Schmutz oder Krankheitskeimen entstanden, ist für viele von Zwangsneurosen Besessene typisch. Bei Hitler gehörte diese Besessenheit zu seiner Natur, da sie in früher Kindheit erworben war. Sie kann jedoch nicht als eine schwere bezeichnet werden, da seine Zwangsvorstellungen in Wirklichkeit nie einen großen Einfluß auf sein gewöhnliches Leben ausübten.

Andererseits lassen sich aus derartigen Wirkungen Schlüsse über die Grundstruktur seines Wesens ziehen. Dieses Gemisch von Besessenheit und Zwangsvorstellung trieb ihn zur schließlichen Selbstzerstörung. Infolge der Unbeugsamkeit seines Charakters, die bei solchen Menschen typisch ist, war er unfähig, seine Ziele zu wechseln, selbst wenn es sich offensichtlich zeigte, daß sie zu Mißerfolg und zum Untergang führten.

Seine Besessenheit zwang ihn zu raschen Entschlüssen. So veranlaßte ihn zum Beispiel seine Angst vor dem Magenkrebs,

eine rein neurotische Zwangsvorstellung, den ziemlich erfolgversprechenden Feldzug gegen England abzubrechen, um den aussichtslosen Krieg gegen Rußland zu beginnen, der zur Katastrophe führte. Goering erklärte dies damit, daß Hitler fürchtete, er werde bald sterben (Angstvorstellung); folglich, da er in seinem Wahn glaubte, der einzige zu sein, der den Kommunismus mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen konnte (Zwangsvorstellungen), mußte Rußland sofort angegriffen werden. Die entsetzlichen Folgen dieser Entscheidung sind wohlbekannt, und es ist furchtbar, wenn man sich vorstellt, daß ein Krieg lediglich aus dem Grunde vom Zaune gebrochen wurde, weil ein Psychoneurotiker, der zufällig an der Spitze eines Staates stand, von heftigen hysterischen Magenkrämpfen gequält wurde.

Hitler widmete der Pflege seines Körpers eine geradezu übertriebene Aufmerksamkeit. Zwanzig Jahre lang litt er an Schmerzen in den Verdauungsorganen, hauptsächlich an Magenschmerzen und Blähungen. Seine Verdauung und ihre Kontrolle spielten eine außerordentlich große Rolle in seinem Leben und war gewöhnlich Gegenstand langer Gespräche bei Tisch. Die ärztlichen Untersuchungen ergaben jedoch kein wirkliches organisches Leiden, und alle Ärzte stimmten darin überein, daß er an einer Magenneurose litt.

Im Laufe der Zeit wurden ungeheure Mengen von Medikamenten versucht, geprüft und schließlich verworfen. Hitler ließ ständig neue Ärzte kommen. Oft befanden sich ein oder zwei Ärzte in ständiger Bereitschaft, und fast immer lud er sie zum Essen ein, um über die Wirkung dieser oder jener Speise auf seinen Magen mit ihnen zu sprechen. Einige dieser Ärzte verschrieben ihm erstaunliche Mengen von Medikamenten, und in den letzten Jahren erhielt er häufige Einspritzungen, ungefähr eine alle zwei Stunden. Wenn er ein neues Medikament erhalten hatte, das ihm anscheinend gut bekam,

so bestellte er große Mengen davon für seinen persönlichen Gebrauch und nahm es regelmäßig tages-, wochen-, monats-, jahrelang, ganz gleich, ob es ihm nun vom Arzte verschrieben war oder nicht.

Unternahm er eine Reise, so führte er große Mengen von Medikamenten mit sich, und wenn ein Heilmittel vergessen worden war, so machte man eine Staatsangelegenheit daraus. Er fürchtete derart, daß ihm etwas zustoßen könnte, daß Brandt, sein Chirurg und gleichzeitig der Spezialist für die erste Hilfe bei Unglücksfällen, ihn auf allen seinen Reisen mit einer vollständigen Sanitätsausrüstung begleiten mußte.

Während der letzten Jahre seines Lebens entwickelte sich bei Hitler ein Zustand, den Brandt als richtige Medikamentensucht bezeichnet. Obwohl er nie ein Schlafmittel oder Narkotikum nahm, ließ er sich Einspritzungen von Glucose- und Vitaminpräparaten geben, die gegen das Ende hin bisweilen stündlich gemacht wurden. Die meisten Medikamente waren von stimulierender Wirkung, und es ist durchaus möglich, daß diese ständige Überreizung erklärt, warum er so wenig Schlaf benötigte.

Hitler war übrigens äußerst mißtrauisch beinahe gegen jedermann; er schuf raffiniert ausgearbeitete Spionagestellen, die sogar seine nächsten Mitarbeiter überwachten. Nach dem Attentat von 1944 wurde er vorsichtiger denn je; er lehnte alle Besucher ab und empfing nur noch seine vertrautesten Freunde, denen er aber auch nicht mehr vollkommen traute.

Nach Angabe seiner Ärzte glaubte Hitler fest an sein Schicksal. Schirach, der dies ebenfalls bestätigte, erzählte mir, wie Hitler ihn am Morgen nach dem Tode Präsident Roosevelts mit strahlender Miene begrüßt und erklärt habe, hier liege ein Akt der göttlichen Vorsehung zu seinem besonderen Nutzen vor. Er war überzeugt, daß diese Vorsehung ihn dazu bestimmt hätte, der Retter seines Landes zu werden, und daß

sie ihn bei seinen Entscheidungen erleuchte. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er bis zum tatsächlichen Ende wirklich überzeugt war, dank der Hilfe Gottes würde er seine Aufgabe mit Erfolg zu Ende führen können.

In einem umfangreichen Manuskript, das im Gefängnis geschrieben worden ist, äußert sich Frank über den Größenwahn Hitlers:

«Was war Adolf Hitler eigentlich? Ein Staatsmann? Aber er beraubte den Staat offiziell seiner wichtigsten Einrichtungen, wie gesetzliche Rechte, Verfassung, Verwaltung, und zerstörte schließlich das Reich durch seine Außenpolitik und durch Krieg. War er ein Parteimann? Aber er unterminierte systematisch sein eigenes Parteiprogramm und machte die Parteioorganisation zu einem Spielzeug der politischen Umtriebe seiner eigenen Gruppe. War er ein Künstler? Aber er unterdrückte und zerstörte gerade das, was wirklich schöpferisch in der Kunst wirkt, nämlich die freie Persönlichkeit. Man kann in dieser Hinsicht endlos fragen und schließlich nur mit einem ‚Nein‘ antworten, weil er immer zerstörte, was er aufgebaut hatte. Was aber war er denn? Er war Adolf Hitler, ein ursprüngliches, einziges Geschöpf, das nicht seinesgleichen hat, ein flammenspeiender Riese, ein Feuerorkan, ein riesenhaftes Wesen, aus der Zerstörung geboren; er war das größte zerstörerische Phänomen aller Zeiten, die vollkommene Inkarnation des Todes Europas, welcher in der mammuthaften Gestalt eines Cäsars seine eigenen Gesetze schuf und durchsetzte. Er war absolut und vollkommen egozentrisch eingestellt, eine Welt für sich, ein Mann, der keine Gesetze anerkannte, ob sie nun vor oder nach ihm, von seinesgleichen oder von Höherstehenden erlassen worden waren. Er benützte alles, ob es sich nun um Menschen oder um Arbeit handelte, lediglich als Mittel zu seinen eigenen Zwecken. Stets sprach er von seinem Ziel, ein glückliches Reich zu schaffen; ich

zweifle nicht daran, daß dies der Kernpunkt in seinem Programm war, aber er verfuhr bei dessen Ausführung mit bornierter Blindheit und unglaublicher Dummheit, indem er die ganze Existenz des Landes aufs Spiel setzte, um seine ‚Idee‘ auszuführen und seine ‚Mission‘ zu erfüllen. Bei ihm gab es nur eins, das zählte – der Erfolg. Er ist eher als eine Macht in der Geschichte der Natur, denn in der Geschichte der Menschheit zu betrachten. Er war wie ein Wesen, das in der Zeit der Riesen geboren wurde und nun plötzlich in der Welt des 20. Jahrhunderts auftauchte. Er sprach die einfache Sprache jener Zeiten, und seine Ideen und Pläne schienen aus jener Epoche zu stammen. Das erklärt verschiedenes: Seine Einstellung zur Geschichte war primitiv, wie man aus seinen Ideen über die Rasse, über das Recht des Stärkeren und das Führertum – das der absoluten Gewalt eines Häuptlings entsprach – ersehen kann. Dies erklärt ferner, warum er sich gegen die ältesten Mächte der Welt wandte, gegen Christentum und Judentum. Hitler besaß weder Tradition noch Form oder Vorbild; er war ein Feind des Menschlichen, ein Feind der Tradition, ein Feind der Kultur. Blind allem gegenüber, was um ihn herum vorging, zeigte er sich bar jeden Gefühls, woraus sich ein tatsächlicher Haß gegen jeden objektiven und sachlichen Standpunkt ergab. Er war wie aus Eisen, hart, grausam und besaß gleichzeitig den lähmenden Einfluß, der von einer überwältigenden Machtfülle ausgeht. Infolgedessen muß man ihn als eine der tragischsten Gestalten betrachten, die je auf der Weltbühne erschienen.»

Franks Darstellung weist auf die Stärke von Hitlers Charakter hin, obwohl es offenbar ist, daß Frank selbst auch jetzt noch unter dem Einfluß von Hitlers Persönlichkeit stand. Tatsächlich war dies bei den meisten seiner Anhänger der Fall. Es ist unmöglich, den Grund für diese starke Wirkung genau anzugeben. Die meisten seiner Mitarbeiter glauben, am

wirkungsvollsten sei seine gewaltige Redegabe gewesen, die jede Opposition niederschlug, dazu seine ungeheure Energie und sein Talent, seine Persönlichkeit unauffällig in den Vordergrund zu stellen. Die letztere Eigenschaft ermöglichte es ihm, den einen als einfacher, freundlicher Mensch zu erscheinen, während die anderen in ihm einen herrschsüchtigen, harten Tyrannen sahen. Hitler besaß eine unheimliche Geschicklichkeit, die Wirkung seiner Persönlichkeit auf einen Menschen abzuschätzen; er spielte dann stets gerade jene Seite aus, die am wirkungsvollsten war, um seine eigenen Ziele zu erreichen.

Bei den Gesprächen, die ich mit vielen Menschen über ihn hatte, kam ich zu der Überzeugung, daß er viele Gesichter besaß und daß viele seiner Anhänger nur die Fassade kannten, die er ihnen zeigte. Anscheinend gestattete er einem jeden, ihn als denjenigen Menschen zu sehen, den der Betreffende am meisten verehrte und bewunderte. Mit Goering war er freundlich, freimütig und grob, mit Doenitz einfach, intellektuell und ruhig, Schirach gegenüber spielte er die herrschende Autorität und bei Ribbentrop trat er als Vater und Meister auf.

Diese persönlichen Eigenschaften Hitlers ergänzte die Wirkung seiner Augen, von denen jedermann behauptete, sie hätten eine fast hypnotische Wirkung gehabt. Anscheinend hatte er den Kniff gelernt, die Opposition vermittels seines durchdringenden Blicks niederzuzwingen. Bei Frauen ließ er natürlich seinen «südlichen» Charme spielen, und auf die große Masse der Männer wirkte er durch sein «Wissen», das heißt durch Zurschaustellung von oberflächlichen Kenntnissen und Gedächtnis-Kunststücken, die jene für echte Bildung und glänzende Begabung hinnahmen.

Fast alle, mit denen ich sprach, betonten, daß Hitler sehr einfach gelebt habe. Obwohl es ihm offenbar möglich war,

sich alles zu leisten, begnügte er sich von Anfang an mit einfachen Dingen. Seine Fähigkeit, längere Zeit hindurch zu fasten – möglicherweise ein Überbleibsel aus seinen Wiener Hungerjahren – bereitete seinen Angestellten häufig Magenweh, da sie nicht essen durften, als bis er sich zu Tisch setzte. Er nahm seine Mahlzeiten meist mit seinen Adjutanten und Sekretären ein, und während des Essens ging die Arbeit ruhig weiter.

Hitler liebte es, alle seine Leute um sich zu haben und bemerkte sofort, wenn irgendein Beamter oder Angestellter fehlte. Diese Einstellung raubte seinem Stab jede Freizeit, besonders aber den verheirateten Männern, die kaum ihre Familien zu sehen bekamen. Gelegentlich dachte Hitler über dieses Problem nach und lud dann die Frauen zu einer Art Familiendiner ein.

Der einzige persönliche Luxus, den Hitler sich anscheinend leistete, waren schöne, moderne und außerordentlich schnelle Wagen. Obwohl er selbst nicht chauffierte, liebte er es sehr, im Auto zu fahren; er interessierte sich für die technischen Einzelheiten seiner Wagen. Ferner sammelte er gern Kunstgegenstände und Gemälde, um sein Heim zu schmücken. Diese Liebhaberei trat besonders in Erscheinung, nachdem er mit der systematischen Plünderung der besetzten Gebiete begonnen hatte.

Meine Nachforschungen überzeugten mich, daß Hitler sich unbedingt loyal jenen gegenüber verhielt, die sich ihm in den ersten Jahren angeschlossen hatten. Er verlieh den meisten von ihnen zum Dank für ihre Freundschaft hohe Stellungen. In dieser Hinsicht übertrieb er sogar und hielt Leute in Amt und Würden, die offensichtlich nicht über die entsprechenden Fähigkeiten verfügten. Er benahm sich auch jenen gegenüber freundlich, die zu seiner Umgebung und zu seinem engeren Haushalt gehörten, und wenn einer von ihnen erkrankte, so

ließ er Ärzte kommen und erkundigte sich – bisweilen stündlich, ob es dem Kranken besser gehe. Jene aber, die gesund waren, nützte er oft über ihre Leistungsfähigkeit hinaus aus. Er selbst arbeitete meist nachts, und diese Gewohnheit erklärt es, warum so viele plötzliche Entscheidungen in den frühen Morgenstunden herauskamen.

Von den Beziehungen, die Hitler zu seinen Mitarbeitern unterhielt, waren jene zu Goering die intimsten. Goering war einer der wenigen, von denen Hitlers Sekretäre behaupteten, er habe sich mit Erfolg Scherze erlauben können. Goering war auch – wie diese Sekretäre und er selbst aussagten – der einzige aus dem vertrauten Kreise, der es wirklich wagte, entgegengesetzte Meinungen zu äußern. Hitler erklärte oft, Keitel und von Ribbentrop seien diejenigen, die seine Befehle loyal ausführten. Bormann und Heß aber, die zu ihm in den vertrautesten Beziehungen standen, waren anscheinend vollkommen passiv und führten blind seine Befehle aus.

Hitler las sehr viel und erwarb mit der Zeit die Fähigkeit, Bücher rasch zu überfliegen und trotzdem den Inhalt aufzunehmen. Seine Bibliothek von etwa 16 000 Bänden enthielt meist technische Werke über den Krieg, Biographien, Werke über Architektur und Malerei, über Naturgeschichte und eine große Anzahl von Durchschnittsromanen. Er war ein großer Bewunderer der Schriften von Dietrich Eckhardt, der zu seinen intimsten Freunden gehörte.

Hitler hörte fast nie das Radio, nicht einmal die musikalischen Programme. Er besaß indes Platten der Wagner-Opern und spielte sie ständig in seinen Quartieren. Seine Begeisterung für Wagners Musik hielt sein ganzes Leben über an.

In der Malerei besaß er eine Vorliebe für Makart, von dem er mehrere Bildnisse erwarb. Hitler förderte auch zahlreiche zeitgenössische junge Maler. Und da er den Eindruck hatte, daß die modernen Maler nicht an die alten heranreichten,

förderte er sie in der Absicht, als Schutzpatron der Maler bekannt zu werden.

Im Verlauf seines Lebens hat Hitlers Persönlichkeit manche Veränderung erfahren. In den ersten Jahren, als er seine Partei aufbaute und den Münchner Putsch leitete, war er anscheinend ein freundlicher und weitaus menschlicherer Typ als später. In den Jahren 1933 bis 1939 wurde er außerordentlich energisch und geschäftsmännisch, hielt jedoch seine freundschaftlichen Beziehungen zu seinen Kameraden aufrecht. Nach Ausbruch des Krieges wurde er immer mißtrauischer, und nach dem Attentat von 1944 zeigten sich bei ihm ausgesprochene Anzeichen von Geistesstörung.

Schirach bezeichnet diese drei Phasen in Hitlers Leben folgendermaßen: die erste als die «menschliche Phase», die zweite als die «übermenschliche Phase» und die dritte als die «unmenschliche Phase» – jene Zeit, in welcher die Konzentrationslager blühten und der Schatten des Todes über Deutschland und dem eroberten Europa lag.

II

In den letzten zehn Monaten seines Lebens traute Hitler nicht einmal mehr seinen ergebensten Mitarbeitern. Seine Sekretärin, Fräulein Wolf, meinte, der Attentatsversuch habe ihn «innerlich gebrochen». Obwohl er sich immer noch aufrechthielt und länger denn je arbeitete, machte er auf sie den Eindruck eines Mannes, der viel älter aussah als er in Wirklichkeit war. Die Lähmung seiner linken Hand verschlimmerte sich immer mehr; dennoch weigerte er sich, länger als einige Stunden täglich der Ruhe zu pflegen.

Auf Grund seiner hysterischen Veranlagung beurteilte Hitler die Situation folgendermaßen: da er der Bombe des At-

tentäters entronnen war, wünschte die Vorsehung, daß er das Werk fortsetze, zu dem sie ihn erkoren. Diese Einstellung trug in hohem Maße zu seinem unbedingten Entschluß bei, auf keinen Fall eine Kapitulation in Betracht zu ziehen, obwohl seine Armeen auf allen Fronten geschlagen wurden.

Während dieser Zeit nahmen die Luftangriffe überall an Heftigkeit zu. Anscheinend verlor jedoch Hitler – wie Fräulein Wolf berichtete – nunmehr jedes Interesse daran. Während er zu Beginn des Krieges oft bombardierte Gebiete besucht und Familien, die Angehörige verloren, sein Beileid ausgesprochen hatte, kümmerte er sich jetzt um die Wirkungen der Bombardierungen überhaupt nicht. Er machte sich über das deutsche Volk keine Gedanken mehr und widmete sich ausschließlich der Industrie und den militärischen Einrichtungen. Mit der Zeit wurde er immer härter. Sein Stab hörte von ihm öfters Bemerkungen wie: «Männer, die das Schicksal meistern wollen, müssen sich daran gewöhnen, hart zu werden, so schwer dies auch sein mag.» Bei Gesprächen vermied er immer mehr Themen, die ihm unangenehm waren; Goering erzählte, wie er die riesigen Verwüstungen in Deutschland einfach dadurch ignorierte, daß er die Vorhänge in seinem Wagen herunterziehen ließ, wenn er durch bombardierte Gegenden fuhr.

Nach der Besetzung Ostpreußens durch die Russen steigerte Hitler seine Tätigkeit, die an sich bereits eine fieberhafte war, noch mehr. Er ließ sich häufig Einspritzungen von Reizmitteln und Traubenzuckerpräparaten geben, hielt eine Konferenz nach der andern ab und schlief fast gar nicht mehr. Schließlich hüllte er sich in eine Wolke von Mißtrauen – zweifellos beeindruckt durch die Einflüsterungen der verschlagenen Intimen Goebbels und Bormann (letzterer Heß' Nachfolger), der einzigen von den alten Nazis, die mit ihm bis zum Ende blieben. Obwohl Bormann als der Typus des

Arbeitspferdes galt, scheint es, als ob auch er von dem uner-sättlichen Machthunger besessen war, der seine bekannteren Kollegen charakterisierte. Er benützte nun diese Gelegenheit, diese aus dem Wege zu räumen. In jener Zeit, da Hitler niemandem traute, der sich außerhalb seines Blickfeldes aufhielt, schrieb er sein Testament, in dem er seine alten Helfer entweder gar nicht erwähnte oder sie zum Tode verurteilte. Nur Goebbels und Bormann beließ er in führenden Stellungen.

Als Hitler seinem Ende entgegenging, war er ein neuroti-scher, mißtrauischer Mensch, der nicht schlafen konnte, der nicht imstande war, auch nur das geringste von seiner gran-diosen Vision zu retten, ein Mann, der an allem verzweifelte und schließlich selbst Hand an sich legte.

Eine der eingehendsten und klarsten Beschreibungen, die je die Geschichtsforschung über Hitler erhalten wird, stammt aus der Feder von Christa Schroeder, einer seiner persönlichen Sekretärinnen. Fräulein Schroeder war eine mütterlich ausse-hende, unverheiratete Frau gegen Ende der Vierzig, von mitt-ler Größe, untersetzt, ungepflegt, in ihrem Äußeren unnor-disch. Sie war seit acht Jahren bei Hitler und kannte ihn gut. Sie galt als glänzende, unermüdliche Arbeiterin. Bereitwillig erzählte sie alles, was sie über Hitler wußte oder glaubte er-zählen zu dürfen. In ihren Augen indes blieb er ein Held, selbst als seine Brutalität nicht mehr geleugnet werden konnte. Ihr Bericht muß daher, obwohl er freimütig ist, als der einer Person betrachtet werden, die in Adolf Hitler nur den großen Menschen sehen wollte.

Das Folgende ist das Wesentliche aus der von ihr gegebe-nen Charakteristik ihres Führers, die sie für mich nieder-schrieb:

«Wahrscheinlich glaubt man, daß Hitlers Sekretärinnen fortlaufende Arbeiten für ihn zu erledigen hatten und da-durch Einblick in das innere Getriebe seiner verschiedenen

Unternehmungen gewannen. Das ist jedoch nicht der Fall. Ich halte es daher für notwendig, zunächst auseinanderzusetzen, welche Art von Arbeit Hitlers Sekretärinnen zu leisten hatten.

In den Jahren vor dem Krieg besaß eine jede ihr besonderes Arbeitsgebiet innerhalb seines Privatbureaus, wo lediglich Arbeiten allgemeiner Art erledigt wurden. Hitler erhielt alle wichtigen oder geheimen Briefe, Verträge usw. durch Schaub, der sie einschloß, nachdem Hitler sie eingesehen hatte. Diese Regelung bezieht sich auf jene Dokumente, die Hitler nicht in seinem eigenen Arbeitszimmer aufhob, das von den Sekretärinnen nur gelegentlich und auch dann nur in seiner Gegenwart betreten wurde. Hitler brauchte die Sekretärinnen nur für einfache Diktate, und dadurch war es ihnen nie möglich, ein vollständiges Bild von dem Plan oder dem Erfolg eines Unternehmens zu erhalten.

Diese Taktik entsprach Hitlers Grundsatz, nie jemanden etwas wissen zu lassen, was dieser nicht unbedingt wissen mußte. Jene aber, die unbedingt in eine Sache eingeweiht werden mußten, unterrichtete er erst, wenn der Zeitpunkt es unbedingt erforderte.

So wurde zum Beispiel Zweck und Ziel einer Reise streng geheim gehalten. Die Reise zu den Hauptkommandostellen bei Beginn der Operationen im Westen ging auf folgende Weise vor sich. Die Personen, die zu seiner Begleitung bestimmt waren, erhielten Bescheid, daß man am Abend abreisen würde. Zweck, Ziel und Dauer dieser Reise wurden nicht bekanntgegeben. Die betreffenden Personen brachte man im Auto aus Berlin hinaus zu einer unbekannten Eisenbahnstation, wo sie Hitlers Privatzug bestiegen, der sich in nördlicher Richtung in Bewegung setzte. Es entstand unter den Passagieren ein Rätselraten, wohin man wohl führe, worauf ein Adjutant sie noch absichtlich irreführte, indem er fragte, ob alle Reisenden Badeanzüge mitgenommen hät-

ten. Dazu bemerkte Hitler selbst, es würde Gelegenheit gegeben sein, ein Seehundsfell als Trophäe heimzubringen. Nun vermutete man allgemein, daß es nach Norwegen ginge. Der Zug behielt bis kurz hinter Hannover nördliche Richtung bei und wandte sich dann nach Westen. Am Bahnhof des Ortes, den wir in der Früh erreichten und in der Umgebung, die wir anschließend im Auto durchfuhren, waren alle Schilder sorgfältig entfernt. Erst als wir das Lager in der Eifel erreichten und vor Hitlers Baracken standen, während man von fern her Geschützdonner vernahm, sagte er zu den Umstehenden: «Heute früh hat die Offensive gegen die Westmächte begonnen.»

Dieses Beispiel ist jedoch keine Ausnahme, denn alle Vorgänge spielten sich in ähnlich geheimnisvoller Weise ab. Offensichtlich hing dies damit zusammen, daß Hitler niemandem vollständiges Vertrauen schenkte. Ich hatte den Eindruck, daß Hitler dem einzelnen nur bis zu einem genau festgelegten Punkte traute, so weit es Umstände und Lage erforderten. Dieses allgemeine Mißtrauen Hitlers ging auf seinen ganzen Stab über und bewirkte eine allgemein bedrückte Atmosphäre.

Bis zu den Jahren 1937/38 hatte ich wenig Gelegenheit, irgendetwas über Hitlers Persönlichkeit zu erfahren. Ich sah ihn kurz am Morgen, wenn er ins Amt kam. Wenn Konferenzen zu Ende waren, so erschien er auf einige Minuten in meinem Zimmer, um sich Geschenke anzuschauen, die täglich für ihn eintrafen und die hier ausgestellt wurden. Er war bei diesen Gelegenheiten freundlich und wechselte zeitweise einige Worte mit mir, die sich jedoch lediglich auf Fragen über mein Befinden erstreckten. Wenn ich erkrankt war, so zeigte er sich besonders aufmerksam. Er sandte dann Geschenke, und einmal, als ich mich auf einige Monate in einem Spital befand, kam er mich persönlich besuchen und

sagte dem Arzte, daß alles Erforderliche getan werden müsse, um mich gesund zu machen. Diese Aufmerksamkeit Hitlers erklärt sich aus seinem Bedürfnis, jemanden beizubehalten, an den er sich gewöhnt hatte. Er war immer besonders freundlich zu jenen, die er im Augenblick brauchte. Mit mir unterhielt er sich vor und nach großen Diktaten in ausgesucht liebenswürdiger Weise, als wisse er, wie anstrengend es war, für ihn zu schreiben.

Gewöhnlich diktierte er Reden und lange Schriftsätze ausschließlich während der Nacht. Offen äußerte er, daß er dann die besten Ideen habe. Aus dem gleichen Grunde legte er sich erst einige Stunden nach Mitternacht zu Bett. Im Laufe der letzten Jahre wurde die Zeit der Nachtruhe immer später gelegt. Während des letzten Monats seines Lebens ging er erst gegen acht Uhr früh zu Bett. Nie schlief er mehr als vier oder fünf Stunden.

Stets verschob er lange Diktate bis zur letzten Minute. Bei den Reichtagsreden, die bereits angekündigt waren, mußte man ihn immer daran erinnern, mit dem Diktat zu beginnen. Gewöhnlich gab er dann zur Antwort, er müsse erst die Entwicklung der oder jener politischen Angelegenheit abwarten, um die Rede je nach dem Ergebnis gestalten zu können. War die erwartete Information eingetroffen, so begab er sich gewöhnlich in sein Arbeitszimmer, dachte über den Aufbau der Rede nach und notierte einige der wichtigsten Punkte. Dann begann er unverzüglich mit dem Diktat. Gewöhnlich diktierte er direkt in die Maschine, und zwar aus folgenden Gründen: Erstens wollte er das, was er bereits festgelegt hatte, stets vor Augen haben, und zweitens liebte er das ständige Klappern der Schreibmaschine. War er einmal in Schwung gekommen, so diktierte er in raschem, fast rasendem Tempo. Bisweilen steigerte er sich in eine derartige Erregung, daß er direkt furchterregend wirkte. Dies war besonders bei jenen Reden

der Fall, die Angriffe gegen Churchill, Roosevelt oder gegen den Bolschewismus enthielten. Dann schwoll seine Stimme bis zur höchsten Lautstärke an; er gestikulierte mit den Händen, und sein gerötetes Gesicht zeigte einen wütenden Ausdruck, als ob sich der betreffende Feind direkt vor ihm befände. Wenn er diese ärgerlichen Bemerkungen machte, hatte er die Gewohnheit, stehen zu bleiben, während er sonst während des Diktats ständig auf und ab ging. Manchmal war dieses Auf- und Abgehen schnell, manchmal langsam. In der Erregung sprach er so laut, daß man ihn durch die Doppel-türen und durch mehrere Zimmer hindurch hören konnte.

Er ließ das Manuskript bis zum nächsten Morgen liegen und begann dann mit den Korrekturen, die anscheinend kein Ende nehmen wollten. Gewöhnlich korrigierte er den Text seiner Reden drei- oder viermal. Nach jeder Korrektur mußte die Rede neu abgeschrieben werden. Seine Korrekturen bestanden meist darin, daß er das eine oder andere Wort der ersten Fassung durch einen treffenderen Ausdruck ersetzte. Selbst wenn er festgestellt hatte, daß der Text einer Rede befriedigend war, so beschäftigte er sich noch ständig damit, las verschiedene Stellen laut vor sich hin und begab sich dann zum Reichstag. Während er in den Tagen vor dem Diktat wortkarg und geistesabwesend war, zeigte er sich nachher freundlicher und aufgeschlossener.

Nach 1938 nahm er die Gewohnheit an, seine Sekretärinnen zum Essen oder zum Tee einzuladen; bei Reisen forderte er sie nach langen Diktaten auf, mit ihm in seinem Speisewagen zu essen. Zu den Tischgästen gehörten in erster Linie die Mitglieder seines Stabes und die oder jene, welche gerade mit ihm reisten. Während seines Aufenthaltes auf dem Berg-hof, der oft mehrere Wochen dauerte, nahm er regelmäßig die Mahlzeiten gemeinsam mit seinem Stab und den Gästen ein; auch zu den Nachmittags- und Abendtees liebte er Gäste

bei sich zu haben. Trotzdem er oft sagte, daß jeder Mensch seine Freiheit haben müsse, war er äußerst verärgert, wenn es jemand wagte, von diesen Zusammenkünften fern zu bleiben. Selbst während des Krieges wurden diese Nachmittags- und Abendtees gegeben. Zu Beginn des Krieges nahm er seine Mahlzeiten im Speisesaal des Hauptquartiers in Gesellschaft der Stabsoffiziere ein. Er brach 1941 plötzlich mit dieser Gewohnheit, weil verschiedene Generale während des Essens entgegengesetzte Meinungen geäußert hatten. Er war der Meinung, daß die Generale bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten es am nötigen Respekt fehlen ließen und aß von da an allein. Als ihm dies zu langweilig wurde, lud er bisweilen einen Gast ein, der sich zufällig im Hauptquartier aufhielt. Nach einer Weile hatte er jedoch auch dies satt, weil diese Gäste während des Essens stets über dienstliche Angelegenheiten sprachen. Er unterließ daher auch diese Einladungen. Wie ich von den Gästen erfuhr, war es jedoch Hitler selbst, der stets über dienstliche Angelegenheiten zu sprechen begann. Nach 1944 nahm er die Gewohnheit an, mit den Sekretärinnen zu speisen und setzte dies bis zu seinem Tode fort. Man ermahnte diese, nie über dienstliche oder über unangenehme Dinge zu sprechen, und sie kamen auch der Aufforderung nach, mit Ausnahme der Fälle, da Hitler selbst verärgert zu Tisch kam und sein eigenes Verbot vergessend, sein Herz ausschüttete.

Hitler war in seiner Lebensweise bescheiden. Er war aus Überzeugung Vegetarianer. Alkohol und Nikotin betrachtete er als zerstörende Substanzen. Oft hielt er lange und eingehende Reden über diese zerstörerischen Wirkungen. Seine Kleidung war ebenso einfach und ohne irgendwelchen Ordensschmuck.

Gleichgültig, in welcher Gesellschaft sich Hitler befand, gleichgültig über welches Thema gesprochen wurde – stets

mußte er das Wort führen. Ich hatte oft das Gefühl, daß es für ihn gar keinen Unterschied ausmachte, mit wem er sprach, – daß es ihm nur darauf ankam, Zuhörer zu haben. In seinen Gesprächen berührte er viele Gebiete, aber meist sprach er von sich selbst, seinen Zielen und Ideen. Manchmal kam es vor, daß er innerhalb weniger Tage mehrmals über das gleiche Thema sprach. Er maß diesen Reden über sich selbst große Bedeutung bei. Bisweilen erklärte er, daß Dinge, die ihm vorher unklar gewesen seien, plötzlich klar wurden, während er darüber sprach. Er erwähnte ferner, daß die deutsche Sprache mit ihren zahlreichen Spezialausdrücken für Begriffe besonders geeignet sei, die Brücke zu unerforschten Gebieten des Geistes zu schlagen.

Hitlers Gedächtnis war tatsächlich wunderbar. Er überraschte oft die Fachleute mit genauen technischen Einzelheiten, die sie selbst im Augenblick vergessen hatten. Er kannte alle deutschen und fremden Schiffstypen und wußte genau, wann die Schiffe ausfuhren, wie groß ihre Tonnage war und welche Ladung sie besaßen. Er erinnerte sich noch nach Jahren, wo und wann er einen bestimmten Menschen gesehen und worüber er mit ihm gesprochen. Er hatte die Baupläne fast aller bedeutenden Gebäude der Welt im Kopfe. Er erinnerte sich an Ereignisse aus seiner Kindheit ebenso gut wie an Ereignisse aus dem ersten Weltkrieg oder an Vorfälle, die sich während des Kampfes zugetragen hatten. Er besaß die Fähigkeit, sofort das Gelesene zu verstehen und für immer im Gedächtnis festzuhalten. Fragte beispielsweise jemand nach der Länge einer Brücke, so erwies sich Hitlers Angabe stets als richtig, wenn das Lexikon herbeigeschafft wurde, um als Schiedsrichter zu dienen. Kein Wunder, daß niemand es wagte, eine andere Meinung zu äußern, und daß er sich selbst als unfehlbar betrachtete. Dieser Umstand gab seinen Reden starke überzeugende Wirkung. Nie sprach er als ein Mensch,

der an den Ergebnissen zweifelte. Er sah nur das Ziel klar und glänzend vor sich und fegte jeden Einwand durch seine Begeisterung hinweg. Aus diesem Grunde waren seine Ansichten, die er oft in klassisch einfacher Form vorbrachte, fest im Gedächtnis seiner Zuhörer eingeprägt.

Nachdem er mit verschiedenen Unternehmungen Erfolg gehabt, obwohl andere ihm davon abgeraten hatten, steigerte sich bei ihm das Gefühl seiner Unbesiegbarkeit bis zum äußersten. Es kam so weit, daß er überhaupt keinen Einwand mehr gelten ließ. Sein eiserner Wille, der ihm bereits in früheren Jahren gestattet hatte, ein bestimmtes Ziel zu erreichen oder einen bestimmten Entschluß durchzusetzen, entwickelte sich immer mehr zum Starrsinn. Äußerte jemand einen Zweifel, so wurde er der Kleinlichkeit bezichtigt. Hitler brauchte dann nur einige Beispiele anzuführen, bei denen er Recht behalten hatte, um auch die Zweifler zu überzeugen.

Hitler verstand es ausgezeichnet, den Menschen Vertrauen einzuflößen. Daß dies möglich war, ist wahrscheinlich teilweise darauf zurückzuführen, daß er selbst im höchsten Grade von seiner Mission überzeugt war. Auf alle Fälle brachte er dies selbst öfters zum Ausdruck. Er sah zum Beispiel hierfür einen Beweis in dem Umstand, daß er bei den verschiedenen auf ihn ausgeübten Attentaten nie verletzt worden war, wie bei dem Attentat vom 20. Juli 1944, wo er durch ein Wunder mit geringen Verletzungen davonkam. Obwohl er sonst alles ablehnte, was über die irdische Sphäre hinausging, erkannte er in diesem Falle das Walten einer übernatürlichen Kraft, die sich in der Idee eines von Gott auserwählten Menschen manifestierte, das heißt gegenwärtig in seiner Person. Dies wurde zwar nie offen ausgesprochen, aber ich glaube, daß Hitler wohl wußte, welchen Einfluß eine solche Auffassung von seiner Person ausübte. Daher mußte er alles vermeiden, was den Glanz seines Namens trüben konnte. Er verlieh so-

gar dieser Auffassung noch besonderen Nachdruck, indem er von seiner «nachtwandlerischen Sicherheit» sprach, die es ihm gestattete, gewisse Dinge zu unterlassen oder erst im geeigneten Augenblick zu tun. Er sprach auch von «Vorahnungen». Tatsächlich äußerte er bereits zu Beginn des Juli 1944 derartige Gefühle. Als er sich auf dem Berghof von Eva Braun verabschiedete, gab er ihr Anweisungen, was sie im Falle seines Todes tun solle. Er sagte zu mir am 19. Juli 1944 während des Mittagessens, daß er von bangen Ahnungen befallen sei. Dann fügte er hinzu, es dürfe ihm jetzt nichts zu stoßen, da er keinen Nachfolger habe.

In allen Gesprächen, bei denen wir anwesend waren, betonte Hitler stets, daß alles, was er tat, nur aus dem Wunsch heraus geschehen sei, dem deutschen Volk eine bessere Zukunft zu bereiten. Nie sprach er über Angelegenheiten, die mit den Konzentrationslagern oder den Judenverfolgungen zusammenhingen. Er tat uns gegenüber so, als ob derartige Dinge gar nicht existierten. Wenn er bisweilen die Tatsache erwähnte, daß der Krieg eine notwendige Sache sei, daß bei Naturkatastrophen Millionen von Menschenleben vernichtet würden, daß aber hinterher das Leben ruhig seinen Gang weiterginge, so nahm sein Gesicht einen kalten, entschlossenen Ausdruck an. Die unbedingte Grausamkeit, die man aus dieser Art zu sprechen herausfühlte, wurde indes gewissermaßen durch die echte Anteilnahme gemildert, die er zeigte, wenn man ihm vom Unglück eines einzelnen berichtete. Da er einmal auf die Frage, warum er den Engländern nach ihrer Niederlage bei Dünkirchen nicht gefolgt sei, die Antwort gegeben hatte: «Weil ich Menschenleben ersparen wollte», so zweifelte ich nicht daran, daß er während des mit unzähligen Opfern verbundenen Luftkrieges über England seelisch stark gelitten hatte. Sein hartnäckiger Wille gestattete indes keine Änderung des einmal eingeschlagenen Kurses.

Sein starker Wille, dem sich alles zu beugen hatte, machte vor der eigenen Person nicht halt. Er war mit sich selbst hart und arbeitete ständig bis zur vollständigen geistigen Erschöpfung. Er beachtete nicht, daß auch der Geist eine gewisse Ruhe braucht, um wieder frisch zu werden. Als seine geistigen und körperlichen Kräfte abnahmen, schonte er sich keineswegs, sondern nahm zu künstlichen Mitteln seine Zuflucht, in der Überzeugung, daß diese im Verein mit seinem eisernen Willen das Unmögliche möglich machen würden.

Im Jahre 1945 wurde sein körperlicher Verfall immer offensichtlicher. Seine linke Hand zitterte stärker und unaufhörlich. Beim Gehen zog er ständig das rechte Bein nach. Anscheinend verursachte ihm das Zittern der linken Hand Schmerzen, denn er versuchte stets, sie mit der rechten Hand festzuhalten. Wollte er sich während des Nachmittagstees auf das Sofa legen, so mußte ein Diener ihm die Beine hinaufheben, da er selbst nicht mehr dazu fähig war. Er sah kaum noch etwas mit dem rechten Auge und gar nichts mehr mit dem linken. Der geistige Verfall konnte ebenfalls nicht mehr länger verborgen bleiben. Seine Unterhaltung war auf ein erschreckendes Niveau herabgesunken.

Als ich Hitler in der Nacht vom 20. zum 21. April zum letzten Mal sah, bot er das Bild eines vollkommen gebrochenen Menschen, der nicht mehr imstande war, einen Ausweg aus seiner Lage zu finden.»

Vom ärztlichen Standpunkt aus betrachtet ist Adolf Hitler, kurz gesagt, ein Individuum, das in jungen Jahren unter starken Entbehrungen litt und daher sein Leben lang unter dem Einfluß eines ausgesprochenen Minderwertigkeitskomplexes stand. Um seine Minderwertigkeitsgefühle zu überwinden, überkompensierte er sie und gelangte auf diese Weise schließlich zu dem Glauben an seine eigene Überlegenheit und an seine göttliche Mission auf Erden. Er mußte unter die Psycho-

neurotiker eingereiht werden, die von hysterischen Zwangsneurosen besessen sind. Dieses Gemisch von Besessenheit und Zwangsvorstellung, verbunden mit der Überkompensation, brachte ihn in Situationen, aus denen es keinen Ausweg gab. Dies steigerte sich so weit, bis es zum Kriege führte. Außerdem zeigten sich bei Hitler deutliche Symptome, zum Beispiel Magenschmerzen, Wutausbrüche und eine auf Hysterie beruhende Lähmung der linken Seite. Von Grund auf sind bei ihm paranoische Züge und Neigung zu Verfolgungswahn vorhanden. Beweis: sein ausgesprochenes Mißtrauen und seine Überzeugung – sowohl mit Bezug auf seine Persönlichkeit als auch auf ganz Deutschland –, daß alle Länder und Völker sich gegen ihn verschworen hätten. Ein anderer Beweis ist in der Tatsache zu sehen, daß er die Schuld an allem, was im Dritten Reich schief ging, anderen in die Schuhe schob.

Einfacher ausgedrückt: Hitler war ein abnormer und geistig kranker Mensch, obwohl die Abweichungen vom Normalen nicht so stark waren, daß sie bei einem Durchschnittsmenschen Beunruhigung hervorgerufen hätten. Auf Grund seiner Tatkraft, seiner Intelligenz, seiner Geschicklichkeit in der Menschenbehandlung hatte er eine Stellung erreicht, die so beherrschend war, daß seine pathologischen Abweichungen von der Norm imstande waren, die Spaltung und nahezu die Vernichtung der ganzen zivilisierten Welt herbeizuführen.

ACHTER TEIL
ZWANZIGSTES KAPITEL

WELCHE RÜCKSCHLÜSSE ERGEBEN SICH FÜR AMERIKA?

Im Verlauf des Studiums der Nürnberger Nazis wurde es für mich offenbar, daß das Material, das ihre Persönlichkeiten und die von ihnen in Deutschland ausgeübte Schreckensherrschaft geliefert hatten, sehr wohl von uns bei der Lösung unserer eigenen Probleme Verwendung finden konnte. In Deutschland fanden wir ein nach geschäftlichen Grundsätzen aufgebautes System vor, das den Zweck verfolgte, achtzig Millionen Menschen zu beherrschen und der führenden Schicht unbegrenzte Macht zu sichern. Dieses politische System war auf legale, sogar auf demokratische Weise begründet worden. Einmal an die Macht gelangt, fegte es wie ein blinder Koloß die Rechte des Volkes hinweg.

Hier in Amerika sind wir leicht geneigt zu sagen: «Wir sind viel zu zivilisiert, als daß eine solche Situation bei uns entstehen könnte. Wir können kaum einen solchen Niedergang erleben und zu einem Punkt gelangen, an dem eine kleine Gruppe in der Lage wäre, die vollständige Macht an sich zu reißen. Wir Amerikaner würden auch niemals einigen wenigen Menschen gestatten, unser Dasein so zu beherrschen, daß sie über Leben und Tod der Bevölkerung verfügen könnten.»

Nun stellt sich die Frage: sind wir wirklich so verschieden von jenen Völkern, denen die totalitäre Gewalt in so schmerzlicher und brutaler Weise aufgezwungen wurde? Die Antwort

lautet meiner Meinung nach, daß zwischen dem einzelnen Deutschen und dem einzelnen Amerikaner kein wirklicher Unterschied besteht, abgesehen von der Tatsache, daß der Deutsche stärker an seine Ideologien glaubt als der Amerikaner. Allerdings besitzt das deutsche Volk eine einheitlichere Kultur. Es hat vielleicht während einer längeren Periode, als wir eine Nation sind, eine gemeinsame Sprache und eine gemeinsame Philosophie besessen. Infolgedessen konnte es leichter durch eine geschickte Propaganda gewonnen werden. Aber abgesehen von unserem Mangel an Einheit und den sich daraus ergebenden Einrichtungen – wie dem Zweiparteiensystem und den gesetzlichen «papierenen» Minoritätsrechten –, bin ich überzeugt, daß in Amerika wenig vorhanden ist, das die Errichtung eines naziähnlichen Staates verhindern könnte.

Eine solche Feststellung mag übertrieben erscheinen. Man könnte darauf antworten: «Wir haben weder die Führer noch die grundlegenden Ideologien und Anschauungen, auf die sich diese zukünftigen Führer stützen könnten.»

Prüfen wir einmal die Tatsachen.

Was die Führer anlangt, Hitler, Goering, Goebbels und die übrigen, so waren diese keine besonderen Typen. Obwohl sie nicht zu den in sozialer Hinsicht schätzenswerten Typen gehören, kann man auf Grund der Untersuchung ihres Charakters behaupten, daß ähnlich geartete Menschen sehr leicht in Amerika gefunden werden können. Neurotiker wie Adolf Hitler, der an hysterischen Störungen und Zwangsvorstellungen litt, gibt es in jeder psychiatrischen Klinik. Und es gibt Hunderte und aber Hunderte ähnlicher Menschen, die enttäuscht, entmutigt, zu allem entschlossen, in dem Augenblick, da wir dies schreiben, die Straßen der amerikanischen Städte durchstreifen.

Starke, herrschsüchtige, egozentrisch eingestellte Persönlichkeiten von der Art Goerings, die hauptsächlich durch ihre

Gewissenlosigkeit vom Normalen abweichen, sind nicht selten. Man findet sie überall – hinter großen Schreibtischen, wo sie als Geschäftsleute, als Politiker, als Erpresser über bedeutende Transaktionen entscheiden.

Gewandte, aalglatte, gewissenlose Redner und Schriftsteller wie Goebbels, gerissene Konjunkturreisende wie Ribbentrop und die zahllosen finanziellen Schmarotzer und Winkeladvokaten sind Typen, die wir von Angesicht kennen.

Politische Volksverhetzer vom Typus Streicher und Ley kann man bei jedem politischen Meeting antreffen. Ich bin durchaus davon überzeugt, daß wir im Heer geschmeidige politische Generäle haben, die sich gern der Partei anschließen würden, die ihnen eine rasche Beförderung gewährleistet.

Nein, die Naziführer waren keine besonderen Typen, waren keine Persönlichkeiten, wie es deren nur einmal im Verlaufe von hundert Jahren gibt. Sie besaßen lediglich drei – an und für sich wenig bemerkenswerte – Eigenschaften, plus der Gelegenheit, die Macht zu ergreifen. Diese drei Eigenschaften waren: übertriebener Ehrgeiz, niedriges ethisches Niveau und ein stark entwickelter Nationalismus, der alles rechtfertigte, was im Namen des Deutschtums getan wurde.

Betrachten wir nun unsere eigene Lage. Haben wir nicht auch Ultranationalisten in unseren Reihen, die jede noch so üble Politik billigen würden, wenn man vorbringen kann, sie sei von Vorteil für Amerika? Haben wir nicht Männer, die derart von einem rücksichtslosen Ehrgeiz besessen sind, daß sie über Leichen gehen würden, wenn sie dadurch vollkommene Kontrolle über ihre übrigen Mitbürger erlangen könnten?

Das wäre das, was wir über die Führer eines möglichen amerikanischen Nazitums zu sagen hätten. Wie steht es aber nun mit der Gefolgschaft? So schrecklich es vielen unter uns erscheinen mag, so müssen wir feststellen, daß wir als Volk sehr stark den Deutschen vor zwei Jahrzehnten gleichen.

Unsere ideologischen Auffassungen ähneln sich sehr, und wir sind wie sie geneigt, gefühlsmäßig, statt verstandesmäßig zu denken. Niemand kann bestreiten, daß die grundlegenden Forderungen Hitlers – Verfolgung der Minoritäten, Schaffung einer stärkeren Nation, Übernahme der Regierung durch Frontsoldaten, Regierungskontrolle der Privatunternehmungen – ebenfalls in den Vereinigten Staaten von heute gestellt werden.

Man muß es als ein höchst beunruhigendes Symptom betrachten, daß ich bei der Rückkehr von Nürnberg nach Amerika bei uns die gleichen Rassenvorurteile vorfand, die von den Nazis gepredigt wurden, bei uns die gleichen Hetzreden vernahm, die in den Korridoren des Nürnberger Gefängnisses zu hören waren.

Wie bereits erwähnt, sind die Rassenvorurteile nicht von Rosenberg und Hitler erfunden worden. Sie waren in allen Ländern vorhanden und sind in der einen oder andern Form zu jeder Zeit geschichtlich nachweisbar. Im heutigen Amerika kennt man sie ebenfalls mit einer gewissen Variante: Ich zitiere:

«Amerika hat ein doppeltes Problem zu meistern, denn es besitzt nicht nur eine intellektuelle jüdische Minderheit, sondern auch eine große Masse menschlicher Kraft in seinen Negern. Wenn diese beiden Minderheiten sich zusammenschließen, wird eine Revolution entstehen, was zur Folge haben kann, daß die nordische Gruppe vollkommen überwältigt wird.»

Klingt nun dies besonders lächerlich? Es sollte es eigentlich, denn es stammt aus jener Quelle, die so manchen Unsinn verbreitet hat, nämlich von Alfred Rosenberg. Wir aber, die wir vernünftig unsere Probleme prüfen möchten, dürfen über solche Aussprüche nicht einfach hinweggehen. Der Geist, der aus ihnen spricht, starb nämlich nicht, als Rosenberg und

seine zehn Kollegen dem Tode entgegengingen. Wir finden die gleichen Gedanken in leichter Verschleierung in unserer Tagespresse.

Schlimmer noch, wir können feststellen, daß einige unserer leitenden Politiker, Mitglieder unserer höchsten Regierungskörperschaften, Äußerungen von sich geben, die von Rosenberg, Hitler oder Goebbels stammen könnten. Und wir dürfen nicht vergessen, was Millionen von Menschen erlebten, als der lächerliche Rosenberg die Rassentheorien in die Praxis umsetzte, mit denen er seit langem seinen Geist vergiftet hatte.

Manche werden daraufhin antworten, daß Amerika ein Land ist, welches eine freie Presse besitzt und in dem Redefreiheit herrscht. Schließlich könnte man auch sagen, daß die amerikanischen Rassentheoretiker eben nur sprechen und schreiben, und daß jeder in Amerika das Recht besitzt, zu sagen und zu schreiben was ihm beliebt. Das ist auch richtig. Anfänglich beschränkten sich jedoch Hitler und Streicher, Ley und Rosenberg auch nur darauf, Reden zu halten.

Es ist außerordentlich interessant, was Schirach, Frick, Speer und andere von der weniger extremen Nazirichtung dazu sagten: «Es ist kaum zu glauben, daß das alles wirklich passieren konnte. Als die Partei gebildet wurde, hörten wir uns diese Reden an. Es waren eben nur Reden. Niemand von uns erwartete mehr davon als eine einfache Anregung der Massen. Niemand kam auf den Gedanken, daß ein Mensch sein Leben wegen dieser Reden verlieren könnte. Wir dachten, wir hörten einfach politische Propaganda. Wir hielten ja auch selbst diese Reden. Nie glaubten wir, es könne so weit gehen.»

Die Macht des gesprochenen Wortes ist allgemein größer geworden. Tatsächlich werden die Menschen im heutigen Zustand der Entwicklung stärker von Worten beeindruckt als vom Verstand. Wir geben nur zu gern unseren Gefühlen

Raum, verwenden sie dann aber nur, um die Gedanken und Ideale anderer zu vernichten.

In seinem neuen Werk «Man's Most Dangerous Myth: the fallacy of race» behandelt F. Ashley Montague in äußerst intelligenter und unterhaltender Form das Rassenproblem. Das Kapitel über Rasse und Blut sollte in jeder Schule und von jedem Amerikaner gelesen werden. Montague zeigt, wie verbreitet die Irrlehre von den Unterschieden des Blutes ist, und er weist nachdrücklich darauf hin, wie sehr dieser Mythos zu politischen Zwecken mißbraucht wird.

Genau ein Jahr nach dem Krieg benützte ein gewissenloser und gefährlicher Politiker in einem unserer bevölkertsten Staaten die Rassenfrage und die Auffassung von der Überlegenheit der Weißen, um sie bei seiner Wahlpropaganda für den Kongreß in den Vordergrund zu stellen; ein anderer tat es, um seinen Gouverneurposten zurückzuerlangen, und hatte auch Erfolg damit. In beiden Fällen handelt es sich um eine kühl berechnete Methode zur Erzielung politischer Erfolge. Zwischen den Methoden dieser Männer und jenen Streichers oder Hitlers besteht absolut kein Unterschied.

Dann wiederum wurden in anderen Staaten aus dem Krieg zurückgekehrte Veteranen japanischer Herkunft, also amerikanische Kriegshelden, die aus Sicherheitsgründen ihrer Heimstätten beraubt worden waren, lächerlich gemacht und beschimpft, und man schoß sogar auf sie. Der Pöbel, der sie angriff, wurde von einigen wenigen gewissenlosen Individuen aufgehetzt, die aus der Zwangsdeportation der Japaner in andere Gegenden Nutzen gezogen hatten.

Jede Prüfung der Motive bei der politischen Auswertung von Rassenmythen hat überall und jederzeit das Ergebnis, daß jene, die sie anwenden, es in der gleichen Weise tun wie Hitler und seine Bande. Sie benützen die Rassenfrage als Mittel, um zu persönlicher Macht, politischem Aufstieg oder zu

Reichtum zu gelangen. Und wir gestatten es, daß die Rassenfrage dazu benützt wird, solchen Zwecken zu dienen. Ich bin überzeugt, der ständige Mißbrauch dieser Mythen wird bald dazu führen, daß wir mit den Naziverbrechern in der gleichen Kloake landen.

Trotz der Lehre, die uns die Geschichte gab, gehen die Ideologien der Nazis vom Vater auf das Kind, vom Lehrer auf den Schüler, vom Autor auf den Leser über. Wenn wir auch fernerhin die Lehre von der Rasse und ähnliche Lehren pflegen, so riskieren wir in unserem Lande die Entwicklung zum totalitären Staat.

Diese Gefahr ist bestimmt keine unmittelbare. Amerika ist ein großes Land, das aus verschiedenen Bevölkerungsschichten besteht, die wiederum vollkommen grundverschieden in ihrer Art und in ihren Interessen sind. Diese Verschiedenartigkeit der Zusammensetzung dient uns heute zum Heil. Indes können kleinere Gebiete zu typischen nazi-faschistischen Mittelpunkten werden, und dieser Fall ist auch bereits eingetreten. Die Machtpolitik Huey Longs, der seine Meinungen mit Hilfe der Polizei durchsetzte, entsprach vollkommen jener Hitlers. Wir dürfen nicht vergessen, daß Hitler dadurch Erfolg hatte, daß er zuerst ein kleines Gebiet eroberte und es vollkommen totalitär gestaltete. Von einem Machtmittelpunkt in Bayern aus erstreckte er seine Macht über ganz Deutschland. Ebenso besteht die Möglichkeit, daß von einem ähnlichen Machtzentrum in irgendeinem Staate unseres Landes eine derartige Ausdehnung auf das Ganze erfolgt.

Verfolgen wir einmal die Ausbreitungstaktik, wie sie Hitler im Jahre 1933 anwandte, in jenem Jahre, das für seinen Aufstieg zur Macht entscheidend war.

Zu dieser Zeit wurden in einem der kleinsten deutschen Staaten, in Lippe-Detmold, lokale Wahlen vorgenommen. Unter normalen Verhältnissen würde sich niemand außerhalb

von Lippe-Detmold wesentlich für den Ausgang dieser Wahlen interessiert haben. Hitler gedachte jedoch, daraus einen Probefall zu machen. Nun begaben sich die glänzendsten und unermüdlichsten Redner der Partei in jenes winzige Land. Hitler selbst sprach drei- oder viermal täglich, selbst in den kleinsten Dörfern und vor Auditorien, die sich auf nicht mehr als fünfzig Personen beliefen. Das gleiche taten die andern. Der leicht zu beeindruckende Teil der Bevölkerung von Lippe-Detmold wurde durch die Aufmerksamkeit, die man ihr zollte, durch reichlich gegebene Versprechungen, durch Appelle an ihre Gefühle gewonnen. Das Resultat war ein überwältigender Sieg des Nationalsozialismus.

Dann schritt Goebbels ans Werk. Mit Argumenten, die an «As Maine goes» erinnern, bezeichnete die Parteipresse die Wahl als richtunggebend für den Willen des ganzen deutschen Volkes. Die Regierung war bestürzt; von Papen übte in hohen Kreisen einen Druck aus; er sprach mit Schleicher, der auf die Kanzlerschaft verzichtete, worauf Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt wurde.

Nun wird man vielleicht einwenden: «Wir leben in einer Demokratie, und in einer Demokratie sollte ein jeder wählen können. In einer Demokratie sollte es leicht sein, den kommenden Diktator sofort als solchen zu erkennen und ihm bereits an den Urnen auf legale und demokratische Weise eine Niederlage zu bereiten, bevor er zur Macht gelangen kann.»

Das ist auch in der Theorie richtig. Wir dürfen indes nie vergessen, daß Hitler auf Grund demokratischer Methoden in einem demokratischen Regierungssystem gewählt wurde, an dessen Errichtung wir selbst beteiligt waren. Er wurde auf demokratische Weise gewählt, weil die demokratischen Kräfte in Deutschland an der Aufgabe scheiterten, seine Wahl zu verhindern, infolge der allgemeinen Apathie und Interesselosigkeit dieser Kreise. Eine solche Apathie und Interesse-

losigkeit ist aber in den Vereinigten Staaten auch nicht unbekannt. Man hat schmerzlich berührt feststellen können, wie bei manchen Wahlen eine kleine Minorität, die als geschlossene Einheit auftrat, den Sieg davongetragen hat, wodurch über das Schicksal einer apathischen, in Lethargie versunkenen, die Wahl meidenden Mehrheit bestimmt wurde.

Hier ist also ein Weg gewiesen, die Errichtung eines totalitären Staates zu verhindern. Unsere erste Pflicht ist, zur Wahl zu gehen, und wenn wir gegen ein totalitäres System gefeit sein wollen, so müssen wir in erster Linie unsere Mitbürger von allen Wahlbeschränkungen befreien. Es ist an der Zeit, die Wahl wirklich zu einer freien zu gestalten und die Urnensteuer und andere Wahlbeschränkungen ein für allemal aufzuheben.

Zweitens: Bei jeder Wahl muß jeder wahlberechtigte Bürger seinen Stimmzettel abgeben. Je größer die Beteiligung an der Wahl ist, um so schwieriger ist es für eine starr geleitete Minorität, Einfluß auf die Wahlen zu gewinnen.

Drittens: Wir müssen es ablehnen, für irgend jemanden zu stimmen, der politisches Kapital schlägt aus gefühlsbetonten Schlagworten wie «Jude» oder «Arier», «Protestant» oder «Katholik», «Weißer» oder «Neger». Und wir müssen uns auch freimachen von dem traditionellen, gefühlsbetonten Gebrauch solcher und ähnlicher Ausdrücke der gleichen Kategorie wie «Orientale», «Blut» und «Rasse» usw.

Und schließlich: Wir müssen unser Erziehungssystem reformieren und unsere Studenten lehren zu denken. Vielleicht sollten wir sogar unsere sprachlichen Gewohnheiten revidieren, Gemeinplätze daraus entfernen, die in Wirklichkeit gar nichts bedeuten, jedoch bei gedankenlosen Menschen starke Gefühlsreaktionen hervorrufen.

Bringen wir diese vier Forderungen zur Ausführung – Forderungen, die leicht aufzustellen, aber schwer zu erfüllen

sind, so werden wir eine wirkliche politische Demokratie geschaffen haben, in der jeder Bürger die Rechte besitzt, die mit der Demokratie verbunden sind. Die Vereinigten Staaten werden erst dann zu ihrer vollen Größe gelangen.

Wir können natürlich dieses Ziel erst dann erreichen, wenn unser ganzes Volk individuell über das gegenwärtige Jünglingsstadium hinauswächst. Wir können unmöglich ein reifes Volk werden, wenn unsere Bürger geistig in den Kinderschuhen stecken. Als Psychiater der Armee gewann ich die Überzeugung, daß ein Land, welches so viele Tausende der Gesinnung nach kindlicher junger Männer hervorgebracht hat, selbst unreif ist. Die Zahl jener Soldaten und Offiziere, die man als reif bezeichnen konnte, war bei weitem zu gering. Ein erschreckend hoher Prozentsatz stand in bezug auf Gefühl und Intellekt etwa auf der Stufe von Zehnjährigen. Man kann mit Berechtigung sagen, daß sich die Deutschen unter der Herrschaft Adolf Hitlers wie Kinder benommen haben. Auf diesem Niveau sind wir noch nicht angelangt, stehen aber – wie Heß – an der Grenze.

Wir können zur nationalen Reife nur gelangen, wenn jedes Individuum zu einem wirklich erwachsenen Menschen heranreift. Ist diese Reife erreicht, so wird jeder einzelne imstande sein, selbst ein Urteil über das Geschwätz unserer Propagandisten abzugeben. Bis dahin können wir uns nur darauf beschränken, geschlossen zur Wahl zu gehen, können uns bemühen, uns der Tyrannei des gesprochenen Wortes zu entziehen und selbst einen jeden Kandidaten prüfen, der ein öffentliches Amt bekleiden soll. Es hängt also alles von den Bürgern der Vereinigten Staaten, von jedem einzelnen ab.

Es ist an uns, zu entscheiden, ob wir Rassenhaß und Vorurteile fördern wollen. Es ist an uns, ob wir etwas aus dem Gemetzel in Europa lernen und die Lehre daraus für unser eigenes Leben ziehen wollen.

Biographische Notiz über Dr. Douglas M. Kelley

Douglas M. Kelley, 1912 geboren, aus Kalifornien stammend, Doktorgrad an der Columbia-Universität, Direktor des Stadt- und Landkrankenhauses für Psychiatrie in San Francisco, 1943 Chefpsychiater eines Spitals auf dem Kontinent. Nach dem Zusammenbruch des Naziregimes als Psychiater und Gefängnisarzt nach Nürnberg mit dem Auftrag entsandt, die psychiatrische Untersuchung der Kriegsverbrecher vorzunehmen. Rang in der amerikanischen Armee: Oberstleutnant. Jetzt Professor für Psychiatrie am Wake Forest College, Winston Salem, North Carolina, Präsident des Rorschach-Instituts der Amerikanischen Psychiatrischen Gesellschaft und Mitherausgeber des führenden Archivs «The Rorschach-Technique». Kelley gilt als hervorragende Autorität auf dem Gebiet der Irrwege des Seelenlebens.

LISTE DER VERBRECHER

Rudolf Heß Geb. 26. April 1896	Zu lebenslänglicher Haft verurteilt
Alfred Rosenberg Geb. 12. Januar 1893	Am 16. Oktober 1946 im Nürnberger Gefängnis gehängt
Hermann Goering Geb. 12. Januar 1883	Beging am 15. Oktober 1946 im Nürnberger Gefängnis Selbstmord
Hans Fritzsche Geb. 21. April 1900	Vom Internationalen Gerichtshof freigesprochen
Baldur von Schirach Geb. 9. Mai 1907	Zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt
Joachim von Ribbentrop Geb. 30. April 1893	Am 16. Oktober 1946 im Nürnberger Gefängnis gehängt
Constantin von Neurath Geb. 2. Februar 1873	Zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt

Franz von Papen
Geb. 29. Oktober 1879

Alfred Jodl
Geb. 10. Mai 1890

Wilhelm Keitel
Geb. 22. September 1882

Karl Dönitz
Geb. 16. September 1891

Erich Raeder
Geb. 24. April 1876

Ernst Kaltenbrunner
Geb. 4. Oktober 1903

Julius Streicher
Geb. 12. Februar 1885

Robert Ley
Geb. 15. Februar 1890

Hans Frank
Geb. 3. Mai 1900

Wilhelm Frick
Geb. 12. März 1877

Arthur Seyß-Inquart
Geb. 22. Juli 1892

Hjalmar Horace Greeley Schacht
Geb. 22. Januar 1877

Walther Funk
Geb. 18. August 1890

Albert Speer
Geb. 19. März 1905

Fritz Sauckel
Geb. 27. Oktober 1894

ADOLF HITLER
Geb. 20. April 1889

Vom Internationalen Gerichtshof
freigesprochen

Am 16. Oktober 1946 im Nürn-
berger Gefängnis gehängt

Am 16. Oktober 1946 im Nürn-
berger Gefängnis gehängt

Zu zehn Jahren Gefängnis verur-
teilt

Zu lebenslänglicher Haft verur-
teilt

Am 16. Oktober 1946 im Nürn-
berger Gefängnis gehängt

Am 16. Oktober 1946 im Nürn-
berger Gefängnis gehängt

Beging im Oktober 1945 im
Nürnberger Gefängnis Selbstmord

Am 16. Oktober 1946 im Nürn-
berger Gefängnis gehängt

Am 16. Oktober 1946 im Nürn-
berger Gefängnis gehängt

Am 16. Oktober 1946 im Nürn-
berger Gefängnis gehängt

Vom Internationalen Gerichtshof
freigesprochen

Zu lebenslänglicher Haft verur-
teilt

Zu zwanzig Jahren Gefängnis
verurteilt

Am 16. Oktober 1946 im Nürn-
berger Gefängnis gehängt

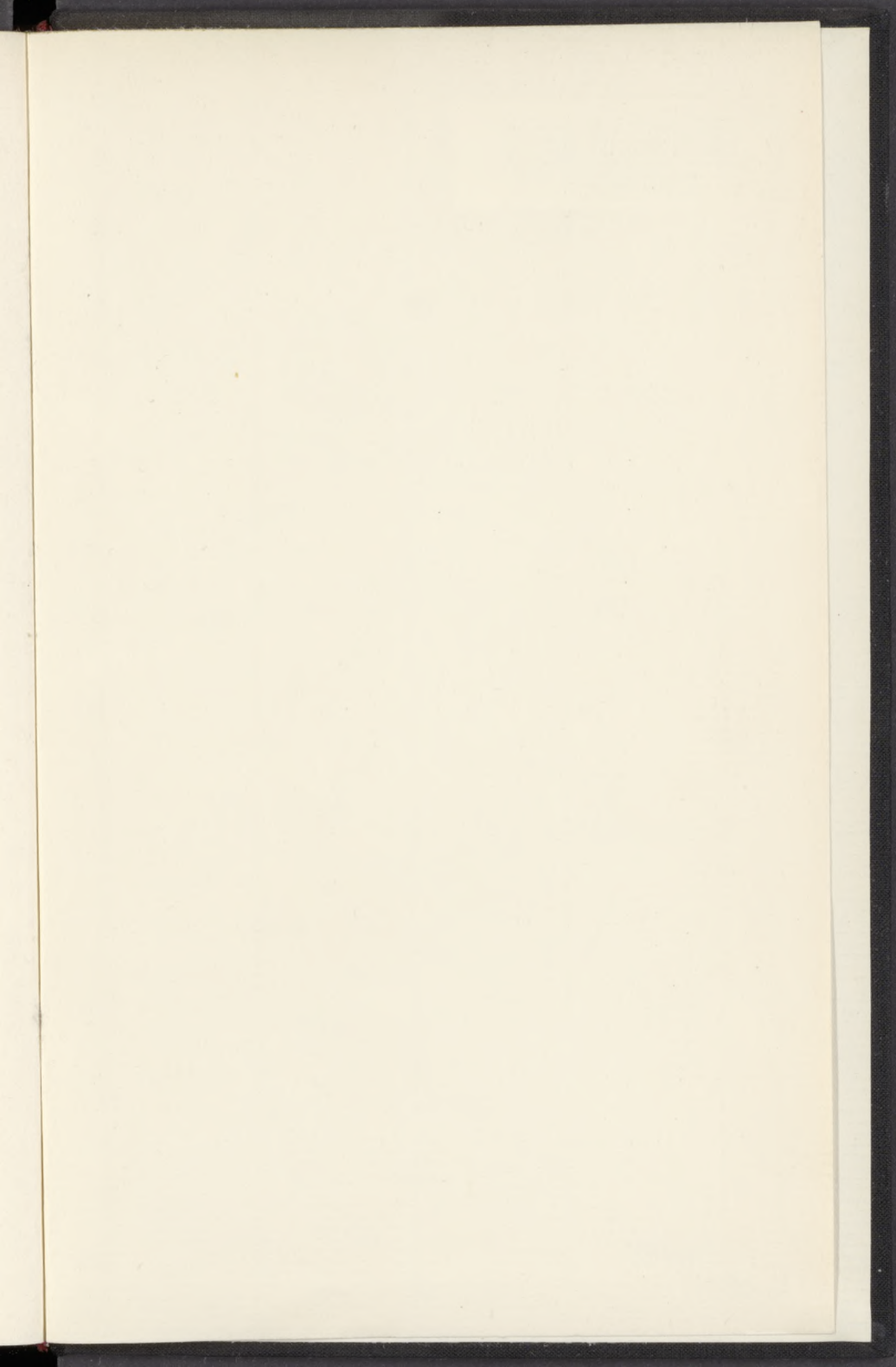
Schicksal unbestimmt

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	5
<i>Erster Teil: Die Umgebung</i>	11
1. Kapitel: Alldeutschum und Nazi-Ideologie	12
2. Kapitel: Das Nürnberger Gefängnis	17
<i>Zweiter Teil: Die «Macher» der Politik</i>	23
3. Kapitel: Rudolf Heß	25
4. Kapitel: Alfred Rosenberg	49
5. Kapitel: Hermann Goering	64
<i>Dritter Teil: Die Handlungsreisenden</i>	93
6. Kapitel: Hans Fritzsche	95
7. Kapitel: Baldur von Schirach	100
8. Kapitel: Joachim von Ribbentrop	108
9. Kapitel: Constantin von Neurath	129
Franz von Papen	129
<i>Vierter Teil: Die Bewaffneten</i>	135
10. Kapitel: Alfred Jodl	137
Wilhelm Keitel	137

11. Kapitel: Karl Dönitz	143
Erich Raeder	143
12. Kapitel: Ernst Kaltenbrunner	148
 <i>Fünfter Teil: Die Volksverhetzer</i>	 153
13. Kapitel: Julius Streicher	155
14. Kapitel: Robert Ley	165
 <i>Sechster Teil: Die Geschäftsleute</i>	 186
15. Kapitel: Hans Frank	187
16. Kapitel: Wilhelm Frick	196
Arthur Seyß-Inquart	196
17. Kapitel: Hjalmar Horace Greeley Schacht	200
Walther Funk	200
18. Kapitel: Albert Speer	206
Fritz Sauckel	206
 <i>Siebenter Teil: Der Führer</i>	 211
19. Kapitel: Adolf Hitler I	213
Adolf Hitler II	238
 <i>Achter Teil</i>	
20. Kapitel: Welche Rückschlüsse ergeben sich für Amerika?	251
Biographische Notiz über den Verfasser - Liste der Verbrecher	261

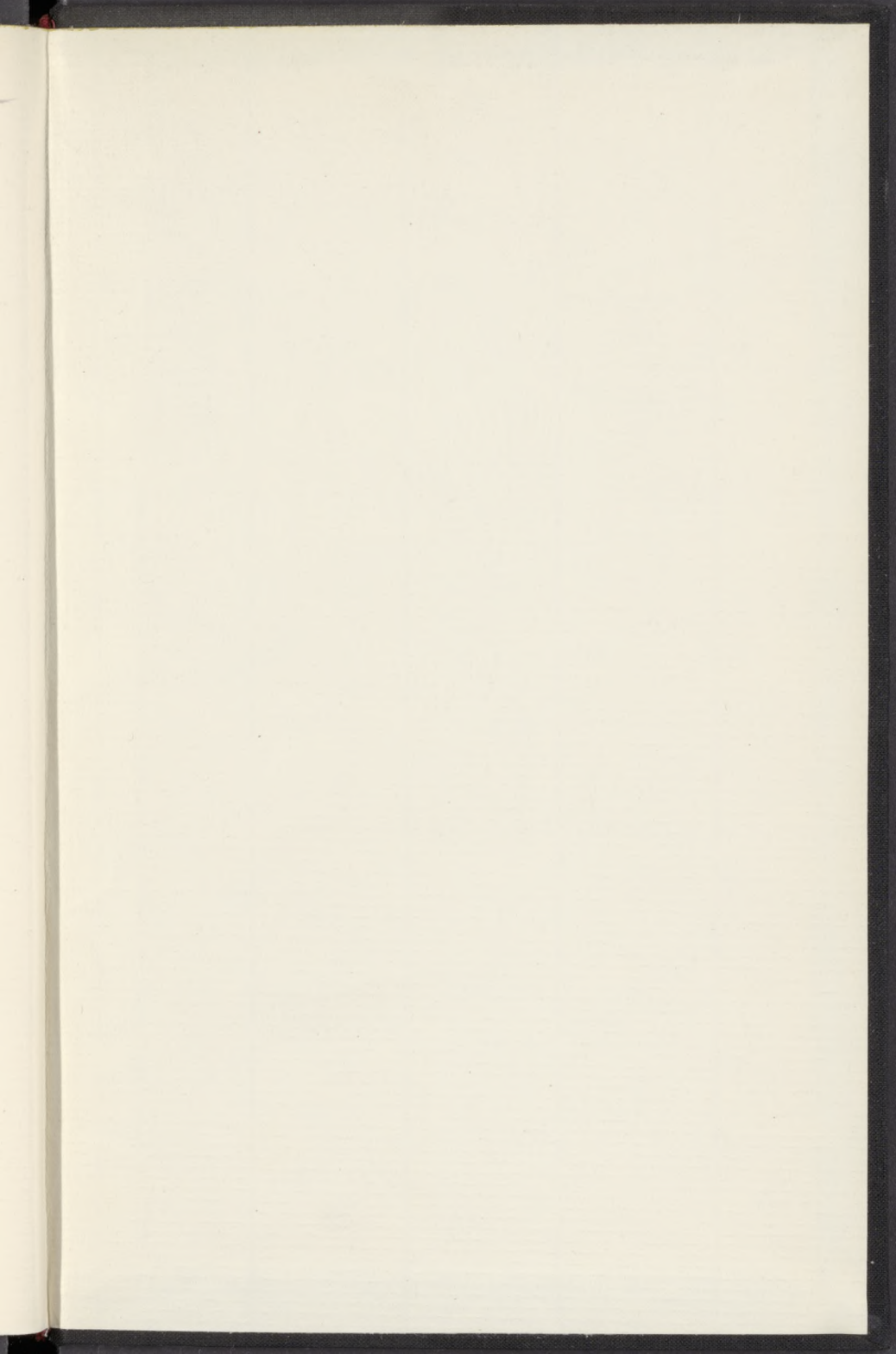






1207

Lhs 14.80



新刊
全
一